



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

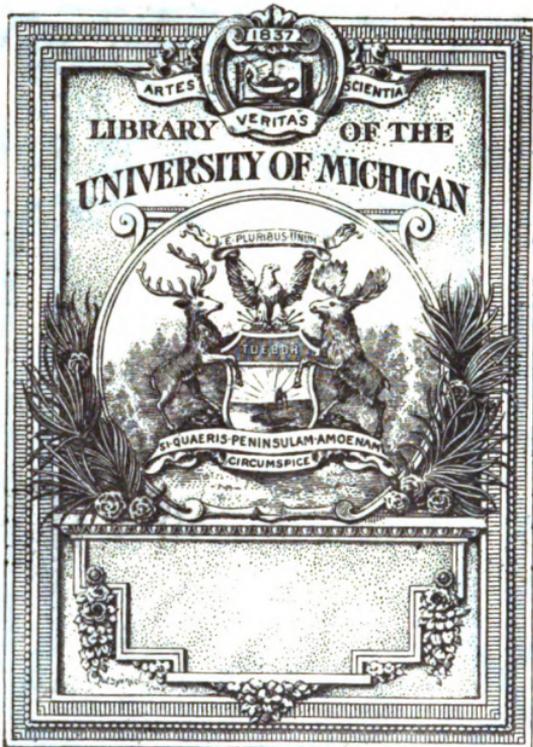
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A

794,523





THE GIFT OF
Dr. H. S. C. betz.

8 5 0 1 0 2 0 0

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen in den Bänden 2—13 für 75 Pfennig, in dem in erhöhter Auflage erscheinenden ersten Bande für M. 1.— pro gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Inseraten durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



verwendet
Stets

Dr. OETKERS Backpulver à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Vanillinzucker . . à 10 Pfg.
Dr. OETKERS Puddingpulver à 10—30 Pfg.

Die millionenfach bewährten Rezepte gratis von den besten Geschäften der Kolonialwarenbranche!

Dr. A. OETKER * BIELEFELD.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In zweiter Auflage erschien soeben:

Lehrbuch der Graphologie

von

L. Meyer.

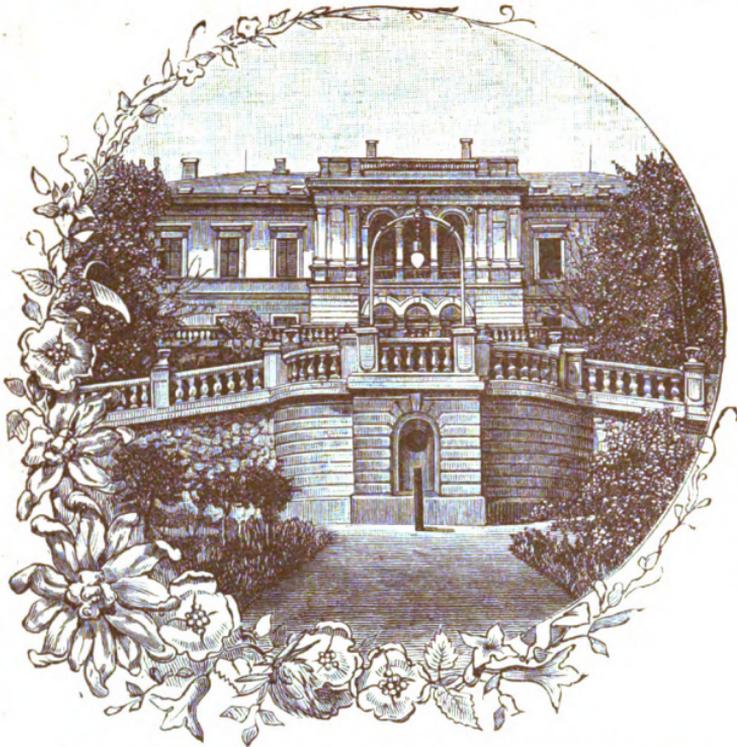
Gr. 8°. 248 Seiten mit ca. 330 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Natürlicher Biliner Sauerbrunn!

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen.



Ueberrifft im Gehalt an **doppeltkohlensaurem Natron** die bekanntesten natürlichen alkalischen Wässer bedeutend.

In 1000 Theilen Wasser **4,78 doppeltkohlensaures Natron.**

Biliner Sauerbrunn ist ganz besonders zu empfehlen bei **Magen-, Nieren-, Blasen- und Harnleiden, gichtischen Ablagerungen, Erkrankung der Respirationorgane und Lunge**, unübertroffen bei **Diabetes** (Zuckerkrankheit).

Als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem**, die **Nieren-, Galle-, Harn-, und Blasenfunktionen störende** Einflüsse, dabei wegen seiner reichen Menge Kohlensäure (gesammte Kohlensäure 5,517 in 1000 Theilen) ein äusserst **wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk** und zur Mischung mit Wein geeignet.

In Flaschen à $\frac{7}{8}$ u. $\frac{3}{8}$ Liter vorrätig in allen Apotheken, guten Droguerien und in den **Mineralwasserhandlungen.**

☛ Auf den **•Korkbrand•** (Biliner Sauerbrunn) wird besonders aufmerksam gemacht, Flaschen mit Korken **ohne Brand** enthalten gefälschtes Biliner Wasser.

Curanstalt Sauerbrunn mit allem Comfort ausgestattet. **Wannen-, Dampf-, elektrische Bäder, Kaltwasser-Heilanstalt** vollständig eingerichtet. *Brunnen-Arzt Med. Dr. Wilhelm v. Reuss.*

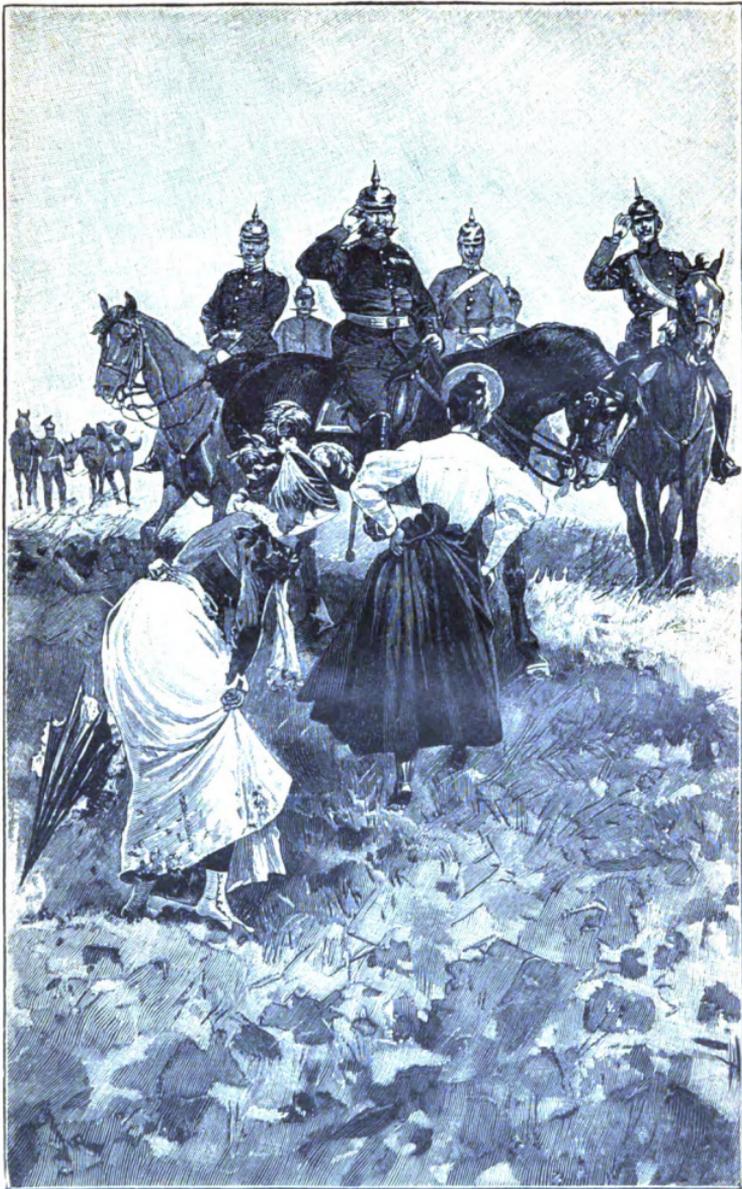
☛ **Biliner Verdauungszeltchen.** ☛ **Pastilles de Bilin.**

Vorzügliches Mittel, aus den Abdampfrückständen d. Biliner Sauerbrunn erzeugt, bei **Sodbrennen, Magenkatarrhen, Verdauungsstörungen überhaupt.**

Depots in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Droguenhandlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novellette „Die schöne Frau“ von Emma Merk. (S. 74)
Originalzeichnung von H. Wald.



Bibliothek
der
Unterhaltung ♪ ♪
 ♪ ♪ **und des Wissens**

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart





Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
Um ein Wort. Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban (Fortsetzung)	7
Die schöne Frau. Novелlette von Emma Merk	61
Mit Illustrationen von H. Wald.	
Am Gardasee. Reiseerinnerungen von Fr. Regensberg	83
Mit 14 Illustrationen.	
Der Combsengel. Kriminalnovelle von Harry Sheff	104
Wie Seevögeleier gesammelt werden. Englische Küstenbilder von E. Koller	169
Mit 8 Illustrationen.	
Das modernste Verkehrsmittel. Skizze aus dem Leben der Gegenwart. Von Ulr. Myers	179
Die Brillenschlange. Tropische Bilder von E. Appenzeller	190
Mit 5 Illustrationen.	
Ein Besuch bei dem Pondokönig Umquikela. Südafrikanische Skizze von Fred Morris	205
Mit 5 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Graf und Kaufmann	219
Neue Erfindungen:	
I. Elektrische Taschenlaterne	222
Mit Illustration.	
II. Castaings Doppelscheiben zur immerwährenden Lüftung	223
Mit Illustration.	

	Seite
Bettlerkniffe	225
Eine wertvolle Bibliothek	230
Das grösste Geweih der Erde	231
Mit Illustration.	
Der Konsul und sein Pfeifer	233
Sonderbare Münzennamen	235
Die Umgebung des Dauphins	237
Die Rotkehl-Fnolis	238
Mit Illustration.	
Ein beherzter Diplomat	239
Die Erbin	240
Die Belagerung von Gibraltar	241
Eine elektrische Schreibmaschine	243
Mit Illustration.	
Medizinische Crinkbecher	245
Friedrich der Grosse in Paris	245
Dreizehn zu Tische!	246
Die Teufelssonate	247
Eine angenehme Verwandlung	248





Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Zweites Buch.

1.

Err Afso d'Affiri war recht zufrieden, daß er das rote Billino, das er in Sorrent besaß, nicht verkauft hatte, wie er vor einer längeren Reihe von Jahren beabsichtigt hatte. Er war sehr gealtert und litt an einer Reizbarkeit und Nervosität, die ihn häufig veranlaßte, das lärmende Neapel zu fliehen, um in den stillen Felsbuchten und Gärten des schönen Sorrent Zuflucht zu suchen. Da war es ihm denn lieb, dort auch in seinen vier Pfählen zu hausen und nicht auf eine Mietswohnung angewiesen zu sein.

Er hatte das Landhaus umbauen und modernisieren lassen, er hätte sogar gern noch etwas von der benachbarten Villa Miramar hinzugekauft, um einen größeren Garten und einen eigenen Zugang zum Meeresufer zu haben, leider aber ließ sich das nicht machen. Besitzerin der Villa Miramar war eigentlich die nachgelassene Tochter der Gräfin di Monteverde, Contessina Santina, aber kein

Mensch mußte, wo diese war. Seit vierzehn Jahren hatte sie niemand mehr in Neapel gesehen, und die Bank von Neapel, die als Verwalterin der Villa Miramar fungierte, war zu keinerlei Verkäufen ermächtigt und infolge früherer Anweisungen von Seiten der Pflegemutter der Besitzerin auch gar nicht geneigt, auf solche Verhandlungen einzugehen. So war die Grenze geblieben, wie sie war.

Es war eigentlich schade darum, und Herr Affo d'Affiri that der herrliche Besitz in der Seele leid. Seit fünfzehn Jahren stand die Villa Miramar leer, keine Seele hatte von all den Herrlichkeiten, welche Natur und Kunst hier in so unvergleichlicher Fülle boten, den geringsten Nutzen. Traurig und einsam lag das Haus da, die Fensterläden geschlossen, die Möbel verhängt, verpackt, die Teppiche und Matten zusammengerollt, die wunderhübschen Terrassen öde und leer — ein verwünschtes Schloß. Wenn nicht der alte, ewig hüftelnde Gärtner, der seinen Lohn regelmäßig von der Bank ausbezahlt erhielt, wenigstens den Park notdürftig im Stand gehalten hätte, so würde das Ganze ausgesehen haben wie ein Ort, auf dem ein unheimlicher Zauber ruht.

Herr Affo d'Affiri war ein hochbetagter Mann, hatte ein langes, arbeit- und erfolgreiches Leben hinter sich und machte insolgedessen das bißchen Philosophie, was er zum Leben brauchte, für sich selbst zurecht. Er kannte die ganze Geschichte, die mit dem verlassenen Hause zusammenhing. Der Fluch des Verbrechens ruhte darauf, und dieser fiel wie auf die Menschen selbst, so auch auf die Dinge. Er wußte nicht, was aus den Beteiligten geworden war, aber wenn er die traurige, verfallende Verlassenheit der hübschen Villa Miramar ansah, so verglich er sie unwillkürlich mit dem Schicksal der an dem in diesem Hause begangenen Verbrechen Beteiligten.

Sehr vergnügt und erheiternd waren ja diese Betrachtungen.

tungen des alten Herrn freilich nicht, und da er außerdem an Langeweile litt, so ging er nie gern allein nach Sorrent. Jrgend jemand aus seiner ziemlich zahlreichen Familie mußte immer bei ihm sein, entweder seine Frau oder eine seiner Töchter oder sein jüngerer Sohn Benvenuto. Der ältere Sohn führte das Geschäft. Dieser konnte also nicht fort. Eigentlich hätte auch Benvenuto in Neapel bleiben müssen, denn er studierte Rechtswissenschaft, oder sollte sie wenigstens studieren. Aber damit hatte es seine eigene Bewandnis.

Benvenuto d'Affiri war das Nesthäkchen der Familie, jetzt dreiundzwanzig Jahre alt und von seiner Mutter in schrecklicher Weise verhätschelt. Benvenuto war ein hübscher frischer Bursche, der sich natürlich den Vorteil, der daraus für ihn entsprang, weiblich zu nütze machte. Hatte er einmal keine Lust zu arbeiten, oder kam ihm ein Examen gar zu rasch über den Hals, so brauchte er nur über Kopfschmerzen zu klagen, um seine Mutter sofort in Aufregung zu bringen. Dann war von Ueberbürdung, von Quälereien, von nutzlosen Scherereien und ähnlichem die Rede, so lange, bis der alte Herr klein beigab, um nur wieder Ruhe zu haben. So war der junge Student der Rechte im Laufe der Zeit und unter der liebevollen Beihilfe seiner zärtlichen Mutter über das Studium der Rechtsgelehrtheit zu Ansichten gekommen, die nicht die Ansichten der übrigen Welt, besonders nicht die seines Vaters waren. Wozu — so fragte er sich — soll ich studieren? Der Vater hat Geld, und es fehlt durchaus nicht an Advokaten, Richtern und anderen Rechtsgelehrten. Die armen Leute machen sich ja jetzt schon durch eine starke Konkurrenz untereinander das Leben sauer, wozu soll ich auch noch in diese Konkurrenz eintreten und ihnen das kärgliche Brot schmälern? Die Rechtsgelehrtheit kann ohne mich ganz gut existieren, und ich ebenfalls ohne sie.

Das war die Philosophie des dreiundzwanzigjährigen Studenten, die mit der seines Vaters durchaus nicht übereinstimmte, und wegen deren es manchen Verdruß gab. Nun stand wieder für den Spätherbst eine Prüfung bevor, Benvenuto bekam also wieder einmal Kopfschmerzen und ging bereits Anfang Juli mit seinem Vater nach Sorrent, um sich zu erholen, wie er sagte, und um sich auf sein Examen vorzubereiten, wie sein Vater hartnäckig behauptete. Eine große Kiste voll Bücher und Hefte wurde eingepackt und nach dem roten Billino in Sorrent geschickt, der alte d'Affiri kaufte einen neuen, sehr soliden Schreibtisch, der in Benvenuto's Studierzimmer aufgestellt wurde; das war aber auch alles, was zur Vorbereitung für die Prüfung geschah, denn Benvenuto selbst trieb sich meist unten am Meeresstrand herum, badete, angelte, ruderte oder segelte, kurz, vertrieb sich die Zeit mit jener Meisterschaft im Nichtsthun, wie man sie nur in Neapel kennt.

Eines Nachmittags — es war ein heißer Tag gegen Ende Juli — kam er die Felsentreppe herauf, und wollte durch den Park der Villa Miramar nach dem roten Billino gehen. Er hatte zwei Ruder auf der Schulter, die er im Schweiß seines Angesichts über die unter glühheißen Sonnenstrahlen liegende Treppe mit hinaufschleppte, damit während seiner Abwesenheit kein Unfug mit seinem Boot geschehen könne. Es war fast sechs Uhr, die Sonne stand schon tief und übergieß in jener für den Nordländer unglaublichen Farbenpracht des Südens alles mit einem fatten schönen Rotbraun. Die See lag ruhig, der ganze Golf mit den Inseln Ischia, Procida, Nisida, dem Posilippo und Neapel selbst bildeten ein einziges klares Panorama großartigster Harmonie; das Laub der Feigenbäume duftete jenen süßen, undefinierbaren Geruch aus, der den Nerven so wohlthätig und beruhigend ist. Kein Blatt regte sich, nur die Meereswellen spielten leise raschelnd

und murmelnd im Ufersand, alle Zauber des glücklichen Sorrent schienen auf diese Stunde vereinigt.

Blötzlich blieb Benvenuto stehen und starrte — selbst wie verzaubert — hinauf nach der letzten Rampe, die unmittelbar an den Park der Villa Miramar stieß und über die sich eine junge Dame herabbeugte. In leichte helle Sommerkleider gehüllt, unter einem roten Sonnenschirm sah das frische, lustige Gesichtchen lächelnd auf den jungen Mann herunter. Benvenuto war als Neapolitaner an Frauenschönheit gewöhnt und machte, wenn ihm etwas gefallen sollte; sehr hohe Ansprüche, aber so etwas kindlich Frisches, Schelmisches, so große, dunkle, ruhige Augen hatte er noch nie gesehen. Die junge Dame mochte kaum siebzehn oder achtzehn Jahre sein, war aber, wie meist die Südländerinnen in diesem Alter, schon voll entwickelt, nur ihr Gesicht hatte das rührend Fromme und Naive des Kindes. Ihre Kleidung zeugte von vornehmem Geschmack und von untadelhafter Eleganz.

Anwillkürlich riß Benvenuto die Mütze vom Kopfe und stotterte verwirrt: „Ich bitte um Verzeihung, Signorina —“

„Weshalb denn?“ fragte sie lächelnd.

„Je nun, wir sind hier eigentlich beide auf fremdem Boden.“

„So?“ erwiderte sie drollig.

„Ja. Park und Treppe gehören zur Villa Miramar, während ich mit meinem Vater im roten Villino wohne und beides unerlaubterweise benutze. Es ist aber niemand da, den man um Erlaubnis fragen könnte.“

Sie antwortete nichts, sah ihn aber lächelnd und mit eigentümlichem Behagen vom Kopf bis zu den Füßen an.

„Wo wohnen Sie denn, Signorina, wenn ich fragen darf?“ fuhr Benvenuto fort, indem er näher an sie heransschritt.

In diesem Augenblick klang eine Frauenstimme vom

Park her, laut und rufend: „Santina!“ und als sich Benvenuto umsah, bemerkte er eine Dame, vollständig in Schwarz gekleidet, die sich eben von einer Gartenbank erhob, wo sie in einem Journal gelesen hatte.

„Mama?“ fragte die jüngere Dame zurück.

„Komm zu mir, mein Kind. Ich möchte dir etwas zeigen.“

Die junge Dame sah mit einem bedauernden Lächeln auf den vor ihr stehenden jungen Mann und sagte höflich: „Sie verzeihen, Herr — Herr —“

„d’Affiri, Signorina, ich heiße Benvenuto d’Affiri und bin mit meinem Vater im roten Villino in der Sommerfrische. Es wird mir eine große Ehre und ein außerordentliches Vergnügen sein, wenn ich —“

„Also auf Wiedersehen, Herr d’Affiri,“ unterbrach sie ihn und ging mit einer leichten Verbeugung davon.

Natürlich sah ihr Benvenuto nach, ziemlich verbüßt, aber doch sehr gespannt und erregt. Er hätte am liebsten mit der Dame in Schwarz anbinden mögen, weil sie ihn im glücklichsten Moment seines Lebens gestört und das Wunder, dessen Betrachtung ihn momentan um die Besinnung gebracht, von ihm rief.

„Nein,“ hörte er die Dame in Schwarz noch im Weitergehen sagen, „es schickt sich nicht, mein Kind, und besonders hier solltest du nicht mit Leuten verkehren, die du nicht kennst.“

Was? brauste Benvenuto innerlich auf, gehörte er zu den Leuten, die man nicht kennt? War er nicht wohlbestallter Student der Rechtsgelehrtheit an der Universität zu Neapel? Hatte er sich ihr nicht vorgestellt, wie es sich gehörte? War es nicht schicklich, daß sie auch ihm ihren Namen sagte?

Die „Leute, die man nicht kennt“, wurmten ihn, aber gleichwohl ließ sich momentan nichts dagegen machen.

Langsam ging er die kleine Orangen- und Limonenallee, die quer durch den Park der Villa Miramar und an dieser vorüber nach dem Villino führte, entlang, als ihm auffiel, daß auf der großen Terrasse der Villa Miramar die Türen und Fensterläden aufstanden, und auf der Terrasse selbst zwei Dienstmädchen Decken oder Teppiche ausklopfen.

Die Villa Miramar war also aus ihrem Zauberschlaf erwacht und bewohnt. Natürlich von „ihr“ und ihrer Mutter. Denn daß die Dame in Schwarz ihre Mutter sein mußte, war klar. Wer aber war denn die junge Schöne selbst? „Santina“ hatte ihre Mutter sie gerufen. Nun, dieser Vorname ist in Unteritalien nicht gerade selten. Santina heißen viele junge Mädchen. Inbessen konnte es doch nicht schwer sein, zu erfahren, wer die Villa Miramar gemietet hatte.

Ein Gärtnerbursche, den der alte Gioachimo zu seiner Unterstützung seit einiger Zeit bei sich hatte, lief ihm in den Weg. Der Junge war freilich erst vierzehn oder fünfzehn Jahre und so dumm, wie es die Polizei nur irgend gestatten kann. Aber es war momentan niemand anders da, und warten wollte der junge Mann in seiner Ungebuld nicht.

„He, Achill!“ rief er den Burschen an. „Die Villa Miramar ist bewohnt?“

Achille nickte. „Seit heute früh.“

„Wie heißt die Herrschaft?“

„Weiß nicht.“

„Woher kommt sie?“

„Von Castellamare.“

Von Castellamare kamen in Sorrent alle Fremden, die nicht mit dem Schiff ankommen, und was anderes wußte Achille nicht. Verzweifelt sah Benvenuto einen Augenblick zu, wie der Bursche einige Rosensträucher und

Salbeibeete begoß. „Wo ist Gioachimo?“ fragte er dann in der Hoffnung, von dem alten Gärtner mehr erfahren zu können.

„In Neapel,“ erwiderte Achille. „Heute früh mit dem Schiff fort. Besorgung für die Herrschaft.“

„Wann kommt er wieder?“

„Weiß nicht.“

Der Bursche mit seinem ewigen „Weiß nicht“ fing an, den jungen hitzigen Studenten nervös zu machen. Aber es half nichts, Benvenuto mußte warten, so schwer ihm das auch fiel, bis er sich bei dem Gärtner bessere Auskunft holen konnte.

Als er sich dem roten Billino näherte, schickte ihm der Himmel seine Schwester Beatrice in den Weg, die von der Post kam und Briefe und Zeitungen für ihren Vater geholt hatte. In Sorrent holt man meist seine Sachen selbst von der Post, um nicht warten zu müssen, bis es dem Briefträger zufällig einmal einfällt, sie zu bringen.

„Beatrice,“ rief der Student seine Schwester an, „denke dir, Villa Miramar ist bewohnt.“

„Madonna santissima!“ rief die junge Dame erschrocken, „bist du nicht wohl, daß du mich so anfährst? Was geht denn mich das an, ob die Villa Miramar bewohnt ist oder nicht.“

„Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere,“ fuhr er lebhaft fort, ohne den Einwurf seiner Schwester zu beachten, „du mußt ihnen einen Besuch machen.“

„Ich? Wie komme ich denn dazu?“

„Das schickt sich so. Es sind Fremde, und es gehört für uns zum guten Ton, daß wir uns ihnen vorstellen und zu ihrer Verfügung halten. Da es Damen sind, geht das dich an, wenn es Herren wären, hätte ich es selbst besorgt.“

„Es fällt mir gar nicht ein,“ antwortete seine Schwester ablehnend. „Wenn die Fremden etwas wollen, mögen sie zu mir kommen.“

Mergerlich warf er seine Ruder hin. „Eine Neapolitanerin weiß doch nie, was sich gehört! Du blamierst die ganze Familie. Außerdem haben wir den Schaden. Wir können nicht mehr den Park der Villa Miramar benutzen, wenn diese von für uns fremden Leuten bewohnt wird.“

„Ah bah, was thut's? Wir gehen eben auf der Straße durch Sant' Aniello nach dem Meer.“

„Danke schön! Man versinkt auf der Straße ja bis an den Halsfragen in den Staub.“

Durch den Streit war der alte d'Affiri aufmerksam geworden und trat näher. Nun wurde die Angelegenheit nochmals durchgesprochen, Benvenuto ereiferte sich immer mehr, so daß schließlich sein Vater die Sache dahin regelte, daß er sich selbst bereit erklärte, den Damen am nächsten Morgen einen Besuch zu machen, wobei er die Benutzung des Parkes der Villa Miramar zur Sprache bringen wollte.

Dabei beruhigte sich Benvenuto und ging auf den Balkon seines sogenannten Studierzimmers, um von dort aus mit dem Feldstecher hinüber nach der großen Terrasse der Villa Miramar zu schauen, wo sich Santina mit ihrer Mutter eben zum Essen niedersetzte. Es war freilich schon ziemlich dunkel, aber es standen auf dem Tische zwei große Lampen, in deren Schein er Santina so genau wie in einem Theater hätte sehen können, wenn sie nicht gerade hinter einer großen Fächerpalme Platz genommen hätte. So mußte er immer warten, bis die junge Dame eine Bewegung machte, entweder um nach etwas auf dem Tische zu langen oder dem aufwartenden Mädchen etwas abzunehmen oder hinzureichen. Aber er wartete geduldig

wie nie, so daß er es ganz überhörte, wie er selbst zum Essen gerufen wurde. Dieses Antlitz, diese Figur und vor allem dieses muntere, glockenreine Lachen, das der Wind manchmal zu ihm herübertrug, bezauberten ihn und versetzten ihn in eine Aufregung, wie er sie noch nie in seinem Leben empfunden.

Plötzlich stand sein Vater hinter ihm, ohne daß er ihn hätte kommen hören.

„Du bist doch wohl ganz und gar des Teufels,“ sagte Don Alfio ungehalten. „Was sollen denn die Damen von uns denken, wenn sie dich hier bemerken?“

„Wir könnten auch einmal im Freien essen,“ versetzte er ausweichend. „Die Luft ist so mild und schön.“

„Scher dich hinunter zum Essen,“ befahl sein Vater statt aller Antwort. „Alle warten nur auf dich.“ —

Am nächsten Morgen weckte Benvenuto seinen Vater um sechs Uhr, damit er den Nachbarbesuch nicht versäumen sollte. Der alte Herr kannte seine Söhne sehr wohl und erinnerte sich vielleicht auch aus seiner eigenen Jugend, wie gefährlich dergleichen Anfälle werden konnten. Vor Jahren war es ihm schon einmal mit seinem ältesten Sohn so ergangen, der sich plötzlich in eine Liebersängerin am Teatro Fondo verliebt hatte und sie allen Ernstes heiraten wollte. Damals war es ihm gelungen, durch die Polizei die bereits etwas anrühige Person aus Neapel zu entfernen, sein Sohn hatte aber davon erfahren, und ein jahrelanger Zwist war die Folge gewesen, bis endlich eine neue Leidenschaft die alte beseitigt und seinen Sohn wieder zu Verstand gebracht hatte. Sollte derselbe Tanz nun noch einmal mit Benvenuto losgehen? Das Bürschchen war jetzt dreiundzwanzig Jahre, war nichts und hatte nichts. Was also sollte da werden?

Gleichwohl ging der alte Herr seinem Versprechen gemäß gegen Mittag nach der Villa Miramar hinüber, um

sich den fremden Damen zur Verfügung zu stellen oder doch seine Karte abzugeben. Benvenuto wartete unterdessen aufs höchste gespannt, mit der Uhr in der Hand, im Billino und wäre am liebsten gleich hinter seinem Vater hergelaufen. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit sah er ihn zurückkommen.

„Nun?“ fragte er ungeduldig.

Sein Vater sah sehr ernst aus. „Komm mit auf mein Zimmer, Benvenuto,“ sagte er kurz und stieg die Treppe hinauf.

Etwas betroffen folgte Benvenuto. „Was sagten sie denn, Papa?“ fragte er schon unterwegs. „Du hast doch mit ihnen gesprochen?“

„Nein.“

„Nicht?“ fuhr Benvenuto erstaunt auf. „Aber —“

„Komm und rede nichts. Du wirst gleich alles wissen.“

In seinem Zimmer angekommen, setzte Don Uffo sich in einen Sessel und begann mit leiser, vorsichtiger Stimme, als ob er fürchte, belauscht zu werden: „Die Damen, die du gesehen hast, sind in der Villa Miramar und überhaupt in dieser Gegend durchaus nicht fremd, denn sie sind die Besitzerinnen der Villa.“

„Was? Sie sind hier zu Hause?“ fragte der junge Mann überrascht.

„Höre mir zu, was ich dir sage. Die ältere Dame ist die Gräfin di Monteverde, nennt sich aber hier Frau de Mendrisi nach ihrer Mutter, mit der sie vor langen Jahren das rote Billino bewohnt hat.“

„Unser Haus?“

„Ja. Die jüngere Dame ist die Tochter des Grafen di Monteverde aus erster Ehe, deren Mutter von eben diesem Grafen Enea di Monteverde in der Villa Miramar ermordet wurde, und der seither drüben im Zuchthaus von Nisida seine Strafe abbüßte.“

„Großer Gott, was sagst du da!“

„Nichts als die Wahrheit. Du weißt natürlich von dieser ganzen Sache nichts, mein Junge, denn du warst damals noch ein Kind. Ich aber besinne mich noch gut genug darauf. Graf Enea di Monteverde wurde zu fünfzehn Jahren Bagno verurteilt, und in dieser ganzen Zeit ließ sich seine zweite Frau wie auch seine Tochter in unserer Gegend nicht blicken. Die Damen wußten wohl, warum. Nun muß aber nach meiner ungefähren Berechnung die Strafzeit des Grafen demnächst um sein, und deshalb sind die Damen wohl auch wieder hier.“

„Und Santina? Die junge Dame, die ich gesehen?“

„Ist die Tochter eines Zuchthäuslers,“ antwortete Don Afso nachdrücklich. „Du weißt, was das heißt. Ob Gräfin oder nicht, ob reich oder arm, geschändet ist geschändet. Laß dir das also gesagt sein, Benvenuto. Du kannst doch nicht wünschen, mit solchen Leuten zu thun zu haben, und wenn du dich auch als junger unüberlegter Mann darüber hinwegsetzen solltest, so darfst du es doch deiner Familie, deinen Schwestern und deinen Eltern nicht zumuten. Ich hoffe, Benvenuto, du bist verständig genug, um das einzusehen. Du bist kein Knabe mehr.“

„Aber ich begreife nicht, Papa — du hättest sie sehen sollen! Diese harmlosen, naiven Augen, diese zierliche Drolligkeit und Lustigkeit. Nein, nein! Das ist nicht möglich. Wer seinen Vater im Bagno weiß, kann nicht so aussehen.“

„Benvenuto, von einem Irrtum meinerseits ist keine Rede. Also sei vernünftig und laß dich von deinem Vater über das belehren, was du selbst nicht weißt. Das Verbrechen ist wie eine Katastrophe in der Natur, die weit hinter sich ihre Furchen zieht. Bleib weg davon.“

„Vater!“

„Laß es gut sein. Ich weiß schon, was du sagen willst. Natürlich fällt jetzt jeder Verkehr mit der Villa Miramar fort. Wenn ihr nach dem Meer hinuntergeht, so geht ihr durch Sant' Aniello. Die Sache ist nicht so schlimm, und um derartigem aus dem Wege zu gehen, kann man wohl einen noch größeren Bogen machen.“

„Aber —“

„Ich will es so und damit basta!“ schnitt ihm sein Vater streng das Wort ab. „Wenn du die Notwendigkeit nicht einsiehst, so muß ich dich zum Gehorsam zwingen. Du weißt, Benvenuto, daß ich mit dir nicht eben sehr streng bin und dir vieles nachsehe. In diesem Punkt bin ich aber unerbittlich. Sowie ich merke, daß du mir nicht gehorchst, oder wenn ich dich nur einmal drüben im Park der Villa Miramar sehe, schicke ich dich sofort nach Neapel zurück. Mein Wort darauf!“

Jetzt, im Hochsommer, in das heiße, staubige, unsaubere Neapel zurückgesandt zu werden, verlockte den jungen Mann natürlich nicht, auch wenn es in Neapel keine Universität gegeben hätte. Auch nahm sein Vater bei dieser Gelegenheit eine so ernsthafte und drohende Miene an, wie er sie an ihm nur bei ganz ernstesten Gelegenheiten gesehen, wo auch die Mutter nichts ausrichten konnte. Er nahm sich deshalb vor, seinem Vater zunächst keinen Anlaß zum Aeußersten zu geben und den Park der Villa Miramar zu meiden. Vielleicht kannte und fühlte er auch in diesem Augenblick die Tragweite seines Versprechens nicht, jedenfalls dachte er nicht daran, daß vielleicht einmal ein Tag kommen könne, wo es ihm unmöglich sein werde, es zu halten. Genug — er gab es, um seinen Vater zu beruhigen.

Der Verkehr zwischen dem Villino rosso und der Villa Miramar war von Stund an eingestellt.

2.

Gräfin Severa di Monteverde stand auf der kleinen Terrasse und schaute mit thränenfeuchten, wehmütigen Augen über das weite dunkelblaue Meer nach der kleinen Insel Nisida am Nordende des Golfes. Auf der höchsten Erhöhung der Insel befand sich ein weithin sichtbares, weißglänzendes Haus, der Bagno oder das Zuchthaus von Nisida, der derzeitige Aufenthaltsort ihres Gatten, des Grafen Enea. Gräfin Severa war trotz der langen qualvollen Jahre und des inzwischen erfolgten Todes ihrer Mutter noch eine stattliche Frau, aber die verflossenen fünfzehn Jahre hatten doch zu schwer auf ihrer Seele gelastet, als daß sie nicht ihre Spuren hätten zurücklassen sollen. Um die Augen hatte sich eine Menge kleiner, kaum wahrnehmbarer Fältchen gebildet, und der Ausdruck der Augen selbst war wie verschleiert, durch schmerzliche Entsagung verbüßert. Auch um den Mund sah man bei jeder Bewegung diesen müden, melancholischen Ausdruck. Was hatte sie alles in diesen fünfzehn Jahren gelitten! Wenn Severa jetzt zurückdachte an all die bitteren, trüben und einsamen Stunden, so schien es ihr wie ein Wunder, daß sie sie überhaupt überstanden hatte.

Wie aber hatte er, der unschuldig Verurteilte, sie ertragen? Das war es, was sie jetzt zumeist beschäftigte. Seine Prüfungszeit — seine Strafe, wie die Leute sagten — war demnächst vorüber, aber wie würde sie ihn wiedersehen? Was würde man aus dem Mann, der ihr alles war, gemacht haben?

Ein müdes, trockenes Hüfteln störte sie aus ihrem Nachdenken auf. Sie fuhr rasch mit dem Taschentuch über die thränennassen Augen und sah sich um.

Der alte Gioachimo schritt über die Terrasse und kam auf sie zu.

„Gioachimo, was giebt's?“ fragte sie.

„Eure Gnaden, Frau Gräfin werden verzeihen,“ sagte der alte Mann und präsentierte ihr eine Visitenkarte.

Sie nahm die Karte und las: *Alfo d'Affiri*. „Was ist mit dieser Karte?“ fragte sie weiter.

„Der Herr war unten —“

„Wann? Jetzt?“

„Ja, jetzt eben. Er fragte nach der neuen Herrschaft und gab mir dabei seine Karte. Als ich ihm aber Ihren Namen nannte, Frau Gräfin, wandte er sich wieder ab und ging davon, indem er sagte, er habe sich geirrt. Seine Karte ließ er da.“

Ihre Finger zuckten leise, und sie ließ die Karte fallen. Der Ausdruck stummer Trauer und ergebungsvoller Melancholie, der sie auf Augenblicke verlassen, kehrte wieder zurück.

„Es ist gut, Gioachimo,“ sagte sie müde. „Laß mich allein und vergiß nicht, was ich dir sagte in Bezug auf Santina.“

„Frau Gräfin können sich auf mich verlassen,“ erwiderte der alte Mann. „Ich werde schon acht geben.“

Der Gärtner ging wieder fort, und Severa blieb allein. Sie besann sich auf Herrn d'Affiri sehr gut. Damals, als sie mit ihrer Mutter in seinem Hause gewohnt hatte, war er sehr freundlich gewesen und hatte sie häufig besucht. Jetzt freilich —!

Sehr nahe ging ihr das Verhalten des Herrn d'Affiri übrigens nicht, sie war in den fünfzehn Jahren noch an ganz andere Vorkommnisse gewöhnt worden, und wenn sie auch manchmal hätte aufschreien mögen vor Scham und Zorn, so war sie doch in der langen Zeit duldsam und demütig genug geworden, um derartige Kränkungen stumm hinzunehmen. Aber um Santinas willen schmerzte es sie. Diese war jetzt herangewachsen, und es wurde immer

schwieriger, das junge Mädchen, das nach Gesellschaft und Umgang verlangte, über den Grund ihrer Vereinsamung zu täuschen.

Plötzlich fuhr Severa aus ihren trüben Betrachtungen auf, und es war fast, als ob ein hellerer Strahl über ihr Gesicht geslogen wäre. Santina kam mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auf die Terrasse. Die prachtvollen schwarzen Haare hingen ihr noch offen über Hals und Schultern herab, nur mit einigen rotseidenen Schleifen festgehalten, die großen Augen strahlten vor Jugendlust und Glück. Alles an ihr war Bewegung und Leben, und ihre Gestalt hob sich feingliedert und formvollendet unter den leichten, enganliegenden Sommerkleidern hervor.

Santina hatte sich in der Zwischenzeit körperlich und geistig in herrlicher Weise entwickelt. Man konnte es schon verstehen, daß Severa bei ihrem Anblick ihr Elend vergaß in stolzer Freude über Santina. Sie sehnte sich nach dem Augenblick, wo sie zu Enea sagen konnte: „Das ist dein Kind, rein und schuldlos, emporgeblüht wie die Blume auf dem Felde, harmlos und ahnungslos wie sie war — so gebe ich sie dir zurück.“ Sein Dank sollte ihr schönster Lohn sein.

Severa hatte sich selbst, ihre Jugend, ihr Lebensglück geopfert, sich in die entlegensten Städte zurückgezogen, wo niemand sie kannte, damit Santina ohne Kummer, ohne Leid und Kränkung aufwachsen könne. Nun kam die Stunde immer näher, wo sie die Tochter in die Arme des Vaters zurückgeben, ihre Aufgabe als erfüllt ansehen konnte. Deshalb war sie hierher gekommen, um in Sorrent den Tag der Wiedervereinigung abzuwarten.

„Bist du schon hier, Mama? Bist du schon fertig?“ fragte Santina, indem sie sich Severa stürmisch in die Arme warf.

„Längst, mein Kind,“ antwortete diese, indem sie

Santina lächelnd küßte, „ich habe leider nicht das Glück, so gut und fest zu schlafen wie du.“

„Wieviel Tage noch, Mama?“ fuhr Santina in ihrer ungeduldigen, lebhaften Art fort. „O sage, wieviel Tage noch?“

„Noch fünf Tage, wenn alles gut geht.“

„O, es wird alles gut gehen, Mama. Sage, daß alles gut gehen wird und daß der Vater wirklich in fünf Tagen bei uns ist.“

„Liebes Kind, er hat eine weite, weite Reise zurückzulegen, und das Meer ist nicht zuverlässig. Aber wenn er auch einen oder zwei Tage später kommt, so kommt er doch sicher.“

„Wie heißt das Schiff, mit dem er kommt?“

„Es ist die „Ancona“.“

„Wie lange braucht die „Ancona“ von Bahia bis Neapel?“

„Dreißig Tage, und wenn es ganz gutes Wetter ist, sieben- bis achtundzwanzig Tage.“

„Und der Vater wird, wenn er einmal wieder hier ist, nie, niemals wieder nach dem schrecklichen Brasilien gehen und uns hier allein zurücklassen?“

„Wenn wir recht lieb zu ihm sind, wird er schon bei uns bleiben.“

„O, er soll nicht wieder fort,“ sagte Santina ziemlich energisch, „ich werde ihn so schrecklich lieb haben, daß er nicht wieder fortgeht. Kannst du dich wohl noch gut auf den Vater besinnen, Mama? Er ist ja so entsetzlich lange Jahre fort.“

„O ja, ich besinne mich noch recht gut auf ihn.“

„Ein schöner Mann, nicht wahr?“

„Ein sehr schöner Mann, wenigstens damals. Aber du weißt ja, daß er inzwischen am Fieber sehr krank gewesen ist. Es kann schon sein, daß er jetzt etwas kränk-

lich aussieht. Aber du wirst ihn trotzdem lieb haben — nicht wahr, Santina?"

„Wie mich selbst, oder nein, noch viel, viel mehr; so wie dich, Mama.“

„Recht, mein Kind.“

„Aber findest du es nicht auch sonderbar, daß ich mich so ganz und gar nicht mehr an die Villa Miramar erinnern kann und daß mir auch das Bild des Vaters so vollständig verschwunden ist?"

„Du warst damals noch sehr klein, Santina.“

„Aber ich besinne mich doch daran, als du mich auf dem Arme trugst, und Papa dich plötzlich umarmte, und ich in aller Angst, erdrückt zu werden, zwischen euch beiden hing. Erinnerst du dich?"

„Ja, mein Kind.“

„Ich besinne mich sogar auf das Zimmer. Es waren knallrote Wände mit kleinen bunten Figürchen im pompejanischen Geschmack. Aber ich finde das Zimmer in der ganzen Villa Miramar nicht wieder.“

„Es hat sich viel verändert,“ antwortete Severa ausweichend. Sie wußte wohl, welches Zimmer Santina meinte. Sie hatte merkwürdigerweise gerade den Augenblick im Gedächtnis behalten, in dem sich Enea mit Severa drüben im roten Villino verlobt hatte. Aber sie fand es gefährlich, ihr nähere Aufklärungen darüber zu geben.

„Auch sonst liegt mir die ganze Gegend, die Scenerie des Golfes, die Inseln, das blaue Meer, die helle Sonne, die grünen Gärten, wie ein ferner, ferner Traum in den Sinnen,“ fuhr Santina fort. „Ich kenne es und kenne es wieder nicht. Ich habe alles das schon gesehen, vor langer, langer Zeit, und weiß doch nicht, was es ist. Ich besinne mich auf einen großen Mann, der immer sehr sorgfältig gekleidet und vornehm einherging, und möchte fast behaupten, daß das Papa war. Aber ich glaube,

wenn ich ihn jetzt vor mir sähe, würde ich ihn nicht erkennen.“

„Du wirst ihn ja bald selbst sehen und dann nicht mehr auf alte Bilder und verwischte Erinnerungen angewiesen sein,“ tröstete sie ihre Mutter.

Dann sah Santina plötzlich die Karte am Boden liegen, die ihre Mutter vorher hatte fallen lassen, und ehe es diese hindern konnte, hob das junge Mädchen sie auf.

„Was ist das für eine Karte?“ fragte sie lebhaft.

„O nichts. Geib sie her, mein Kind.“

„Affo d'Affiri, das ist wohl der Mann, der im roten Billino wohnt? Der Vater des jungen Herrn vermutlich, den wir im Garten trafen?“

„Bermutlich,“ gab ihre Mutter, gleichgültig thugend, zur Antwort.

„War er hier?“

„Ja, das heißt — — ach, lassen wir das. Was geht uns der Mann an.“

„Was wollte er denn, Mama?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht Wein verkaufen oder dergleichen.“

„O, du hast ihn abgewiesen? Hast gar nicht mit ihm gesprochen?“

„Nein. Wozu denn auch. Wir kaufen ihm ja doch nichts ab.“

„Aber — —“ begann Santina, schwieg dann aber plötzlich. Es war ihr unangenehm, daß ihre Mutter, wie sie annahm, den Besuch des alten Herrn abgewiesen hatte — um seines Sohnes willen. Nur mochte sie vor ihrer Mutter nicht davon sprechen.

„Du mußt hier besonders vorsichtig sein, Santina, wenigstens solange Papa noch nicht bei uns ist.“

„Aber ich verstehe nicht, weshalb?“

„Die Leute haben so schlechte Angewohnheiten, daß es besser ist, den Verkehr mit ihnen zu meiden.“

„Aber der junge d'Affiri doch gewiß nicht,“ warf Santina unbedacht ein.

„Je nun, es ist auch nicht besonders fein, eine junge Dame, die man nie gesehen hat, so ohne weiteres anzusprechen.“

Santina fand das nicht, aber sie schwieg. Severa las in ihrem Inneren, sie fühlte, es wurde für sie immer schwieriger, Santina in jener ahnungslosen Ruhe und kindlichen Abhängigkeit zu halten, die für ihren Seelenfrieden notwendig war. Santina war in dem Alter, wo eine junge Dame eben kein Kind mehr ist und selbst sieht und denkt. Das war ja eben Severas größte Sorge, daß Santina durch irgend einen Zufall etwas erfahren könne, was ihre Ruhe erschüttern mußte, was ein Unglück für sie war. Nach dem, was Santina bisher wußte, war ihr Vater an großen Handelsunternehmungen in Brasilien beteiligt, die seine bisherige Anwesenheit in diesem Lande notwendig gemacht hatten. Nun kam er notgedrungen infolge von Fieberanfällen wieder in die Heimat zurück. Um ihn zu erwarten, war Severa mit Santina nach Neapel geeilt.

Alles war sorgsam abgemacht, das Zusammentreffen, das Wiedersehen aufs peinlichste vorbereitet und vorher bestimmt. Gleich nach der Vereinigung mit ihrem Gatten sollte die Familie wieder nach Turin übersiedeln, aus Furcht, Santina könne durch einen unglücklichen Zufall hinter die Wahrheit kommen.

Diese Gefahr bestand ja anderswo auch und mußte später sogar sehr groß werden, wenn es sich einmal darum handelte, Santina zu verheiraten. Aber das stand noch in weiter Ferne und beschäftigte Severa momentan nicht so aufregend wie die Furcht, daß Santina während ihres

Aufenthaltes in der Heimat, wo doch noch viele Leute sich an den Prozeß des Grafen Enea erinnern konnten, etwas davon erfahren. War erst Graf Enea da, so konnte er als Mann weiter sorgen. Seinen Händen konnte sie anvertrauen, was sie vielleicht nicht bis zum Ende durchführen konnte. —

Gegen Sonnenuntergang stand Santina, obgleich es noch sehr heiß war, wieder auf der oberen Treppenmauer, wo es zum Meeresstrand hinunterging und wo sie am Tage vorher mit Benvenuto zusammengetroffen war. Aber ihre Erwartung, ihn heute wieder zu sehen, schien sich nicht zu erfüllen. Sie beugte sich weit über die Mauer vor, so daß sie den ganzen unter ihr befindlichen Strand übersehen konnte, aber weit und breit war keine Seele zu entdecken. Weit auf dem Meere draußen einige Schifferboote, ferner ein großes Kriegsschiff, das, langsam und majestätisch aus dem Kriegshafen von Castellamare kommend, dem offenen Meer zustrebte — sonst nichts.

Das verdroß Santina, und sie stieg immer mehr und mehr die Treppe hinunter, bis sie an dem Sandstrand unten ankam, den das Meer zwischen zwei hervorspringenden Felsen gebildet und den man die Marina der Villa Miramar nannte. Vorsichtig ging sie den Strand entlang, blieb hin und wieder stehen, um den Wogen zuzusehen, die schäumend und wie spielend auf dem Sand hin und her rollten, oder suchte Muscheln, die das Meer ausgeworfen hatte. Das Leben des Meeres ist so abwechslungsreich und unterhaltend, und für Santina war das alles so neu und fremd, daß sie, ohne es zu merken, immer weiter ging.

Der glatte Strand war nur einige hundert Meter lang, und so stand sie plötzlich vor einem grauen Tuffsteinfelsen, der fast senkrecht einige hundert Fuß aufstieg und ein Glied in der ungeheuren Mauer bildete, auf der Sorrent

steht. Ein tiefes, finsternes Loch ging wie ein Schacht in den Felsen hinein.

Neugierig stand sie lange davor. Was konnte das zu bedeuten haben? Denn obgleich sie in ihrer Heimat, ja sogar auf ihrem Grund und Boden stand, hatte sie doch keine Ahnung von der Beschaffenheit desselben. Wohin führte der finstere Gang? Entdeckungslust überkam sie, sie vermutete, daß man da hindurch irgendwohin gelangen müsse. Sie konnte ihre Neugier nicht mehr bezwingen und ging langsam und vorsichtig den dunklen Felsengang entlang. Der Boden unter ihr war felsig und schien leicht anzusteigen, aber je tiefer sie in das Loch hineinkam, desto finsterner wurde es drinnen, und desto vernehmlicher drang das Gurgeln und Plätschern der Meereswellen an ihr Ohr, die, durch die Felsen eingeengt, irgendwo an den Wänden anprallten. Es wurde ihr unheimlich, und sie wollte schon wieder furchtsam umkehren, als sie plötzlich an einer Biegung des Ganges den jenseitigen Ausgang und zugleich einen prachtvollen Auslug auf das herrlich leuchtende Meer und den rauchenden Vesuv sah. Die Farbenpracht dieses Schauspiels, das durch die Dunkelheit in dem Felsengang zur vollen Wirkung kam, war so bezaubernd, daß sie überrascht stehen blieb.

In demselben Augenblick bemerkte sie aber auch ihren Freund Venvenuto, der auf einem großen Stein im Meere saß und angelte.

„Aoooooh!“ schrie sie ihm übermütig lustig zu, in der Art der Fischer, wenn sie sich gegenseitig anrufen.

„Aoooooh!“ antwortete er ebenso und winkte ihr.

„Wie sind Sie da hinübergekommen?“ fragte sie wieder.

„Um den Felsen herum,“ antwortete er, „dort, wo das Brett liegt. Sie müssen springen. Nur Mut, es geht. Meersand macht nicht schmutzig.“

Sie ging immer näher, hüpfte von Stein zu Stein

und kam so zu einem schmalen Sandstreifen, der zu dem Stein führte, auf dem Benvenuto saß. Nun aber stellte sich erst die Schwierigkeit heraus. Der Stein war so hoch, daß sie allein unmöglich hinaufgelangen konnte. Gleichwohl wollte sie auch nicht unverrichteter Sache wieder umkehren.

„Reichen Sie mir die Hand und ziehen Sie mich hinauf,“ bat sie.

Wenn der junge Student noch Bedenken irgend welcher Art gehabt hätte, so wären sie wohl bei dem Blick verzehrt worden, mit dem sie ihn ansah und über dem er die Unterredung mit seinem Vater nebst allen Bedenken vergaß, wenn er überhaupt welche gehabt hatte. Er sprang von seinem Sitz auf, stemmte sich mit den weißen Zeugschuhen, die er trug, fest auf den Felsen und hielt ihr beide Hände hin.

„Nur fest halten, Signorina, nicht los lassen, sonst fallen Sie ins Wasser,“ mahnte er.

Im nächsten Augenblick stand sie neben ihm auf dem großen Stein, der übrigens nicht so groß war, daß sie nicht hätten sehr nahe bei einander stehen müssen. Santina wurde etwas befangen und sah sich verlegen um.

Er setzte sich gemächlich wieder zu seiner Angel nieder. „Wollen Sie sich nicht auch setzen, Signorina?“ fragte er. „Sie fallen sonst doch noch ins Wasser, und Ihre Frau Mutter zankt mich dann aus, daß ich nicht besser acht auf Sie gegeben habe.“

„Wohin denn?“ fragte sie drollig.

„Hierher, zu mir. Groß ist der Stein freilich nicht, aber für uns beide langt er gerade noch aus.“

Sie stützte sich leicht auf seine Schulter und ließ sich so neben ihm nieder. Ganz glatt ging diese Unternehmung indessen doch nicht ab. Bei der Berührung mit ihm stieg ihr unwillkürlich eine verräterische Röte ins

Gesicht, und sie blickte verstohlen zu ihm nieder, ob er das wohl auch bemerke. Und als sie endlich neben ihm saß, trat noch eine verlegene Pause ein, über die ihnen aber glücklicherweise die Angel hinweghalf, nach der die vier Augen in einer Aufregung hinsahen, als ob mindestens ein Haifisch daran gezappelt hätte.

„Wie hübsch das hier ist!“ sagte sie endlich, als ihre Naivität wieder die Oberhand über alle Befangenheit gewann, und sah sich heiter um.

„Und nicht im mindesten heiß,“ ergänzte er.

Sie ließ ihre Blicke über das Meer hinübergleiten, bald da, bald dorthin.

„Was ist das dort, die alte graue Stadt mit den kleinen verfallenen Häuserchen?“ fragte sie.

„Das ist das alte Pompeji, Signorina. Waren Sie noch nie dort?“

„Nein. Das heißt ich weiß es nicht. Vielleicht als Kind. Aber das ist schon so lange her. Und dort liegt Neapel, nicht wahr?“

„Ja. Die große Stadt ist Neapel.“

„Und was ist das dort für eine Insel?“ fragte sie weiter.

„Das ist Ischia, Signorina.“

„Nein, nein, ich meine die ganz kleine Insel, die wie ein runder Kuchen aussieht, neben dem Vorgebirge dort, mit dem großen weißen Haus auf der Spitze.“

Betroffen sah Benvenuto ihr ins Gesicht. „Das ist Misida, mein Fräulein,“ antwortete er etwas leiser und verwundert.

Kannte sie diese Insel nicht? fragte er sich. Wollte sie ihn zum besten haben?

„Und das große Haus?“ fragte sie weiter. „Was ist das für ein großes weißes Haus, das da auf dem Gipfel von Misida steht?“

Wieder fiel ein verstohlener Blick aus seinen Augen auf ihr Gesicht, das von ihm fort in der Richtung der Insel Nisida gerichtet war, die sie auch noch mit der kleinen zierlichen Hand näher bezeichnete.

„Das ist das Zuchthaus, mein Fräulein,“ antwortete er noch leiser und wie erstaunt.

„Mein Gott, wie schrecklich! Ein Zuchthaus hier in dieser herrlichen Gegend! Aber das ist ja ganz furchtbar. Sind da auch Menschen drin?“

„Immer. Wozu hätte man es sonst?“

Jetzt sah sie ihm ins Gesicht. Ihre Blicke trafen sich eine Sekunde.

„Sie sagen das so ruhig,“ fuhr sie aufgeregt fort, „als ob Sie das ganz in der Ordnung fänden. Ist das nicht gräßlich, daß hier so nahe bei uns ein Zuchthaus steht?“

„Je nun, man gewöhnt sich daran. Drinnen mag es wohl noch viel gräßlicher zugehen.“

„Ach, die armen, armen Menschen! Ich glaube, ich würde sterben vor Mitleid, wenn ich so etwas sähe,“ rief sie, während es wie ein Schleier über ihr Gesicht fiel.

Mit einem Schlage war Benvenuto überzeugt davon, daß Santina von all den entsetzlichen Geschichten, die sein Vater ihm erzählt, keine Ahnung habe. So weit ging keine Verstellung, dieses Engelsangeficht log nicht, konnte nicht lügen. Wie ein Blitz durchzuckte der Gedanke sein Hirn, daß das junge Mädchen ahnungslos über einem Abgrund taumele. Wenn sie die Wahrheit erfuhr, wenn sie den wirklichen Aufenthalt ihres Vaters während der letzten fünfzehn Jahre kennen lernte, war sie verloren, war alle Jugendfrische, alle Lebensfreude fort.

„Was haben Sie denn, Herr d'Affiri?“ fragte Santina nach einer kleinen Pause erstaunt und sah ihm in das Gesicht.

„Nichts, nichts,“ erwiderte er verwirrt, „ich dachte nur eben —“

„Nicht wahr, es ist schrecklich? Aber Sie müssen nicht mehr daran denken. Wir haben ja, Gott sei Dank, nichts mit dem gräßlichen Hause zu schaffen. Sprechen wir von etwas anderem.“

„Ja, sprechen wir von etwas anderem,“ wiederholte er. Aber beide blieben still. Es trat eine ziemlich lange Verlegenheitspause ein, weil keines von beiden so weit Herr seiner Gedanken werden konnte, um der Unterhaltung eine beliebige andere Richtung zu geben. Santina mochte von Benvenuto erwarten, daß er ein anderes Thema anschlage, und beschränkte sich darauf, ihn verstohlen von der Seite zu betrachten. Die Lage, in der sie sich befand, war ihr so neu, so ungewohnt, und er ein so hübscher junger Mann, daß sie darüber vergaß, das Gespräch fortzusetzen, und Benvenuto war von der eben gemachten Entdeckung so aufgeregt, so von allerlei Vorstellungen und Gedanken bestürzt, daß er nichts fand, was er ihr sagen konnte.

„Wie kommt es,“ begann er endlich wieder, nur um etwas zu sagen, „daß Sie die hübsche Villa Miramar so lange öde und leer stehen ließen?“

„Es gefällt der Mutter hier nicht. Wir wohnen meist in Piemont, oft auch in Tirol und werden auch wieder bald dorthin abreisen.“

„Schon bald?“ fragte er bestürzt.

„Ja, leider. Wir erwarten hier nur die Ankunft meines Vaters.“

„Die Ankunft des Herrn Grafen di Monteverde?“

„Ja. Kennen Sie ihn?“

„Nein. Ich — ich habe nur von ihm sprechen hören.“

„Ach, wenn Sie wüßten, wie lieb ich meinen Vater habe und wie ich mich nach ihm sehne. Ursprünglich wollten wir seine Ankunft in Turin erwarten, aber das

dauerte mir und wohl auch Mama zu lange, und so habe ich sie so lange gebeten, bis sie mit mir hierher fuhr, wo wir ihn doch zwei Tage früher empfangen können. Ach wenn es nach mir gegangen wäre, so würde ich ihm bis nach Bahia entgegengefahren sein, nur um ihn einige Wochen früher wiederzusehen.“

„Ah, Ihr Herr Vater kommt von Bahia?“

„Ja. Wissen Sie, wo das ist?“

„Gewiß. Es liegt in Brasilien. Wir erhalten manchmal große Ledersendungen von dort.“

„Leder? Ich dachte, Sie hätten ein Weingeschäft.“

„O bewahre.“

Sie sah ihn betroffen an und schien zweifelhaft zu sein, ob ihre Mutter ihr die Unwahrheit gesagt habe, oder er es thue. Es lag überhaupt über ihrer Unterhaltung etwas wie ein Schatten, der keine ruhige Vertraulichkeit aufkommen ließ, wie man es doch in ihrer Lage hätte erwarten können und wie sie es selbst wohl auch wünschten. Aber immer, wenn ihre jugendliche Lebhaftigkeit und gegenseitige Zuneigung sie fortreißen wollte, stand ein gewisses Befremden, ein Beobachten zwischen ihnen, das fast wie ein Mißtrauen ausah, denn auch Venvenuto sagte sich, daß die ganze Geschichte, die sie ihm da von ihrem Vater erzählte, vielleicht doch Komödie sei, die aufzuführen sie schon durch lange Jahre gewohnt war.

Die Sonne ging unter. Sie trennten sich, aber der Schatten, der über ihnen lag, wollte nicht weichen.

3.

„Was Prügel sind, das weiß die Welt sehr wohl, was aber die Liebe ist, das hat noch niemand herausgebracht,“ sagt Heine. Die Welt steht schon eine hübsche Weile, aber in dieser ganzen langen Zeit ist es noch niemand gelungen, zu erklären, was denn eigentlich die Liebe sei,

diese gewaltige Kraft, dieses gleichzeitig geheimnisvolle und siegreiche Walten der Natur, das Geschlecht auf Geschlecht, Frühling auf Frühling, Jahr auf Jahr hervorbringt, wie eine lange Kette immer ein Glied aus dem anderen wieder neu formt und bildet. Und wenn auch der Mensch behauptet, daß die Liebe eine Sache sei, die nur ihn angehe, so kann doch niemand wissen und behaupten, ob nicht Tiere und Pflanzen bei jedem Frühlings-erwachen dieselbe Macht in sich fühlen, derselben Gewalt gehorchen.

Wie seiner Zeit Severa de Mendrisi trotz ihrer Unabhängigkeit, ihrer unbeschränkten Selbstbestimmung Kummer und Sorge, ja Schmach und Entehrung auf sich genommen hatte um ihrer Liebe willen, so verfiel nun auch Santina dieser Macht, die rätselhaft, ohne daß sie es wußte oder hindern konnte, von ihrer Seele Besitz ergriff. Sie wurde unruhig, nachdenklich, zweifelnd an allem, was ihr bisher als fest und sicher galt. Niemals in ihrem Leben hätte sie es für möglich gehalten, daß es ihr einfallen könne, sich an dritte Personen zu wenden, um irgend eine Aussage ihrer Mutter zu kontrollieren, und doch hatte sie sich an den alten Gioachimo gewandt, um von ihm zu erforschen, ob Herr Njjo d'Affiri ein Weinhändler sei oder nicht.

Nun wußte sie, daß er keiner war, und ihre Mama sie getäuscht hatte.

Auch das wäre schließlich noch nicht schlimm gewesen. Severa konnte hundert unschuldige Ursachen dazu gehabt haben. Aber es kam eines zum anderen. Der Schatten, der auf ihr und Benvenuto lag, der jede Vertraulichkeit und Harmlosigkeit bannte, dieser unheimliche Schatten beunruhigte, quälte und peinigte sie. Ohne daß sie selbst wußte, warum das so war, fragte sie sich stürmisch, leidenschaftlich, warum es nicht anders sei, warum sie nicht auch

frei und offen hören, reden und verkehren konnte, wie und mit wem sie wollte.

Am nächsten Tage fragte sie Benvenuto, den sie an der Grenze des Parkes, im Garten des Billino traf, warum er nicht mehr durch den Park der Villa Miramar gehe. Benvenuto war verlegen und antwortete ausweichend.

Unwillig, zornig, fast weinend erzählte sie das ihrer Mutter, die wieder in befremdlicher Weise bestürzt und verlegen wurde.

„Mein liebes Kind,“ sagte Severa hastig, „das ist kein Umgang für dich. Du mußt ihn aufgeben.“

„Warum?“ fuhr es ihr heraus, fordernd und zurückweisend zugleich. Sie erschrak über sich selbst. Niemals in ihrem Leben hätte sie es für möglich gehalten, daß sie bei einem Rat ihrer Mutter in dieser Weise nach dem Warum fragte. Sie konnte sich das ebensowenig erklären wie Severa selbst, nur daß eines Tages früher oder später unter solchen Verhältnissen solche Fragen auftauchen mußten, das fand Severa natürlich und darin bestand ja ihre größte Sorge. Santina war in einem Alter, in dem die Warum duzendweise entstehen, ohne daß Severa irgend eine Antwort darauf geben konnte oder wollte.

Santina war jetzt achtzehn Jahre und merkte es sehr wohl, daß ihr Verkehr mit Benvenuto der Natürlichkeit, der Unbefangenheit entbehrte und daß sich der junge Herr von ihr zurückzog. Er that das verlegen und wohl auch ungerne, aber sie empfand es deshalb nicht weniger bitter und schmerzlich. Früher genügte ein Wort ihrer Mutter, um solche Mißstimmungen zu zerstreuen. Sie schmiegte sich an sie, eine kleine Zärtlichkeit, ein Kuß und alles war vergessen, denn sie war ein Kind. Jetzt aber war sie das nicht mehr, der Hauch des Ewigen, Rätselhaften, Unfaßbaren hatte sie berührt, ihr Wesen gekräftigt und

selbständig gemacht, und deshalb fragte sie, mußte sie fragen: „Warum — warum?“

„Diebes Kind,“ erwiderte Severa, „es giebt so mancherlei Rücksichten, die eine junge Dame nehmen muß, auch wenn sie nicht immer weiß weshalb. Besonders wir beide müssen uns in acht nehmen, den Leuten zu müßigem Gerede Anlaß zu geben, weil wir allein, ohne männlichen Schutz in der Welt stehen. Wenn erst dein Vater wieder bei uns ist, dann wird das alles anders werden.“

Es war keine Antwort auf ihre Frage, das wußte Santina wohl und das fühlte auch Severa. Aber es lag ein Trost, eine gewisse Zuversicht in den Worten, die ihre Hoffnung nährte. —

Der Park der Villa Miramar lag, wie das bei allen Gärten in Sorrent mehr oder weniger der Fall ist, höher als die Straße, die, schmal und auf beiden Seiten mit hohen Mauern begrenzt, außerhalb hinlief, zur Verbindung der einzelnen Gehöfte und Stadtteile.

Santina ging nachdenklich und in sich gefehrt im Park hin und her, wobei sie in die Nähe der Gärtnerwohnung, die am Ausgang nach der Straße lag, kam. Plötzlich blieb sie laufchend stehen. Von jenseits der Mauer, also von der Straße herein, von wo man sie nicht sehen konnte, klangen Stimmen.

„Il Postino!“ *) schrie jemand draußen.

„Ich komme,“ antwortete der alte Gärtner und öffnete das Thor.

„Schau, schau,“ sagte der Briefträger nach einer kleinen Pause, „die Villa Miramar ist also auch wieder bewohnt?“

„Ja. Seit einigen Tagen.“

*) „Der Briefträger!“ Mit diesem Ruf kündigt sich gewöhnlich der Briefträger an, wenn er in einem Hause etwas abzugeben hat.

„An Frau Severa de Mendrisi — stimmt das?“ fragte der Briefträger wieder.

„Ja. Geben Sie nur her.“

„Na, und der Graf? Er muß doch nun auch wieder freikommen?“

„Addio, addio!“ sagte Gioachimo und schlug statt aller Antwort das Thor zu.

Einen Augenblick stand Santina wie erstarrt. Sie faßte rasch mit der Hand nach dem Herzen, als ob sie dort einen empfindlichen Schmerz fühle. Dann trat sie langsam aus dem Seitenweg an der Mauer heraus auf den Hauptweg, wo ihr in demselben Augenblick der Gärtner mit einem Brief in der Hand entgegentrat.

„Für mich?“ fragte sie kurz.

„Nein, Contessina, für Ihre Frau Mutter.“

„Geben Sie her, Gioachimo. Ich will den Brief der Mama bringen.“

„Das darf ich Ihnen doch wohl nicht zumuten, Signorina,“ sagte Gioachimo verlegen.

„Geben Sie nur. Was ist dabei zuzumuten?“

„Eure Gnaden werden verzeihen, aber — ich darf nicht,“ erwiderte der alte Mann und ging, alles weitere abschneidend, vorüber.

Santina blieb stehen und zupfte wie beschämt eine Nelke, die sie zufällig in der Hand trug, langsam, Blatt für Blatt, auseinander. „Geheimnisse!“ murmelte sie dabei leise. „Er darf nicht. Mama hat ihm also verboten — —“

Dann fuhr sie mit der Hand über die Augen. Sie weinte. Warum? mochte sie sich innerlich wieder fragen. Und was war das für ein Graf, der nun „wieder frei“ kam? Von welchem Grafen konnte hier wohl die Rede sein, wenn nicht von ihrem Vater? „Wieder frei!“ Das Wort hallte ihr wie ein Fluch in den Ohren. Was sollte das heißen: wieder frei?

Der Gärtner war eben in dem Hause verschwunden, als auch sie sich umwandte und dem Hause zu ging. Sie wußte nicht, was sie da wollte. Ihr war so beklommen, so elend und furchtsam zu Mute, daß sie überhaupt keinen klaren Gedanken fassen konnte. Nur das unbestimmte, dunkle Gefühl hatte sie, daß ihr etwas Entsetzliches, was ihr verborgen werden sollte, bevorstand. Und das unmittelbar vor dem Tage, auf den sie seit Jahren all ihre Hoffnungen, all ihr Glück und ihre Freude gesetzt!

Auf der Treppe begegnete sie dem Gärtner wieder, der von Severa zurückkam.

„Wo ist meine Mutter?“ fragte sie ihn.

„Ich habe sie soeben in ihrem Zimmer verlassen, Con-teffina.“

Sie ging an ihm vorüber und achtete nicht weiter darauf, daß ihr der alte Mann mit einem tieftraurigen Blick nachsah. Aber auch in ihrem Zimmer fand sie Severa nicht. Sie mußte es in diesem Augenblick verlassen haben, denn auf ihrem Schreibtisch lag noch alles so, als ob sie eben dort geschrieben habe und dann aufgestanden sei, um etwas zu holen. Santina trat an den Schreibtisch heran und sah das Couvert des Briefes liegen, den Gioachimo soeben gebracht. Es war aufgerissen und leer, der Brief herausgenommen. Sie nahm das Couvert in die Hand und besah es. Es war an ihre Mutter adressiert, die Handschrift kannte sie nicht. Auf dem Poststempel stand: Misfida.

Plötzlich ließ sie das Couvert fallen, als ob es ihr in der Hand gebrannt hätte, und in demselben Augenblick hörte sie, wie ihre Mutter sie draußen auf der Terrasse laut beim Namen rief.

Offenbar war ihre Mutter eben fortgegangen, um sie zu suchen. Sie ging also hinter ihr her, unsicher, wie im Traum, ohne an irgend etwas zu denken.

„Santina, Santina,“ rief ihre Mutter bei ihrem Anblick schon von weitem, „Nachricht von Papa!“

„Von — von Papa!“ hauchte sie tonlos, wie zum Tode erschrocken.

Severa war so aufgeregt, daß sie zunächst die sonderbare Wirkung ihrer Mitteilung auf Santina gar nicht bemerkte.

„Morgen abend kommt er in Neapel an. Wir sollen ihn im Hotel Bristol erwarten,“ sagte sie und küßte in der Freude ihres Herzens Santina auf die Stirn.

„Im Hotel Bristol!“ wiederholte Santina, noch immer wie abwesend.

„Ja. Aber was ist dir denn? Was hast du? Deine Stirne ist wie Eis. Ist dir nicht wohl?“

„Doch — doch, Mama. Aber sage mir, warum holen wir den Vater nicht am Schiff ab.“

„Aber liebes Kind, du kennst doch das Gedränge, den Schmutz und den Wirrwarr am Hafen. Wie leicht könnten wir ihn verfehlen und dann — er wünscht es einmal so.“

„Und der Brief? Ist der Brief von Papa?“

„Nein. Wie könnte er denn vom Vater sein? Er ist ja doch auf dem Schiff. Wie kann er denn da schreiben?“

„Aber von wem ist der Brief?“

„Von dem Schiffsagenten, bei dem die Nachricht vom Eintreffen der „Ancona“ telegraphisch eingelaufen ist, und den ich gebeten hatte —“

„In Nisida?“

Ihre Mutter sah sie erschrocken an.

„Ich verstehe dich nicht — —“

„Der Brief kam doch von Nisida,“ fuhr Santina fort. „Ich habe es soeben auf dem Couvert gesehen.“

„Mein Gott, das mag sein, daß er dort zur Post gegeben ist. Thatsächlich kommt er aber von dem Schiffsagenten in Neapel.“

„Laß sehen!“ warf Santina leise ein.

Severa that, als höre sie es nicht, und fuhr aufgereggt fort: „Aber so freue dich doch, mein Kind. Morgen abend um sechs Uhr halten wir deinen Vater in unseren Armen. Kannst du das wirklich fassen? Was wir so lange ersehnt und so heiß erwünscht haben. Freust du dich nicht?“

„Natürlich freue ich mich,“ antwortete Santina in einem Tone, als wenn sie zum Begräbnis gehen wollte. Dann schlug sie in einer heftigen, gewaltsamen Bewegung ihre Arme um den Hals Severas und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Severa mußte im Augenblick nicht, was sie von der seltsamen Bewegung Santinas halten sollte. Daß das keine Aeußerung der Freude war, sah sie wohl, aber sie konnte auch nicht glauben, daß Santina wußte, um was es sich handelte. Es wäre ja zu schrecklich gewesen, wenn der Tag, der Santina den Vater wiedergeben sollte, und auf den sie sich mit der ganzen kindlichen Freude ihres Herzens so lange Zeit gefreut, nun plötzlich ein Tag werden sollte, der all ihre Hoffnungen zertrümmerte, sie ausstieß aus der Reihe der unbescholtenen, ehrlichen Leute als Kind des Verbrechers, von dem kein Mensch etwas wissen wollte.

Sie redete ihr zu, so gut sie konnte. Sollte sie jetzt, so wenige Stunden vor dem heiß ersehnten Ziel, noch scheitern, sollten all ihre Mühen und Sorgen so langer Jahre in einem Augenblick nutzlos und vergeblich gemacht werden?

Wirklich gelang es ihr nochmals, Santina zu beruhigen. Wenn deren Verdachtsgründe sich auch gerade an diesem Tag unglücklich häuften, so hatte sie doch keinen direkten Beweis. Alles, was sie wußte, und von dem sie nicht einmal vor Severa zu sprechen wagte, konnte sich schließlich auf eine natürliche Art erklären und lösen.

Selbst das Betragen des jungen d'Affiri, das sie als eine Zurückweisung, als ein Verschmähen ihrer Gesellschaft so bitter empfand, konnte schließlich eine Täuschung ihrerseits sein. Es kam alles darauf an, wie sich die Ereignisse entwickelten, und deshalb glaubte Santina ihrer Mutter auch diesmal noch.

Sie konnte vor Aufregung und Erwartung die ganze Nacht nicht schlafen und war schon am nächsten Morgen vor Aufgang der Sonne auf der großen Terrasse, um mit dem Fernrohr den Meereshorizont nach der „Ancona“ abzusuchen. Ihre Mutter hatte ihr das Schiff, das unter italienischer Flagge fuhr, genau beschrieben.

Draußen auf dem Meer lag noch der wallende Dunst der Nacht, so daß sie nur die Berggipfel der Insel Ischia klar unterscheiden konnte. Das Schauspiel war herrlich, als endlich die Sonne kam und in diese Nebel und Dunstmassen Bewegung brachte. Aber Santina achtete darauf nicht, sondern wollte die „Ancona“ sehen, die, wie ihr ebenfalls ihre Mutter mitgeteilt hatte, nördlich der Insel Capri auf dem freien Meer erscheinen mußte, mit dem Kurs von Gibraltar her. Als es hell wurde, sah sie allerdings Schiffe, große und kleine Dampfer und Segelschiffe, die den Golf von Neapel und das davor liegende Meer nach allen Richtungen durchzogen, viele davon auch unter italienischer Flagge, aber die mächtige „Ancona“ sah sie nicht.

„Es ist noch zu früh, oder du hast die „Ancona“ vielleicht auch gesehen und sie der großen Entfernung wegen nicht erkannt,“ meinte ihre Mutter.

Santina war in einer gehobenen Stimmung, in einer freudigen Aufregung. Es machte ihr Vergnügen, in dieser hoffnungsvollen Erwartung immer von neuem die ungeheure Wasserfläche abzusuchen und jedes am Firmament auftauchende Schiff zu prüfen. Oft rief sie nach

ihrer Mutter, um ihr ein Schiff zu zeigen, das vom offenen Meer her kam und die „Ancona“ sein konnte. Severa sagte dann gewöhnlich: „Ja, das wird sie wohl sein.“ So waren schon vier große Schiffe im Laufe des Vormittags vorübergefahren, den Kurs nach dem Hafen von Neapel gerichtet.

Nach Tisch fuhren sie im Wagen nach Castellamare, um von dort mit der Bahn nach Neapel zu gelangen. Da der Zug, der von Calabrien heraufkam, wie immer Verspätung hatte, so mußten sie damit rechnen, erst um fünf Uhr oder noch etwas später in Neapel anzukommen, wo sie vom Bahnhof bis hinauf nach dem Corso Vittorio Emanuele zum Hotel Bristol auch noch eine gute halbe Stunde zu fahren hatten. Santina wunderte sich darüber, daß sie nicht mit dem Dampfer von Sorrent nach Neapel gefahren waren, wodurch sie nicht nur bequemer und rascher angekommen, sondern auch gleich in der Nähe des Hafens gewesen wären und sich dort nach der „Ancona“ hätten umsehen können. Aber ihre Mutter sagte, daß sie die Meerfahrt nicht vertrage und immer seekrank werde.

Der Zug, mit dem sie weiterfahren wollten, hatte richtig fast eine volle Stunde Verspätung, und Severa trat mit Santina in das bescheidene Bahnhofrestaurant, um dort bei einer Tasse Kaffee die Zeit abzuwarten. Auf dem Tisch, an dem sie Platz nahmen, lag eine Zeitung, eines jener kleinen Blätter, wie sie in fast jedem Städtchen von Unteritalien gedruckt und für einen Soldo die Nummer auf der Straße verkauft werden. Schon von weitem sah Santina in großer fetter Schrift den Titel einer Sensationsnachricht der Zeitung, der lautete: „Gefangennahme des Brigantenhauptmanns Viggente in Reggio, Calabria.“ Obwohl nicht besonders sensationslüstern, las sie doch den Artikel. Es handelte sich um eines jener ziemlich häufigen Vorkommnisse, bei denen ein sogenannter „latitante“, das

heißt ein gewerbsmäßiger Brigant, der sich dem Arm der strafenden Gerechtigkeit durch die Flucht entzogen, wieder abgefaßt worden war. Der Mann hieß Biggente Vincenzo und hatte sich in Reggio für einen Cavaliere Mezzofanti ausgegeben, war aber an einem Zeichen, das ihm die Gefängnisverwaltung von Foggia früher in die Haut ein-tätowiert hatte, wiedererkannt und festgenommen worden.

Für Leute, die in Unteritalien leben, haben solche Geschichten nichts Aufregendes mehr, Santina aber, für die dergleichen noch neu war, geriet in Schrecken.

„Mein Gott, Mama,“ sagte sie, „denke nur, ein Räuberhauptmann! Und sie haben ihm ein Zeichen in die Haut gemacht, daran man ihn wiedererkennt.“

Severa war von der Sache sehr unangenehm berührt. „Aber liebes Kind, wer wird solche Sachen lesen,“ sagte sie so heftig, daß sich Santina darüber wunderte.

„Es ist aber doch schrecklich,“ ereiferte sie sich, „daß solch ein armer Mensch sein ganzes Leben lang mit einem Brandmal behaftet sein muß. Meinst du nicht, Mama?“

„Ja, ja, mein Kind. Gib dich nur zufrieden.“

Santina konnte nicht begreifen, was ihrer Mutter bei der Sache so unangenehm war, hatte aber bald darauf die ganze Geschichte wieder vergessen und erquidte sich an einigen kleinen Pastetchen, die der Wirt für seine vornehmen Gäste auf den Tisch stellte.

Endlich lief der erwartete Zug ein, und sie fuhren weiter. Je mehr sie sich aber Neapel näherten, desto mehr wuchs ihre Aufregung und wurde schließlich zu einem wahren Fieber. Besonders Santina wurde nicht müde, sich der verschiedensten Mutmaßungen über das bevorstehende Wiedersehen hinzugeben. „Wie wird Papa aussehen?“ fragte sie, und ohne eine Antwort abzuwarten fuhr sie lebhaft fort: „Er wird natürlich kränklich aussehen von der langen Seereise und von dem Fieber, das er

überstanden hat. Nicht, Mama? Wir werden ihn sehr pflegen müssen. O, wie ich mich freue! Und wenn er auch krank ist, wenn er nur erst überhaupt wieder da ist. Meinst du nicht, Mama?"

Dann atmete sie vor lauter Erwartung tief auf, sah zum Fenster hinaus und fing einen Augenblick später wieder an, ihren Vermutungen über das Aussehen ihres Waters und über die Einzelheiten des Wiedersehens Ausdruck zu geben.

Severa blieb ruhig. Es war sogar, als wenn von Zeit zu Zeit ein Schatten über ihr Gesicht hingeflogen wäre, als ob sie sich in Bezug auf das bevorstehende Wiedersehen gewissen Befürchtungen hingebte oder Angst habe vor irgend einer Zufälligkeit, die zu einer Entdeckung ihres Geheimnisses führen konnte. Denn wenn sie auch schon vor Monaten und Jahren alles mit Enea bis ins einzelne abgemacht hatte, und auch das Wiedersehen schon längst geordnet und geregelt war, so blieb doch immer möglich, daß irgend eine Unaufmerksamkeit, eine Kleinigkeit, auf die man nicht achtgab, zum Verräter werden konnte. Brieflich ließ sich das nicht alles so regeln. Wenn sie sich erst mündlich einmal ausgesprochen hatten, konnte man sich eher helfen.

Endlich — es war kurz vor sechs Uhr, wenige Minuten vor der anberaumten Stunde — hielt ihr Wagen vor dem Hotel Bristol. Zitternd vor Aufregung sprang Santina heraus und stürmte an dem Portier vorüber ins Haus.

„Er erwartet uns? Nicht wahr, Mama?“ rief sie.

Severa sprach noch mit dem Portier.

„Ja, gnädige Frau, im zweiten Stock,“ hörte sie den Mann sagen.

Santina war nicht zu halten und lief voraus. Sie hastete die Treppen hinauf. „Papa — Papa!“ rief sie laut.

Als sie den etwas dunklen Korridor des zweiten Stockes betrat, kam ihr rasch und aufgeregt ein älterer Herr entgegen. Sie stuzte einen Augenblick. Der Herr war elegant gekleidet, aber sein Gang war etwas schleppend, sein Gesicht müde und bleich, was um so mehr auffiel, als es bartlos war. Das kurzgeschorene Kopfhaar war vollständig ergraut.

„Santina!“ stieß er kurz und heftig aus der gewaltsam arbeitenden Brust hervor.

„Vater! Mein Vater!“ schrie Santina schluchzend und warf sich mit wildem Ungestüm in seine Arme. „Danke der Madonna und allen Heiligen, daß du wieder da bist! Nun gehst du nicht wieder fort, Papa, nicht wahr?“

„Mein Kind, mein einziges Kind!“ rief er mit Thränen im Auge. „Komm hier herein, hier ist es heller und schöner, damit ich dich besser sehen kann! — Wie groß du geworden bist, und wie schön! Deine Mutter hat mir freilich deine Photographie geschickt, aber du bist doch viel, viel schöner als jedes Bild. O, wenn du wüßtest, wie oft und wie sehr ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe. Ich wäre gestorben — ohne diese Hoffnung.“

„Vater, du zitterst,“ unterbrach ihn Santina ängstlich, „du bist doch nicht krank?“

„Nein, nein, es ist nur die Aufregung, das Glück, dich wiederzusehen. Aber wo ist denn die Mutter?“

Gerade in diesem Augenblick trat Severa unter die Thür. Ein lauter, zitternder Schrei, und beide Gatten lagen sich weinend in den Armen. Diese tiefen Atemzüge aus voller, befreiter und erlöster Brust, dieses halb unbewußte Stammeln und Schluchzen, dieses zitternde Glück, das die beiden durchschauerte, sprach deutlicher, als alle Worte es ausdrücken konnten, von dem jahrelangen bitteren Weh, das sie erlitten, von der Schmach und

Schande, die sie unschuldig ertragen, der Liebe und Sehnsucht, die sie in Schmerz und Leid verbunden.

„Ich dachte schon, ihr würdet nicht kommen,“ hörte Santina endlich ihren Vater noch halb im Taumel des Entzückens sagen. „Du hast also meinen gestrigen Brief doch erhalten?“

„Gestrigen Brief?“ stammelte Santina plötzlich wie aus einem schönen Traum erwachend. Alles Blut wich aus ihren Wangen, und ihre Augen nahmen einen erschreckten, starren Ausdruck an.

„Aus Misida!“ schrie sie krampfhaft und zitternd auf.

„Um's Himmels willen, was ist dem Kinde?“ rief Graf Enea, sich rasch nach ihr umwendend.

Santina machte eine Bewegung mit den Armen, fing plötzlich an zu wanken und sank mit einem herzbrechenden Stöhnen ohnmächtig zusammen, noch ehe ihr Vater herzu-eilen und sie stützen konnte.

Zum Tode erschrocken hoben Enea und Severa sie auf und legten sie auf ein Sofa.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Graf Enea leise, als ob er fürchte, Santina könne ihn hören.

„Sie weiß jetzt alles,“ antwortete Severa dumpf. „Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, bis auf diesen Tag, bis zu dieser Stunde. Ein Zufall, die Erwähnung deines letzten Briefes, hat ihr die Augen geöffnet.“

„Und es ist gut, daß sie alles weiß,“ sagte Graf Enea entschlossen. „Es war noch meine größte Sorge, das Kind vertraut zu machen mit dem, was das Schicksal über uns verhängt hat. Einmal mußte es doch sein. Nun ist auch diese Sorge beseitigt, das Schwerste überwunden, nun soll sie alles erfahren, alles wissen.“

Fragend sah ihn Severa an.

„Was hätte es uns genützt,“ fuhr Graf Enea fort,

„uns in der Einsamkeit zu verbergen, sorgend von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, daß unser Kind Kenntniß erlangen könne von Dingen, die sie schließlich doch einmal erfahren mußte? Nun sind wir gezwungen, den Kampf um unsere Ehre mit der Welt aufzunehmen, um unseres Kindes willen.“

4.

Im roten Villino war wieder einmal Krieg. Die große Bücherkiste, die Benvenuto zu seiner besonderen Erbauung mit nach Sorrent genommen, stand noch uneröffnet, auf dem neuen Schreibtisch des jungen Mannes war nicht der kleinste Fleck zu sehen — alles lag noch unberührt wie ein Heiligtum.

Das Fatale war nur, daß Don Ajjo von solchen Heiligtümern nichts wissen wollte und behauptete, daß sein Sohn Benvenuto nicht nur kein ordentlicher Jurist werden würde, sondern überhaupt kein ordentlicher Mensch, wenn er nicht arbeiten wollte. Er war fest entschlossen, ihn nach Neapel zurückzusenden, damit er nicht in Sorrent noch mehr verbummele. Und gerade jetzt wollte Benvenuto nicht von Sorrent fort, um keinen Preis, ja er hätte vielleicht sogar angefangen zu arbeiten, wenn sein Vater dann Ruhe gegeben hätte. Aber auch darauf wollte dieser sich nicht einlassen. Er mochte den Dingen nicht recht trauen. So blieb denn dem Studenten nichts anderes übrig, als seine Hilfsstruppen heranzuziehen und ins Gefecht zu schicken. Seit zwei Tagen war seine Mutter im Villino angekommen, und nun war der Krieg fertig.

Soeben saß Benvenuto mit seiner Mutter auf dem Balkon seines Zimmers und sprach sehr eifrig und mit ganz ungewohnter Hitze, während Frau d'Alfiri aufgeregt und sehr aufmerksam zuhörte.

„Gestern vor acht Tagen fuhren sie in die Stadt hinüber und kamen erst spät in der Nacht wieder zurück,“

erzählte Benvenuto halblaut. „Seitdem ist sie krank, und ich habe sie nicht mehr gesehen. Ueberhaupt leben sie jetzt so still und zurückgezogen, als ob sie sich vor den Leuten schämten. Man sieht sie weder im Park noch am Meer unten, noch auf der Terrasse. Alles, was ich weiß, habe ich vom Gärtner, der seinen Herrn sofort wiedererkannt hat.“

„Der Graf wohnt also mit ihnen zusammen?“

„Natürlich. Warum sollte er denn nicht?“

„Ja, aber dann hat der Vater vielleicht doch recht, wenn er sagt, daß man nicht mit ihnen verkehren könne.“

„Wie man's nimmt, Mama. Es ist sehr wohl denkbar, daß der Graf wirklich, wie er behauptet, unschuldig verurteilt worden ist. Ich glaube sogar —“

„Mein Gott, das sagen alle Verbrecher. Natürlich wird er leugnen, daß er es gethan hat. Wer räumte so etwas wohl ein? Wenn er wirklich unschuldig wäre, dann wäre er doch auch nicht verurteilt worden.“

„Mama, du verstehst nichts von der Gerechtigkeitspflege. Wenn ich dir alle unschuldig Verurteilten hier einen neben den anderen aufstellen könnte, es gäbe eine Reihe bis nach Neapel. Wenn sich zwei Lumpen zusammenfinden, die einen dritten verderben wollen, so ist die Justiz das sicherste Mittel, dessen sie sich dazu bedienen können. Warum sollte es unmöglich sein, daß Graf Gnea in dieser Weise zu seiner Verurteilung gekommen ist? In einer Stadt wie Neapel, wo die Camorra blüht, ist alles möglich. Und nun bitte ich dich, Mama, stelle dir den Gemütszustand eines reinen, unschuldsvollen Mädchens, wie Santina, in einer solchen Sachlage vor. Ist das nicht fürchterlich? Ist es nicht ein Verbrechen, das die Menschen an dem armen Mädchen begehen, wenn sie sich von ihr zurückziehen wie von einem Ausfägigen.“

„Mein Gott und Vater, es ist aber doch in der Welt einmal so.“

„Gut, es ist in der Welt so. Ich sehe schon, du kannst dir nicht vorstellen, um was es sich handelt, Mama. Meine Worte genügen nicht, um dir auch nur annähernd zu beschreiben, wer Santina ist und wie diese furchtbare Situation auf ihr Gemüt wirkt. Sie ist seit der Stunde, in der sie erfahren hat, um was es sich handelt, krank. Schmerz und Kummer haben die zarte Blüte gebrochen, niedergeworfen, aber alles das genügt nicht, um dir eine richtige Idee zu geben. Du mußt sie sehen, Mama, und dann erst kannst du reden.“

Frau d'Affiri machte eine erschrockene Bewegung, denn ihr Liebling sprach jetzt so aufgeregt, daß sie besorgt wurde.

„Aber du wirst doch nicht verlangen, daß ich hinüberlaufe und —“

„Was wäre denn dabei? Ist es denn nicht edel, seinen Mitmenschen in der Not und Bedrängnis des Herzens zu Hilfe zu eilen? Nur das eine will ich dir noch sagen, Mutter: Ich gehe nicht von Sorrent fort, eher stürze ich mich von dem Felsen dort ins Meer hinunter.“

„Barmherziger Himmel, Benvenuto, bist du von Sinnen, so etwas auch nur zu sagen?“ schrie die alte Dame auf.

„Ich werde es auch thun, mein Wort darauf, wenn man mich zwingt, unnatürlich und unmenſchlich zu handeln. Ich habe bisher dem Vater Gehorsam geleistet und mich zurückgezogen von allem Verkehr in der Villa Miramar, so weit mir das möglich ist. Ich will ihm auch zu willen sein und im Oktober mein Examen machen, ich werde alles thun, was in meinen Kräften steht, um ein tüchtiger Jurist zu werden, und wäre es nur deshalb, um früher oder später der Contessina Santina beistehen zu können. Aber der Vater darf mir nicht zumuten, daß ich der gleichgültig und feindselig den Rücken kehre, die ich

für das Glück meines Lebens halte, er darf nicht von mir verlangen, daß ich von Contessina Santina lasse. — Nun weißt du alles, Mutter. Nun kannst du thun, was dir beliebt.“

Die gute, etwas dicke Frau d'Affiri schlug die Hände über dem Kopf zusammen. So hatte sie ihren Jüngsten noch nie gesehen, so hatte er noch nie mit ihr gesprochen. Das war kein Junge mehr, als welchen sie ihn bisher anzusehen gewohnt war, das war ein Mann, und zwar ein verliebter. Denn nur ein Verliebter konnte so rücksichtslos, so kopfslos, so alles über den Haufen werfend sprechen. Sich zum Felsen hinunterstürzen, Examen machen, arbeiten! Das waren ja lauter halbsbrecherische Sachen, das war die richtige Verliebtheit, Delirium, Wahnsinn.

Im Grunde genommen war ihre Ueberraschung über diesen leidenschaftlichen Ausbruch ihres Nesthäkchens aber doch eine vorwiegend freudige. Ihr mütterlicher Stolz fühlte sich durch sein mannhaftes Auftreten geschmeichelt, und daß ihr Sohn verliebt war, das machte ihr die Sache nun schon gar interessant.

„Du hast mich erschreckt, Benvenuto,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Mgütiger Schöpfer im Himmel, wie kann man nur so hitzig sein! Du mußt doch Rücksicht nehmen —“

„Mutter —“

„Daß nur, ich weiß alles. Aber ich rate dir, mein Junge, nur keine Uebereilung, keine leidenschaftliche Ueberstürzung! Das führt zu nichts Gutem. Nein, sage nichts! Mache du dein Examen, arbeite, wie der Vater es wünscht und wie er ein Recht hat, zu wünschen. Das übrige laß mich besorgen.“

„Morgen fange ich an. Nein, heute noch, Mutter. Verlaß dich drauf.“ —

Das war in den Nachmittagsstunden. Wenn also Benvenuto Wort halten wollte, so hätte er sich eigentlich beeilen müssen. Das that er aber nicht, sondern er starrte vielmehr aufgeregt und überrascht vom Balkon herunter über die Mauer nach dem Park der Villa Miramar, wo er in der großen Allee, die nach der Treppe hin führte, zwischen den Orangenhainen hindurch, Menschen sich bewegen sah.

„Was hast du denn?“ fragte seine Mutter, der das auffiel. „Was ist denn dort zu sehen?“

„Dort gehen sie,“ flüsterte Benvenuto geheimnisvoll, als ob es sich um Wesen höherer Art gehandelt hätte. „Siehst du, dort hinter den Cypressen? Der Herr ist Graf Enea. Er hat ganz weiße Haare. Siehst du ihn?“

„Wo denn? Wo denn?“

„Auf der anderen Seite geht seine Gemahlin. Das ist sie. Ich kenne sie genau, und in der Mitte, zwischen ihren Eltern, geht sie, Mutter, sie, für die ich so gerne sterben möchte.“

„Du bist wohl nicht recht bei Trost!“

„Komm, du mußt sie sehen, du mußt sie kennen lernen, damit du begreifst, was ich sagen will. Komm nur rasch. Wir gehen an der Mauer hin auf der Straße nach dem Meere hinunter und kommen dann von unten herauf ihnen entgegen. Das sieht dann so aus, als ob wir uns zufällig trafen.“

„Aber —“

„Du mußt sie sehen! Dann kannst du reden, so viel du willst. Komm!“

Er war unwiderstehlich, zog sie an den Kleidern fort, und ohne Hut und Ueberwurf, als ob sie nur auf einem kleinen Spaziergang durch den Garten wären, gingen sie den von ihm bezeichneten Weg. Das dauerte immerhin

eine kleine Weile, trotzdem sie liefen, daß der armen Signora d'Affiri der Atem fast ausging. Sie mochte auch Bedenken haben wegen ihres Gatten und machte ihrem Sohn deshalb Vorwürfe. Er hörte aber nicht darauf, und da sie andererseits auch selbst ungemein neugierig war auf die, welche das Herz ihres Sohnes so in Flammen gesetzt hatte, so ließ sie sich ohne nennenswerten Widerstand von ihm führen.

Alles ging sehr gut. Auf der Treppe, die am Felsen hinunter zum Meere führte, trafen sie aufeinander. An ein Ausweichen war nicht zu denken, und alles sah ganz zufällig aus. Um Raum zum Niedersteigen zu gewinnen, ging die Treppe im Zickzack an dem steilen Felsen hin und her, und an einer dieser Biegungen, wo ein kleiner, turmartiger Auslug in den Fels hineingehauen war, zum Ausruhen oder auch des hübschen Ausblicks über den Golf und die Inseln wegen, blieben sie stehen, um sich zu begrüßen.

Benvenuto trat vor und vermittelte die Bekanntschaft, und die Aufregung stieg ihm doch etwas zu Kopfe, als er sagte: „Ich muß abermals um Verzeihung bitten, wenn wir uns hier in Ihrem Revier treffen. Es war uns um die Abkürzung zu thun, die der Weg durch Ihren Park nach dem Villino für uns bietet.“

Wie gut der Junge lügen kann, dachte Frau d'Affiri. Der muß Advokat werden.

„Durchaus keine Ursache, mein Herr,“ sagte Graf Enea höflich. „Der Park der Villa Miramar stand den Bewohnern des roten Villino von jeher offen, und es wird mich immer freuen, wenn Sie ihn benutzen. — Herr Benvenuto d'Affiri, wenn ich nicht irre?“

„Ja, so heiße ich, und ich habe offenbar die Ehre, den Herrn Grafen di Monteverde zu sprechen?“

Die Herren verbeugten sich und reichten sich die Hände.

„Darf ich Ihnen meine Mutter vorstellen?“ fuhr Benvenuto fort, zu Severa gewandt.

Die Gräfin Severa stand etwas zurück und stützte Santina, die sehr schwach und leidend zu sein schien. Die großen schönen Augen schienen, seit sie Benvenuto zuletzt gesehen, noch einmal so groß geworden zu sein und machten auf die robuste Frau d'Affiri in ihrer Hilfslosigkeit und Kindlichkeit einen ungemein rührenden Eindruck.

Raum war die Vorstellung der Damen vorüber, so begann auch Frau d'Affiri sofort der armen leidenden Santina aus dem reichen Schatz ihrer Hausmittel, von denen eine neapolitanische Hausfrau eine unerschöpfliche Menge besitzt, ihr Ratschläge zu geben.

„Wie blaß Sie sind, Contessina!“ begann sie. „Sie sollten es doch einmal mit Karmelwasser versuchen, ein halbes Weinglas voll nach jeder Mahlzeit. Es thut ausgezeichnete Dienste. Meine Töchter haben es alle getrunken, und es hat immer gute Dienste geleistet. Ich schreibe es ihnen auf. Wollen Sie? Sie bekommen es in jeder Apotheke.“

„Sie sind sehr freundlich, Signora,“ erwiderte Severa an Stelle Santinas, „aber ich fürchte, Sie unterschätzen das Leiden meines armen Kindes.“

Frau d'Affiri tätschelte Santina mit ihrer fleischigen, kurzfingerigen Hand, die über und über mit Ringen besetzt war — selbst am Zeigefinger und Mittelfinger, wie das die Neapolitanerinnen nun einmal lieben — und fuhr ihr damit zärtlich ums Kinn.

„Ach, du lieber Himmel, wie schön sie ist! Trinken Sie nur einmal Karmelwasser, mein Engel, und Sie werden sehen, wie gesund und stark Sie werden.“

„Sie will durchaus ins Kloster,“ warf Severa halblaut ein.

„Was?“ fuhr Frau d'Affiri betroffen auf.

Die beiden Herren, die sich miteinander unterhielten, schickten sich an, voranzugehen und die Treppe hinaufzusteigen. Die Damen folgten langsam; aber sehr interessant schien Benvenuto d'Affiri die Unterhaltung des Grafen Enea nicht zu sein, denn er sah sich öfter nach Santina um, die ihm wehmütig und müde zulächelte. Bei dem Wort „Kloster“ blieb Benvenuto stehen, um die Damen näher herankommen zu lassen und von ihrer Unterhaltung nichts zu verlieren.

„Ja. Es war gestern vor acht Tagen,“ fuhr Severa fort, „als wir von Neapel kommend am Kloster der Kamaldulenserinnen von Equense vorüberfuhren, und Santina plötzlich so krank wurde, daß wir nicht weiter konnten. Wir ließen also den Wagen halten und baten, da ein anderes Haus nicht in der Nähe war, um kurze Aufnahme und Hilfe im Kloster. Die Nonnen waren auch sehr liebenswürdig —“

„Ah, ich begreife. Ja, ja, ich weiß alles. Die kleinen, ruhigen Zellen, die langen weißen Talare, die Klosterstille — das hat Eindruck gemacht.“

„Ja. Nun will sie ebenfalls —“

Benvenuto machte eine plötzliche Bewegung.

„Aber lieber Schatz,“ fuhr Frau d'Affiri fort, „das hat doch Zeit.“ Dann, nach einem verstohlenen Augenblinzeln zu Severa, setzte sie mit einem gewissen Nachdruck hinzu: „Trinken Sie Karmelwasser. Ich habe sieben Kinder gehabt, Contessina, und sie haben alle sieben Karmelwasser getrunken.“

Während Frau d'Affiri in dieser Weise ihr Karmelwasser laut und umständlich anpries, so daß Santina, die in der That außerordentlich schwach und nervös war, fast Hören und Sehen verging, unterhielt sich Graf Enea mit Benvenuto.

„Sie sind Jurist, wie ich gehört habe, Herr d'Affiri?“ fragte er.

„Im letzten Semester. Im Oktober mache ich mein Examen.“

„Ein schönes Studium — wenn man's recht treibt.“

„Wie man's nimmt,“ versetzte Benvenuto.

„Ja, Herr d'Affiri, freilich, ein wirklicher Rechtsgelehrter muß man sein, nicht ein Ignorant, Stellenjäger oder politischer Streber, wie leider die meisten unserer Rechtsgelehrten, Advokaten und Richter. Ich kann ein Lied davon singen. Nun, Sie wissen es ja.“

„Ich habe davon gehört, Herr Graf, wie alle Welt von so etwas hört, das heißt oberflächlich. Den Gang Ihres Prozesses kenne ich nicht.“

„Interessieren Sie sich dafür?“

„Es würde mich allerdings sehr stark interessieren, wenn es Ihnen nicht peinlich ist, davon zu reden.“

„Nein. Weshalb soll ich ein Geheimnis daraus machen? Sie sollen alles wissen, aber nicht jetzt. Besuchen Sie mich morgen oder übermorgen. Wer weiß, ob wir nicht ein Geschäft zusammen machen können.“

„Ein Geschäft, Herr Graf?“ fragte Benvenuto verwundert.

„Ja. Ich nenne es ein Geschäft, weil ein Jurist doch Prozesse haben muß, um seine Wissenschaft auszuüben. Für ihn, in diesem Falle für Sie, ist es also ein Geschäft. Für mich ist es in diesem Fall eine Lebensaufgabe. Ich habe auf dieser Welt keine andere mehr, keine heiligere.“

Die letzten Worte sprach er mit leiserer und tieferer Stimme, durch die eine mächtige innere Bewegung zitterte.

Es trat eine kleine Pause ein.

„Herr Graf, wenn ich Ihnen in irgend einer Art dienstbar sein kann,“ sagte Benvenuto, „so bitte ich Sie, sich daran erinnern zu wollen, daß mir nichts erwünschter

sein könnte. Ja, noch mehr. Ich würde stolz darauf sein, Ihnen einen Dienst leisten zu können.“

Graf Enea sagte zunächst nichts. Dann kam er nochmals auf das Geschäftliche der Angelegenheit zurück. Es wäre ihm offenbar lieber gewesen, wenn der junge Jurist, bei dem er wirkliches Interesse für die Sache wahrnahm, mehr das Geschäft als den Freundschaftsdienst im Auge gehabt hätte.

„Hören Sie also, um was es sich handelt,“ fuhr er dann fort. „Ich bin seiner Zeit verurteilt worden auf das falsche Zeugnis zweier Leute hin, und zwar des Doktors Enrico Gherardi und meines früheren Marinajo Giuseppe Maregni, hier unter dem Namen Peppino bekannt. Der erstere existiert noch. Er führt eine traurige Existenz in Neapel. Von dem letzteren aber konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Er ist untergetaucht in den Schlamm der Großstadt, der Himmel mag wissen, wie tief. Sie werden begreifen, wie ungeheuer wichtig für meine Rechtfertigung es sein würde, den Mann wiederzufinden und womöglich gegen eine klingende Abfindung zu einer richtigen Darlegung der Vorgänge zu veranlassen.“

„Aber das würde ja gleichbedeutend mit einem Eingeständnis eines Meineids sein,“ warf Benvenuto ein. „Auch dürfen Sie den Mann nicht durch Bestechung veranlassen wollen, ein Zeugnis abzugeben. Ein solches Zeugnis nimmt kein Gerichtshof in solchem Falle an.“

„Alles richtig. Und doch muß ich den Mann finden und ihn zur Bekennung der Wahrheit bringen. Daran hängt nicht nur meine Ehre, sondern auch der gute Ruf, die ehrliche Stellung von Frau und Kind.“

„Gut. Sie wollen, daß ich diesen Mann in Neapel suche?“

„Ja, das möchte ich, und zwar aus dem Grunde, weil es Ihren Nachforschungen leichter gelingen würde,

als den meinen. Vor mir verbirgt sich der Mann natürlich. Das schlechte Gewissen weißt ihm nichts Gutes. Vor Ihnen wird er sich nicht verbergen. Sie werden eher dazu kommen, ihn zu finden, und ihn vielleicht auch zum Sprechen bringen, denn Sie erscheinen ihm bei der Sache als nicht beteiligt. Er kennt Sie nicht."

Sie waren während dieses Gespräches an den Punkt gekommen, wo sich ihre Wege wieder teilten, und blieben stehen, um die Damen zu erwarten. Benvenuto richtete seine Augen auf die nahende Cantina, und ihr Blick begegnete dem seinen. Der junge Mann war davon wie elektrifiziert. Es lag etwas wie ein Vorwurf, wie eine Anklage darin, als ob er schuld sei, daß sie so niedergeschlagen und krank sei.

"Ich werde diesen Peppino suchen und finden, Herr Graf," antwortete der junge Mann plötzlich mit Bestimmtheit.

"Suchen Sie ihn, und denken Sie dabei daran, daß Sie einem Unglücklichen Lebensmut und Lebenslust zurückgeben, wenn Sie ihn finden," erwiderte Graf Enea leise. "Kommen Sie morgen früh zu mir. Ich sage Ihnen alles, was Sie zu wissen nötig haben."

"Ich bin morgen früh bei Ihnen."

Die Verabschiedung geschah, wenigstens von seiten der Frau d'Alfiri, in derselben wortreichen und ausführlichen Art, wie die Neapolitanerinnen das nun einmal für praktisch und passend halten. Dann ging Benvenuto mit seiner Mutter nach dem roten Villino zurück.

Eben im Begriff, in den Hausflur einzutreten, sah er seinen Vater von der anderen Seite der Straße herankommen. Wahrscheinlich war er auf der Post gewesen und hatte seine Sachen geholt.

"Es ist nicht nötig, daß der Vater weiß, wo wir waren," flüsterte der junge Mann rasch seiner Mutter zu.

Frau d'Affiri sah ihren Sohn etwas überrascht von der Seite an. Dann nickte sie aber verständnisinnig und lächelte verschmüht.

Von diesem Tag an war sie überzeugt, daß ihr Sohn einer der größten Advokaten seiner Zeit werden müßte.

„Wo waret ihr denn?“ fragte Herr Affo seine Frau.

„Angeln,“ antwortete Benvenuto an Stelle seiner Mutter.

Die Ausrede war nicht ganz glücklich, denn sein Vater konnte sich offenbar die Vorliebe seiner besseren Hälfte für diesen Sport nicht erklären und sah deshalb beide ziemlich mißtrauisch an. Aber er sagte jetzt noch nichts. Die Gelegenheit dazu schien ihm nicht günstig. Dagegen nahm er seine Frau nach dem Essen, als er mit ihr allein war, ziemlich energisch ins Gebet.

„Crosina,“ sagte er ernst, „du weißt, daß ich in gewissen Sachen keinen Spaß verstehe, und wenn ich einmal etwas für recht und richtig erkannt habe, so halte ich daran unter allen Umständen fest.“

„Ich weiß nicht, was du willst,“ erwiderte Frau d'Affiri, unschuldig thugend.

„Ich will nicht, daß du dich zu allerhand Durchstechereien mit Benvenuto bereit finden läßt. Ich verlange, daß man in meiner Familie auf Achtbarkeit und Sitte hält. Wenn ich merke, daß man meinen Ansichten darüber nicht in jeder Hinsicht nachkommt —“

„Aber, mein Gott, es fällt mir ja nicht ein, diese zu verletzen,“ versicherte Frau d'Affiri erschrocken.

„Basta, du weißt nun meine Meinung. Richte dich danach.“

„Madonna mia, wie du aufbrausest, Affo! Der arme Junge muß doch irgendwie einen Rückhalt haben.“

„Der arme Junge ist ein Faulpelz, und von einer

verständigen Frau, wie du sein willst, sollte man nicht glauben, daß sie solchen Neigungen Vorschub leistet."

"Thue ich das?" erwiderte Frau d'Affiri in gerechter Entrüstung. "Sitzt Benvenuto nicht in diesem Augenblick, in dem wir sprechen, über seinen Büchern? Er hat mir sein Ehrenwort gegeben, daß er sein Examen im Oktober machen wird, und ich weiß, daß er es hält. Und das habe ich von ihm erreicht, nicht du mit all deiner Bolterei. Das ist ein rechtes Kunststück, den armen Jungen zu knechten und zu peinigen! Als ob sich so etwas erzwingen ließe. Wohin kämst du, wenn ich nicht da wäre, wenn ich nicht wieder ins Geleis brächte, was deine Heftigkeit verdirbt?"

Das ging noch so ein halbes Stündchen fort. Herr Affo wußte das schon und band daher nur mit seiner Frau an, wenn es sich um Wichtiges handelte, ließ sich aber dann auch durch den Strom ihrer sehr ausgiebigen Beredsamkeit nicht im geringsten beirren. Nur wußte er in diesem Fall nicht recht, was er entgegenen solle. Seine Frau hatte recht, Benvenuto hatte wirklich angefangen zu arbeiten, und das war höchst wahrscheinlich der Dazwischenkunft seiner Mutter zu danken.

Er schwieg also und wartete das weitere ab.

Am nächsten Tag erklärte Benvenuto plötzlich, daß er nach Neapel zurückkehren wolle. Er könne hier nicht arbeiten, bald fehle es ihm an dem, bald an jenem, es sei unmöglich, die ganze Universitätsbibliothek nach Sorrent zu holen.

Sein Vater war verblüfft. Nachdem Benvenuto sich noch vorgestern mit Händen und Füßen dagegen gesträubt hatte, von Sorrent fortzugehen, kam er jetzt selbst aus freien Stücken darauf, nach Neapel zurückzukehren. Natürlich hatte er dagegen nichts einzuwenden, mußte er doch annehmen, daß das Feuer, das Benvenuto für seine Nach-

barin in der Villa Miramar entwickelt, und das sein Vater so sehr gefürchtet, im Erkalten war.

Er ließ ihn also ruhig ziehen. Auch seine Frau, die mit ihm abreiste, weil sie sich in Sorrent nach Benvenuto's Abreise überflüssig gefühlt hätte, hielt er nicht zurück. Er war damit ganz zufrieden und blieb mit Beatrice allein im roten Billino.

(Fortsetzung folgt.)





Die schöne Frau.

Novellette von Emma Merk.

Mit Illustrationen
von H. Wald.



(Nachdruck verboten.)

Im duftig weißen, mit roten Schleifen geschmückten Morgen-
gewande schritt die schlanke Frau des Hauses auf die
Laube zu, in der ihr Gatte schon beim zweiten Frühstück
saß. Sie war eben aufgestanden. Obwohl die Sonne
nur ganz schwach durch den grauen Himmel blinzelte, hielt
sie doch einen großen, rotgefütterten Schirm über ihr von
einem spitzenumwogten Gartenhut geschütztes, von einer
Tüllwolke umschleiertes Haupt. Sie haßte die Sonne, dies
allzu helle Licht. Sie schwärmte für dämmerige Zimmer
mit rosig verhüllten Lampen, für ungewisses Halbdunkel.
Da sie sich aber während des Sommers doch zuweilen auch
am hellen Tage ins Freie wagen mußte, versäumte sie nie,
ihrem bleichen, gepuderten Gesicht durch einen Schirm,
einen Fächer oder irgend eine Umhüllung einen warmen
Ton zu geben, so daß sie eigentlich immer nur in einer
Art magischer Beleuchtung zu sehen war.

Ihr Gatte, der mit größtem Appetit sein Frühstück ver-
speiste, war schon seit Stunden beim Fischen gewesen. Sein
kurzer, gedrungener Oberkörper steckte in einem groben Haus-
rock. Neben der duftigen, sorgsam gepflegten Frau, die
ihm ihre behandschuhte Rechte hinhielt, sah er mit seinem
breiten roterhitzten Kopf wie ein Bauer aus.

„Bitte, Fräulein, wollen Sie mir den Thee besorgen,“ wandte sich die Dame an ein junges Mädchen, das sich bei ihrem Eintreten in die Laube erhoben hatte.

Das „Fräulein“ — sie hieß Marie Meier, und der alltägliche Name war auch einer der vielen Dornen, die ihr im Fleische saßen — legte mit gekränkter Miene ihre Handarbeit weg.

„Warum sagt sie das nicht dem Stubenmädchen, das doch eben hier war?“ grollte sie heimlich. Sie war als Erzieherin der Tochter zu Rentier Ehrhardt gekommen und während deren Abwesenheit in die Stellung einer Gesellschafterin und Stütze der Hausfrau hineingerückt. Aber sie fand, daß man ihr nun Dienstleistungen zumutete, die ihr nicht zukamen. Frau Ehrhardt schien ganz zu vergessen, daß ihr Fräulein eine höhere Beamtentochter war.

Während sie der schönen Herrin, die ihre Handschuhe nicht ablegte, sondern nur den Schleier etwas emporstob, den Thee einschenkte, lag ein bitterer Zug um den Mund des Mädchens, der ihr frisches Gesicht verdarb. Sie hatte krauses üppiges Haar, das sich in schweren Flechten um ihren kleinen Kopf wand; aber ihre runden bräunlichen und leicht erhitzten Wangen wirkten allerdings ein wenig derb an der Seite der ätherisch-bleichen Schönheit mit dem unter dem Hute hervorquellenden rotblonden Gelock.

„Da ist ein Brief von Frida,“ knurrte Ehrhardt. „Das Mädel möchte gern heimkommen. Hat ganz recht. Ich war gleich dagegen, daß du sie während der Sommermonate in die dumme Haushaltungsschule gesteckt hast.“

„Aber lieber Ferdinand,“ hauchte Frau Sidonie mit einem müden Seufzer, „Frida muß doch kochen lernen. — Das lag gerade dir bei ihrer Erziehung am meisten am Herzen,“ fügte sie etwas spitzer hinzu.

„Unsinn! Als ob ich je gewollt hätte, daß man sie deswegen nach Thüringen schickt. Sie hätte doch auch hier



fochen lernen können, bei unserer vortrefflichen Wally und bei dem Fräulein.“

Marie nickte zustimmend.

Es war ihr ein großer Aerger, daß man das junge Mädchen zur Ausbildung in der Wirtschaft fortgegeben hatte, weil sie den Grund durchschaute, warum die erwachsene Tochter

möglichst lange ferngehalten werden sollte. Die gnädige Frau wollte nicht in das „mütterliche Fach“ übergehen. Sie wollte ewig die Schönste, die Einzige, die Gefeierte sein.

Das Fräulein lächelte denn auch sehr ironisch über ihrer Handarbeit, als Sidonie nun mit würdevoller Strenge bemerkte: „Du mußt doch zugeben, Ferdinand, daß wir gerade jetzt das Kind nicht zurückrufen können. Mit der Einquartierung vor der Thür — während der Manöver! Die vielen Offiziere, die dann ein und aus gehen! Nein, das paßt mir nicht mit einem jungen Mädchen im Hause. Die Herren machen sich ihren Spaß daraus, solch einem achtzehnjährigen Ding mit Komplimenten den Kopf zu verdrehen.“

„Was läg' denn daran, wenn ihr einer die Cour schneidet! Das haben wir auch gethan, als wir jung waren. Haben wir auch gethan,“ lachte Ehrhardt, stand auf und schritt rauchend zwischen den Rosenbeeten auf und ab, schnitt auch einmal eine frisch aufgeblühte dunkelrote ab und warf sie seiner Frau, die sich bequem in ihren Schaukelstuhl zurücklehnte, in den Schoß. Dann trollte er sich leise pfeisend ins Haus.

Marie schickte ihm einen verächtlichen Blick nach. Sie selbst hatte Frida geraten, sich an den Vater zu wenden. Aber nie richtete er etwas Ernstliches aus. All sein Knurren blieb nur blinder Lärm. Immer setzte die Frau Sidonie ihren Willen durch.

Man konnte von der Straße, die zu dem nahen See hinabführte, den Garten und die Leute überblicken, und da in dem hübsch gelegenen Gebirgsdorfe verschiedene Münchener in der Sommerfrische weilten, kamen um diese Zeit immer Bekannte vorüber.

„Guten Morgen, Gnädige. Habe das helle Kleid im Garten gesehen — konnte nicht vorbei, ohne Ihnen die

Hand zu küssen," näseltete ein sehr jugendlich gekleideter Herr, der über den Kiesweg herantänzelte.

„Guten Morgen, lieber Baron. Bitte, nehmen Sie ein wenig Platz!“

Mehrere Radfahrer, die einen Blick hereinwarfen, sprangen ab, als sie Stimmen hörten, und baten um die Erlaubnis, trotz ihres verstaubten Anzuges eintreten zu dürfen.

„Ach, wer Sie so malen könnte, gnädige Frau!“ seufzte einer, ein junger Künstler, und betrachtete bewundernd die reich hingegoffene Gestalt.

„Ihre Schneiderin hat sich mit diesem Morgenkostüm selbst übertroffen,“ versicherte der andere, ein reicher Fabrikantensohn und Kenner in Toilettenfragen.

Nur der dritte, ein etwas schüchternere junger Gutbesitzer aus der Nachbarschaft, saß schweigsam in dem Halbkreis, der sich um Sidonie wie um eine Fürstin gebildet hatte. Manchmal heftete er seinen Blick wie gedankenverloren auf Marie, sah aber stets schnell weg, wenn sie es bemerkte.

„Warum spricht er denn nicht mit mir,“ dachte sie voll Zorn.

Aber nein, um sie kümmerte sich kein Mensch. Sie blieb viel unbeachteter in ihrem Winkel als der zierliche kleine Schoßhund der gnädigen Frau, der nach einer Weile, mit einer rosa Schleife gepuzt, herantrippelte und allgemein geliebt und gestreichelt wurde.

Am nächsten Tage war das Dorfbild gänzlich verändert. Zwischen den Obstgärten, auf den Wegen, überall hellblaue und dunkelblaue Uniformen. Soldaten, die ihr Quartier aufsuchten, die Gepäck hin und her schleppten; militärische Radfahrer, die zwischen dem Bahnhof und dem großen Gasthause, in dem der Oberst wohnte, auf und ab sausten; Pferdegewieher, das Gerassel der Geschütze, die im Hinter-

grunde des Dorfes aufgepflanzt wurden, laute befehlende Stimmen, der kräftige Gesang eines einmarschierenden Trupps Infanterie, Mädchenlacher, staunende Kinder, die zum erstenmal Offiziere sahen und mit offenen Mäulchen die Uniformen anstarrten; aufgeregte Bäuerinnen, die über ihren neuen Pflichten für die Einquartierung den Kopf verloren, und über all der fremden Unruhe und dem bunten Treiben ein klarer blauer Sommerhimmel.

Sibonie lächelte sehr befriedigt. Zwei der Herren, die in ihrem Hause wohnten, waren von Adel: ein Baron und ein Graf. Hübscher hätte sich das gar nicht treffen können! Das Zivil, mit dem sie sich während einiger Wochen unterhalten, sank plötzlich in ein schales Nichts zurück, seitdem sie wieder Säbel klappern hörte.

Während des dienstfreien Nachmittags hatten mehrere bekannte Offiziere ihren Besuch gemacht und eine Einladung für den Abend angenommen. Der erste, der kam, war an jedem Fenster von einem heimlichen Freudenausschrei aus weiblichem Munde begrüßt worden.

„Jesses, Jesses, der Herr v. Kramer!“ rief Wally, die dicke Köchin, und klatschte in die Hände. „Dem sein' Burschen kenn' ich, das ist ein Landsmann von mir. Für den muß ich gleich ein gutes Bröckel von der Gans aufheben.“

„Ah, Oberleutnant v. Kramer!“ lächelte die Frau des Hauses, die ihn eintreten sah. „Das ist ja reizend! Ein so famoser Gesellschafter! Er spielt so ausgezeichnet Violine.“ — Im oberen Stock aber seufzte Marie Meier: „Das ist ja der Offizier, der mich bei Kommerzienrats, wo ich zum Tanz aufspielen mußte, zu Tisch geführt hat! Alle anderen sind an mir vorbeigegangen, als wäre ich Luft! Der hat ein gutes Herz, und ein sehr gescheiter Mensch ist er auch. Er soll ja beim Generalstab sein! Der wird doch etwas anderes zu reden wissen als fade Komplimente für die gnädige Frau!“ —

Sidonie hatte zu dem Mahl am Abend in allen Zimmern die Lampen anstecken lassen. Sie fand das festlicher. Einen letzten Blick warf sie auf den Spiegel. Das glänzende helle Grün stand ihr wirklich gut. Noch eine leise Liebkosung mit der Puderquaste, dann trat sie in den Salon. Das Fräulein stand hier und senkte frische Blumen in eine Vase.

„Ei, sieh da, Sie haben ja heute eine merkwürdige Pracht entfaltet!“ bemerkte Sidonie etwas spitz und betrachtete mit der Lorgnette das junge Mädchen, das in einem hellen Musselinkleid mit bloßem Hals und kurzen Ärmeln sehr vorteilhaft aussah.

Marie warf ihr einen trozigen Blick zu, als wolle sie sagen: „Gerüstet zum Kampf! Heut gilt es! Heute will ich auch bewundert werden.“ Aber der selbstbewußte Glanz ihrer Augen erlosch mehr und mehr, als sich nun die Gäste einfanden, und die heitere Mahlzeit begann. Die alte Gesellschaft! Das Militär und das Zivil — alle hatten sie nur Augen für die bleiche rotblonde Frau, und sie blieb unbemerkt im Winkel. Auch er — Oberleutnant v. Kramer, mit dem sie sich einmal so vortrefflich unterhalten hatte! Ja, ein paar höfliche Redensarten hatte er ihr hingeworfen, und nun bemühte er sich mit all seinem Geist und all seiner Liebenswürdigkeit, mit jedem Blick, mit jedem Lächeln seines hübschen Gesichtes um die Gunst der koketten Hausfrau.

Nach Tisch mußte Marie mit dem Hausherrn im Nebenzimmer eine Partie Pifett spielen, davon ließ er nicht ab, auch wenn Gäste da waren. Verdrossen warf sie die Karten auf den Tisch, während aus dem Saale das Violinspiel des Oberleutnants herüberklang. Wieviel Glut, wieviel Wärme in seinem Vortrag lag! Ach, sie hatte doch in ihrem kleinen Finger mehr Musikverständnis als Frau Sidonie, die jedenfalls wieder ihre schmach tenden Augen

machte, als wäre sie ganz weg vor Begeisterung. Sie haßte sie. Ja, sie haßte sie.

Warum drehten sich alle nur um sie, gerade wie die dummen Mücken, die zum offenen Fenster hereinfliegen und um die Lampe schwirren? Bloß aus Eitelkeit. Weil jeder seinen Ehrgeiz darein setzte, auf die „schöne Frau“ Eindruck zu machen. Ach, wenn sie ihre schöne Frau nur einmal sehen könnten vor der Toilette, ehe das Kunstwerk vollendet war, da würden ihnen doch die Augen aufgehen über den Schwindel. Die alte Person mit ihrem geschminkten Gesicht — ihrem künstlich gefärbten Goldhaar!

„Aber Fräulein, heute spielen Sie wirklich zum Erbarmen!“ zankte der Hausherr.

So oft es seine Zeit erlaubte, kam der Oberleutnant in die Villa, zuweilen nach einem ermüdenden Tag noch abends in der bequemen Sitemka, welche die Offiziere auf dem Lande tragen durften. Marie wurde dann häufig an das Klavier befohlen, um sein Violinspiel zu begleiten. Aber wie warm sie auch ihre Bewunderung ausdrückte, wie groß und feurig sie auch ihre Augen zu ihm aufschlug, seine Gleichgültigkeit gegen sie blieb unerschütterlich. Nur Sidonies gnädiges Nicken schien ihm der erwartete Lohn, nur ihr lächelndes Bravo vermochte ihn anzuregen und zu begeistern. Und Marie sah es doch, daß sie hinter ihrem Fächer gähnte! Mit ihrem Wohlgefallen an dem hübschen, musikalischen Offizier wuchs in dem Herzen des Fräuleins der Groll gegen ihre Herrin. Das Süßholzraspeln des etwas altmodischen Herrn Oberst, die abgedroschenen Komplimente ihres Hausgenossen, des gräßlichen Hauptmanns, alle die galanten Redensarten der Herren, die doch eigentlich nur eine wertlose Kleinmünze waren, wollte sie der verwöhnten Dame ja gerne gönnen; aber die ernste Liebenswürdigkeit, diese herzliche Ergebenheit, mit der dieser junge

Mann um das Wohlgefallen der verblühten Frau warb, brachte sie einfach zur Kaserei.

Wenn sie im Rahn auf den nahen See hinausfuhren, dann wandelte sie oft plötzlich eine wilde Lust an, durch eine ungeschickte Bewegung das kleine Boot ins Schwanken zu bringen, damit es umschlug, und sie alle ins Wasser fielen. Sie konnten ja schwimmen, und wenn es in der Nähe des Ufers geschah, war die Gefahr nicht groß. Es schien ihr ein Hauptspäß, sich auszumalen, in welchem Zustande die „schöne Frau“ dem unfreiwilligen Bade entsteigen würde.

Allmählich wurde es ihr förmlich zur fixen Idee, Frau Sidonie vor den Augen ihrer Verehrer — vor allem vor Kramers Augen — in eine Lage zu bringen, die allen falschen Nimbus, mit dem sie die Menschen täuschte, zerstörte. Die Gelegenheit, ihre boshaften Pläne auszuführen, hatte ihr bisher noch gefehlt. Aber als Frau Ehrhardt den lebhaften Wunsch äußerte, das Manöver mitanzusehen, das in der Nähe stattfinden sollte, und ihr Gatte sich mit seltener Festigkeit weigerte, sie zu begleiten, da prickelte es in Marie Meiers dunklem Kopf von hinterlistigen Plänen und schadenfrohen Erwartungen.

Früh schon brachen die beiden Damen auf und waren an dem trüben, schwülen Tag zunächst eine Strecke weit gefahren. Die Scheinschlacht spielte sich jedoch auf einem weiten hügeligen Gelände ab, durch dessen sumpfige Wiesen keine Straße führte. Man mußte deshalb aussteigen und den Wagen warten lassen.

Nun sollte ihre teure Herrin einmal zu Fuße laufen, steigen, über schlechte Feldwege stapfen! Das war ihr gesund! Mit inniger Schadenfreude eilte Marie bergan. Ihr lag nichts daran, daß ihre Wangen glühten vor Hitze. Es machte ihr nur so unbändigen Spaß, daß das geschminkte Gesicht hinter ihr unfehlbar bei diesem mühsamen Marsch Schaden leiden mußte.

Sidonie wäre am liebsten wieder umgekehrt. Das Gehen fiel ihr schwer mit ihren engen, unbequemen Schuhen, mit ihren Spitzenröcken, und es wurde ihr schrecklich heiß unter dem Schleier. Aber es reizte sie dennoch, einmal mitten in dem ungefährlichen Schlachtgetümmel zu stehen und ihre Bekannten zu begrüßen. Sie dachte sich's ein wenig wie in einer Festvorstellung, bei der ihr Erscheinen doch auch immer Effekt machte. Marie lockte sie auch noch mit heuchlerischer Liebenswürdigkeit vorwärts.

„Da oben auf dem Hügel treffen wir gewiß den Herrn Oberst, und der Oberleutnant reitet als Adjutant des Generals auch mit den Schiedsrichtern. Wie er sich freuen wird, daß die gnädige Frau Wort hält!“

Dabei beobachtete das tückische Gesellschaftsfräulein mit Hochgenuß, daß die Stirnlöckchen der Dame sich schon auflösten und in langen Strähnen herumhingen, und daß Hut und Schleier in dem anhebenden Wind in Unordnung gerieten. Die Arme sah schon jetzt etwas derangiert aus und zupfte nervös an ihrer Frisur herum, als sie nun Uniformen bliken sah.

Auf dem Hügel stand ein kleines Häuflein Manöverbummler, die das militärische Schauspiel mit dem Feldstecher betrachteten. Man hatte von hier aus einen weiten Blick und konnte sehen, wie die Truppen gerade wie auf einem riesigen Schachbrette gegeneinander anrückten. Der Feind, der sich von Westen heranschob, war durch die graue Helmkappe kenntlich gemacht. Auf den Boden gedrückt kroch eine Compagnie vorwärts und gab dann gedeckt von einer kleinen Erhöhung in dem Kartoffelfelde Feuer. Unablässig donnerten die Geschütze, die hinter dem Waldstreifen links irgendwo aufgepflanzt waren, man hörte nur das dumpfe Dröhnen, aber keine Rauchwolke, keine Bewegung verriet, woher der Angriff kam. Die lauten Kommandorufe der Offiziere klangen über das freie Feld hin; Adjutanten jagten



Marie lockte sie auch noch mit heuchlerischer Liebenswürdigkeit vorwärts. (S. 70)

auf keuchendem Pferd vorüber; Sidonie sprang ein paar-mal entsetzt zur Seite, als dicht neben ihr ein Melbereiter mit dem Fähnchen auf der Lanze vorbeigaloppierte.

Einige der Offiziere legten grüßend die Hand an den Helm, als sie die Damen bemerkten. Aber zu weiteren Höflichkeiten blieb ihnen keine Zeit, und Frau Ehrhardt sah bald recht gelangweilt und müde aus. Sie hatte sich die Geschichte viel amüsanter gedacht.

Wahrhaftig, die böse Marie verstand sich auf Hexenkünste und hatte sich mit dem Wetter verschworen! Plötzlich fing es zu träufeln an. Erst ganz langsam und leise, ein bescheidenes Niesel, das aber bald in einen beharrlichen Landregen ausartete.

„Wir wollen eiligst zurück zu dem Wagen!“ rief Sidonie verzweifelt. Sie hatte nur ihren rotgefütterten Sonnenschirm, der sich mit seinen Spitzenvolants recht wenig zum Schutz auf freiem Felde eignete. Leider war sie sehr kurzichtig und hatte in dem einförmigen grünen Hügeland, das nun in ein trübseliges Grau eingetaucht schien, vollständig die Richtung verloren, aus der sie hergekommen waren. Ihr böshafte Fräulein aber schleppte sie absichtlich in der Irre umher, kreuz und quer durch nasse Wiesen, immer weiter fort von dem schönen gedeckten Landauer, der auf der Landstraße unten ihrer harnte.

Marie wollte ihre Rache auskosten.

Sie selbst lief in ihrem dunklen Lodenkleid, mit ihrem einfachen Matrosenhut, unter dem sich ihr naturkrauses Haar so lustig wie immer hervorlockte, unter der Traufe wohlgenut dahin. Sonst war sie recht sparsam mit ihren Sachen. Aber nun kam es ihr nicht darauf an, ein Paar Stiefel zu opfern, da sie dafür in dem Anblick ihrer kläglich zugerichteten Herrin schwelgen durfte. Fast hätte sie laut aufgelacht, als ein unhöflicher Windstoß den weißen Schleier packte, der schon vom Regen ganz schlaff geworden,

und ihn wie spottend davontrug. Nun stand einmal das zarte Gnadenbild ohne Hülle, ohne magische Beleuchtung in freier Luft, und Sturm und Regen segten fort, was nicht waschecht war. Die Haarfarbe verblaßte allerdings nicht, aber der künstliche Aufbau, der sich sonst über die Schläfen hinzog und Entzücken wachrief, klatschte nun naß und so arm und dünn um das schmale Gesicht, das in dem scharfen Licht immer welker und faltiger erschien. Unter den Augen bildeten sich von der Nässe und der Schminke verwischte Flecken, und das Tüllgekräusel des Kleides am Halse klatschte sich dicht an, so daß der hagere, welke Hals zum Vorschein kam.

„Ihre Verehrer müssen sie so sehen!“ Mit dämonischer Wildheit jagte der Wunsch durch die verbitterte Seele Mariens, und ihre Augen spähten scharf durch das Grau. Sie hatte schon eine Weile beobachtet, daß bei dem einsamen Gehöft vor ihnen ein Trupp Reiter stand, halb verdeckt von den Bäumen. Wenn das die Schiedsrichter wären — der Oberleutnant unter ihnen!

„Es bleibt uns nichts übrig, gnädige Frau, als dort, in dem einzigen Haus weit und breit, unterzustehen,“ sagte Marie heuchlerisch und lief eifrig voran. Es sollte Sidonie nicht gelingen, sich unbemerkt in eine Ecke zu drücken.

Jubeln hätte sie mögen, als sie in die Nähe kam. Ein Siegesgeschrei wäre der Ausdruck ihrer Stimmung gewesen. Von weitem schon erkannte sie Kramers schlankte Gestalt.

Der Trupp wollte sich eben wieder in Bewegung setzen, und man würde wohl auf die beiden nassen Gestalten gar nicht geachtet haben, wenn nicht Marie dicht vor die Pferde hingelaufen wäre und laut gerufen hätte: „Verzeihen Sie gütigst, wir haben uns bei dem Regen ganz verirrt. Wie finden wir uns wieder auf die Chaussee zurück? Meine arme gnädige Frau kommt kaum mehr vorwärts.“

Und sie deutete auf die sich mühsam Heranschleppende.

Oberleutnant v. Kramer flüsterte dem General ein paar entschuldigende Worte zu und ritt Sidonie entgegen. Auch der Oberst, der einigemal bei Ehrhardts zu Gast gewesen war, hielt sich für verpflichtet, der verregneten Dame sein Bedauern auszudrücken.*) Sämtliche Offiziere blickten nach der Aermsten, die nicht in die Erde versinken konnte, die nicht einmal unter ihrem getreuen Sonnenschirm, der längst unbrauchbar geworden war, eine Deckung fand.

Marie war neben ihre Herrin herangetreten. „Ein rechtes Glück, nicht wahr, gnädige Frau, daß wir nun doch über den Weg Bescheid wissen?“ rief sie, während sie voll Schadenfreude bemerkte, daß mehrere der Herren ein Schmunzeln nicht zu verbergen vermochten, daß auch der galante Oberst verblüfft zurückprallte, als er diese traurige Wandlung sah, die der Regen bei der „schönen Frau“ angerichtet hatte.

Er aber, der Unbegreifliche — er, der hübsche junge Oberleutnant, auf den Mariens Augen mit äußerster Spannung gerichtet waren, zuckte nicht mit der Wimper. Kein Zug in seinem Gesicht verriet Enttäuschung, ja nur Befremden, Verwunderung. War denn solche Verstellung, solche Selbstbeherrschung überhaupt möglich?

„Ach, verehrte gnädige Frau,“ sagte er leise mit seinem einschmeichelndsten Tone, „es giebt Augenblicke, in welchen man die Unerbittlichkeit des Dienstes recht schwer empfindet. Wenn ich jetzt fortjagen dürfte, so rasch mein Pferd mich trägt, um Ihnen einen schützenden Mantel zu holen, und Sie dann warm und behaglich einzuwickeln — das wäre mir wirklich die größte Herzensfreude!“

Dabei ruhten seine Augen auf ihr mit unveränderter Liebenswürdigkeit, mit unerschütterlicher Begeisterung, mit einem so treuherzigen Blick, als könnte kein Falsch in seiner Seele sein.

*) Siehe das Titelbild.

Marie hätte am liebsten auf den Boden gestampft vor Zorn. Prallte an ihm denn alles ab? War er denn blind, behert? Sah er denn gar nicht, wie häßlich seine Schöne geworden? Verflog sein Kausch auch nicht vor solch ernüchternder Klarheit?

Sie starrte ihm noch kopfschüttelnd nach, als längst die Pferde über das Kleefeld dahingesprengt waren. Uebel-launig und schweigsam patzten die beiden Damen über die durchweichten Wiesen, bis sie den Wagen erreichten, der ihnen auf Befehl des Obersten eine Strecke weit entgegengefahren war.

Am Abend mußte Marie den Tisch decken, weil die Jungfer eine Besorgung zu machen hatte. Der Oberleutnant, der sich erkundigen wollte, ob der nasse Spaziergang der gnädigen Frau nicht geschadet habe, wurde in den anstoßenden Salon geführt. Sidonie lag da etwas bleich und abgesspannt, aber wieder frisch aufgekräuselt und bemalt auf dem Ruhebett unter der Lampe. Mit einer gewissen Unruhe blickte sie diesem Wiedersehen mit ihrem lebhaftesten Verehrer entgegen. Ob er wohl gänzlich abgekühlt war? Sein Gesicht und sein Gruß schienen sie angenehm zu überraschen, denn ihre Stimme klang ganz ungewöhnlich freundlich und heiter, als sie ihn bat, Platz zu nehmen und ihr ein wenig zu erklären, wie sie eigentlich dieses militärische Schauspiel zu verstehen hatte, das sie heute mitangesehen.

Marie konnte deutlich hören, was die beiden sprachen. Der behagliche Ton der Unterhaltung ärgerte sie schon. Und dann nach einer Weile sagte der Offizier, daß sie nun in ein paar Tagen abmarschieren müßten, und als Sidonie ein Wort des Bedauerns erwiderte, fügte er sehr warn und bewegt hinzu: „Ach, verehrte gnädige Frau, Sie ahnen nicht, wie dankbar ich dem Zufall bin, der mich hierher führte, in Ihre Nähe! Ich möchte mir schmeicheln, daß

ich in diesen wenigen Tagen, in denen ich die Gastfreundschaft Ihres Hauses genießen durfte, ein wenig Ihr Vertrauen gewonnen habe, Ihre gütige Gesinnung, Ihr Wohlwollen —“

„Gewiß, gewiß, Herr Oberleutnant,“ versicherte Sidonie sehr leise, offenbar etwas befangen, denn sie wußte ja, daß das Fräulein im Nebenzimmer weilte.

Marie war wütend. Bei offenen Thüren eine Liebeserklärung! Sie fand das stark.

„Meinen wärmsten Dank, verehrte gnädige Frau! Und ich darf auf liebenswürdiges Gewähren rechnen, auch wenn ich — wenn ich eine recht große Bitte wagen sollte?“

Er hatte nun auch in einem verschleierten Tone gesprochen, und Marie hörte nur ein kokettes Lachen, das ihm zur Antwort wurde. Dann folgte ein Schweigen, als habe er in den Augen ein beglückendes Ja gelesen und zöge nun bewegt die Hand der Dame an die Lippen.

In einer tiefen Entrüstung klapperte Marie mit den Tellern. Sie überlegte, ob sie wirklich schweigen sollte zu einem so schönen Verrat. —

Sidonie schien etwas verlegen, als sie später in das Eßzimmer trat. Aber der Oberleutnant begrüßte Marie mit seiner gewohnten kühlen Höflichkeit. Er war doch ein vollendeter Heuchler!

Am nächsten Morgen war Sonntag und Rafttag für das Militär. Reizender blauer Himmel mit weißen Wolken, lustiger Sonnenschein. Marie saß noch vor dem Frühstück in ihrem Zimmer und schrieb einen Brief, als sie auf der Treppe Freudenrufe hörte, ein vielstimmiges Lachen. Wally schrie voll Vergnügen: „Jesses, Jesses! Mein, die Ueberraschung!“ Dazwischen brummte der Baß des Hausherrn. Aber über all den Lauten schwebte noch ein heller, jüngerer Ton.

Das Fräulein riß eiligst die Thür auf und sprang die Treppe hinunter. Im ersten Stockwerke aber flog ihr ein großes lachendes Mädchen um den Hals und rief: „Marie, liebe gute Marie, nicht wahr, Sie helfen mir auch bei der Mama?“

„Um Gottes willen, Fräulein Frida! Ja, wo kommen Sie denn her?“

„Von Thüringen und jetzt direkt von München. Die ganze Nacht habe ich im Eisenbahnwagen gesessen und nicht schlafen können vor Angst und doch zuweilen ein ungeheures Verlangen gehabt, hellauf zu jubeln, weil ich wieder heimkam. Wie ich die Berge sah, da ward ich ganz närrisch vor Freude. Ich habe meiner Pensionsmutter gesagt, ich müsse zu Pappas Geburtstag hier sein, obwohl er mich gar nicht haben wollte, der böse, böse Vater — und nun gehe ich um keinen Preis mehr weg.“

„O, wir wollen schon Ihre Partei nehmen, Frida! Nicht wahr, Herr Ehrhardt?“ sagte Marie ganz erregt und kampfbereit. Etwas Lieberes hätte ihr gar nicht geschehen können. Das mußte doch den blinden Thoren ernüchtern, wenn er sah, welche große Tochter seine angebetete Schöne hatte. Schämen mußte er sich, der Mutter den Hof zu machen vor diesen hellen jungen Augen.

Frau Sidonie erfuhr nicht gleich, was geschehen war. Es war streng verboten, ihr Zimmer zu betreten, wenn sie nicht klingelte. Erst als sie gegen Mittag zum Frühstück kam, legten sich ein paar weiche, schmeichelnde Arme um ihren Hals, und die mutwillige Ausreißerin flüsterte ihr ins Ohr: „Ich hab's nicht ausgehalten vor Langeweile, Mama.“

Sie runzelte zwar finster die Stirne, aber was half aller Aerger der einmal feststehenden Thatsache gegenüber, daß die große Tochter da war! Sie wollte sich durch keine Aufregungen ihr Aussehen verderben; denn sie hatte mehrere

Offiziere zu Tisch, und es galt, den häßlichen Eindruck von gestern zu verwischen.

Der erste, der sich einfand, eine volle Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit, war der Oberleutnant. Er sah etwas erregt und befangen aus. Als er in den Salon trat, in dem die Familie schon versammelt war, wollte Sidonie erst mit einer ihrer müden Bewegungen die Tochter vorstellen; aber das junge Mädchen sprang auf, hing sich an den Arm des Offiziers und rief mit leuchtenden, übermütigen Augen: „Liebe Eltern, als Verlobte empfehlen sich Paul und Frida!“

Der Oberleutnant aber küßte Frau Sidonie die Hand und flüsterte: „Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen: Wohlwollen — freundliches Gewähren, auch wenn ich eine sehr große Bitte wagen sollte!“

Sidonie erregte mit ihrer Selbstbeherrschung zum erstenmal die Bewunderung ihres boshaften Fräuleins. Merkwürdig gefaßt fand sie sich in die veränderte Sachlage, blickte wie eine jugendliche Mutter auf dem Theater ergeben zu ihrem Gatten empor und lächelte mit großen, gerührten Augen: „Hast du's gehnt, Ferdinand, daß der böse Mensch uns unser einziges Kind rauben will?“

„Aber Mädel,“ lachte dieser seelenvergnügt, „wo und wie habt ihr euch denn nur kennen gelernt?“

Darauf erzählten die jungen Leute, sich unterbrechend, sich gegenseitig verbessernd und ergänzend, in freudiger Hast die Geschichte einer entzückenden Eisenbahnfahrt, bei der sie sich gegenüber gefessen hatten, bei der zum Glück eine freundliche Dammrutschung einen Aufenthalt in einem komischen kleinen Nest verursachte, in dem sie miteinander zu Mittag aßen — die einzigen Passagiere zweiter Klasse. Und dann war er auch in Erfurt ausgestiegen, obwohl er eigentlich nach Weinac wollte, und hatte ihr Fensterparaden gemacht, während sie in der langweiligen Pension Gemüse schälten

oder etwas ähnliches thun mußte, und trotz der lauernden Pensionsmutter, die ihre jungen Damen wie Verbrecher gefangen hielt, hatten sie sich doch einmal fünf Minuten lang gesprochen und sich zugestüstert, daß sie sich schreiben würden. Das hatten sie auch gethan, und unter allerlei anderen hübschen Dingen hatte Frida von ihm gehört, daß er hier sei, und daß Vater und Mutter recht freundlich zu ihm wären. Da hatte sie es einfach nicht mehr ausgehalten. Uebrigens könne sie jetzt schon genug kochen.

„Donnerwetter! Wie heutzutage die Kinder energisch vorgehen!“ rief Ehrhardt, sich die Hände reibend. „Aber jetzt soll die Wally gleich einige Flaschen Pommery kalt stellen!“

Frau Sidonie lächelte nur. Sie entsagte „in Schönheit“. Marie aber beherrschte sich kaum mehr vor innerer Aufregung über diese unerwartete Wandlung. „Ich möchte Rosen holen für die Tafel, bei einer Verlobung muß doch ein großer Rosenstrauß auf dem Tisch stehen,“ sagte sie ganz verwirrt.

Sie wollte nur eine Gelegenheit haben, um ihre erhitzten Wangen in der freien Luft zu kühlen, um in der Einsamkeit sich zu beruhigen und zu besinnen. Sie gab sich krampfhaft Mühe, nur ihrem Haß zu lauschen, sich ganz zu betäuben mit einer wilden Lustbarkeit über die Niederlage ihrer Herrin. Ja, ja, nun war sie eben doch ins „alte Fach“ hineingerutscht, in das der Schwiegermutter. Der junge Oberleutnant hatte eben nur „der Mutter“ seine Huldigung dargebracht. O, diese Enttäuschung gönnte sie ihr von Herzen!

In wilder Ausgelassenheit hüpfte Marie um die Beete herum und wütete in den Rosen; sie merkte es kaum, wenn ein Dorn sie ritzte, so berauscht war sie von ihrem Triumph.

„Guten Tag, liebes Fräulein,“ sagte da plötzlich eine freundliche Stimme hinter ihr. Vor dem Gartengitter stand

ein Radfahrer, der schüchterne Gutsbefitzer, der einigemal zu Besuch in der Villa gewesen war und sie immer verstohlen angesehen, aber nie ein Wort mit ihr gesprochen hatte.

Marie war so erschrocken über die unerwartete Anrede, daß sie das Körbchen mit den Rosen aus der Hand fallen ließ. „Ach, Herr Bentenrieder!“ rief sie.

„Verzeihen Sie, Fräulein; warten Sie, ich helfe Ihnen,“ fuhr er fort, lehnte sein Rad an das Gitter und kam eilig in den Garten herein. Während er sich bückte, um die Blumen aufzuheben, sagte er etwas verlegen: „Seitdem die Offiziere hier sind, bekommt unsereiner keinen Blick mehr ab.“

„Ja, ja,“ erwiderte Marie höhnisch. „Jetzt ist die gnädige Frau anderweitig in Anspruch genommen.“

„Ich meine nicht die gnädige Frau, ich meine Sie selbst, Fräulein Meier,“ versicherte er, indem er die Rosen behutsam in ihr Körbchen legte.

Sie sah ihn starr an. Wollte der Mensch seinen Spaß mit ihr treiben? „Ach, ich weiß recht gut, daß sich um mich niemand kümmert,“ warf sie zornig hin, und es war ein Bittern in ihrer Stimme, das sie kaum beherrschen konnte.

„Sagen Sie das nicht, Fräulein. Wie die anderen Herren denken, darüber weiß ich ja nicht Bescheid. Aber das dürfen Sie mir glauben, daß ich stets nur hierher kam — Ihretwegen.“

„Aber warum haben Sie denn nie ein Wort mit mir geredet?“ gab sie ganz verwirrt und überrascht zur Antwort.

„Ja, das ist eben mein Unglück, daß ich so schüchtern bin, besonders in einem größeren Kreis von Menschen. Wie gerne hätte ich mich Ihnen genähert, aber das hätte vielleicht auffällig ausgesehen, und — ja, ich wagte es eben nicht. Aber wie oft bin ich vor dem Garten vorbei geradelt, in der Hoffnung, Sie einmal allein zu treffen, so wie jetzt.“

Er sah treuherzig zu ihr auf mit warmen, guten Augen.

Der Blick hatte eine ganz seltsame Wirkung auf sie. Sie schämte sich, schämte sich über alle Maßen der wilden Schadenfreude, in der sie eben herumgerast



war, schämte sich ihres Neids und ihres Zorns und ihrer Bosheit. Bei diesem ersten guten Wort, das ihr galt, bei diesem ersten warmen Interesse, das sich ihr zuwendete, fühlte sie

erst, wie wund und arm und vereinsamt ihr Herz war, und wie schlecht sie geworden in ihrer Verlassenheit, in dieser grausamen Leere um sie her. Am liebsten hätte sie die Hände vor das Gesicht gedrückt und geweint wie ein Kind.

Aber sie mußte sich ja zusammennehmen. Ihre Finger zitterten und ihr Blick schimmerte feucht, als sie eine hübsche Rosenknospe aus ihrem Körbchen hervorsuchte und dem Radfahrer an die Foppe heftete.

Er faßte in warmer Dankbarkeit ihre Hand und hielt sie fest. „Dank, Fräulein Marie, innigsten Dank! Ich bringe Ihnen Rosen aus meinem Garten, wenn ich wiederkomme — ich darf doch recht bald wiederkommen, nicht wahr?“

Sie nickte wie im Traum. Sie hätte gar nicht zu sprechen vermocht.

Als sie wieder in das Speisezimmer zurückkehrte, zu dem flüsternden Brautpaar und zu der schmach tenden gnädigen Frau, da war ein ganz verklärter Ausdruck auf ihrem Gesicht, als hätte dieser erste warme Liebeshauch, der sie gestreift, im Nu den herben Zug um ihren Mund und jede neidische Regung aus ihrer Seele fortgezaubert.





Am Gardasee.

Reiseerinnerungen von Fr. Regensberg.

Mit 14 Illustrationen.

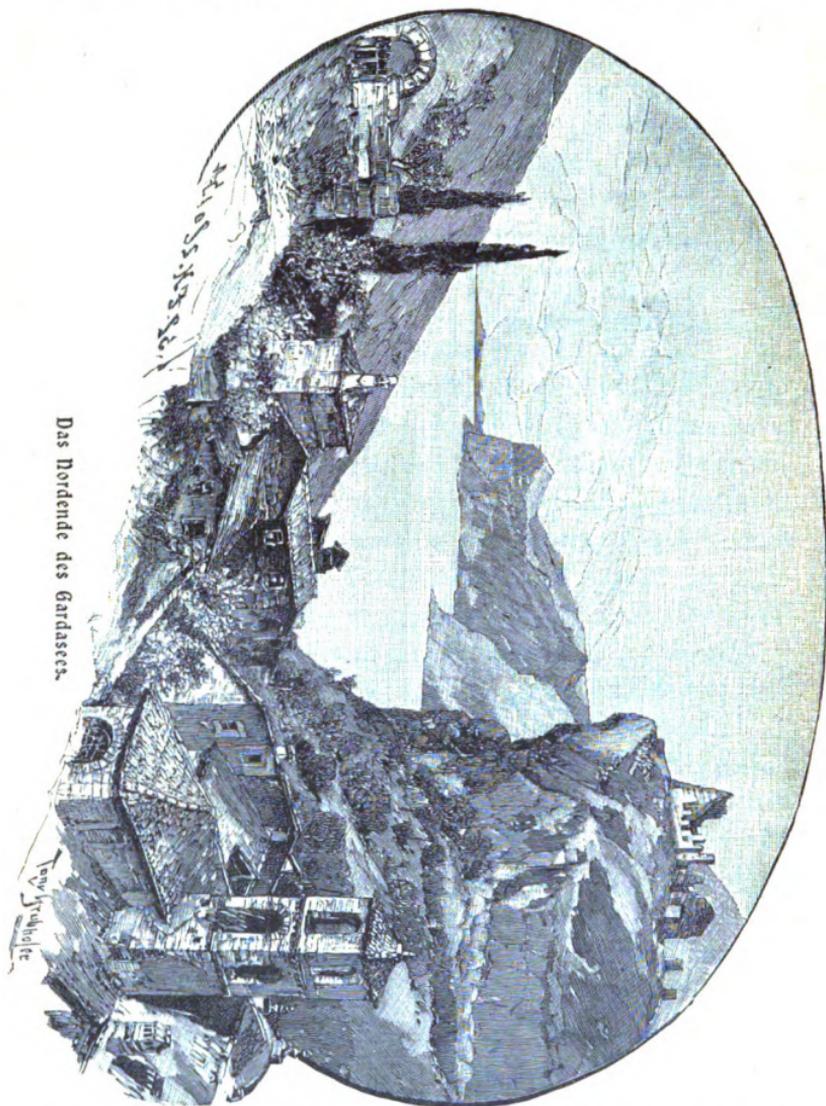


(Nachdruck verboten.)

Für Reisende aus Oesterreich und Deutschland, die in schönen Herbsttagen auf der Fahrt nach Süden dem schönen Gardasee, dem Lacus Benacus der Römer und dem „Gartensee“ (ital.: Lago di Garda) des Mittelalters, einen Besuch abzustatten gedenken, kommt in erster Linie die bei Riva am Seegeflüde ausmündende Linie Mori-Arco-Riva in Betracht. Diese Schmalspurbahn zweigt sich auf der Station Mori von der Südbahnlinie ab, und wenn unser von Bozen kommender Zug dort einläuft, steht der andere schon bereit.

Wir beeilen uns, umzusteigen, und gleich darauf verlassen wir den Ort Mori mit seiner riesigen Moräne und den „Lavini di Marco“, den Trümmern eines Bergsturzes von 883, die schon Dante in seiner „Hölle“ beschreibt. Die Bahn erreicht, im Thale stetig ansteigend, die Station Loppio mit einem Schloß der Grafen v. Castelbarco und dem düsteren, felsenumschlossenen Loppiosee, einem Reste des alten Bettes der Etsch, die ehemals hier floß, um bei Torbole in den Gardasee zu münden, da wo jetzt die Sarca ihre vom Gletscherwasser grau gefärbten Fluten einherwälzt. Rauchend strebt das Dampfroß aufwärts, bis der höchste Punkt der Bahn, 97 Meter über der Station Mori, erreicht ist, wo eine kleine Kapelle auf karstähnlichen Felsentrümmern die Wasser-

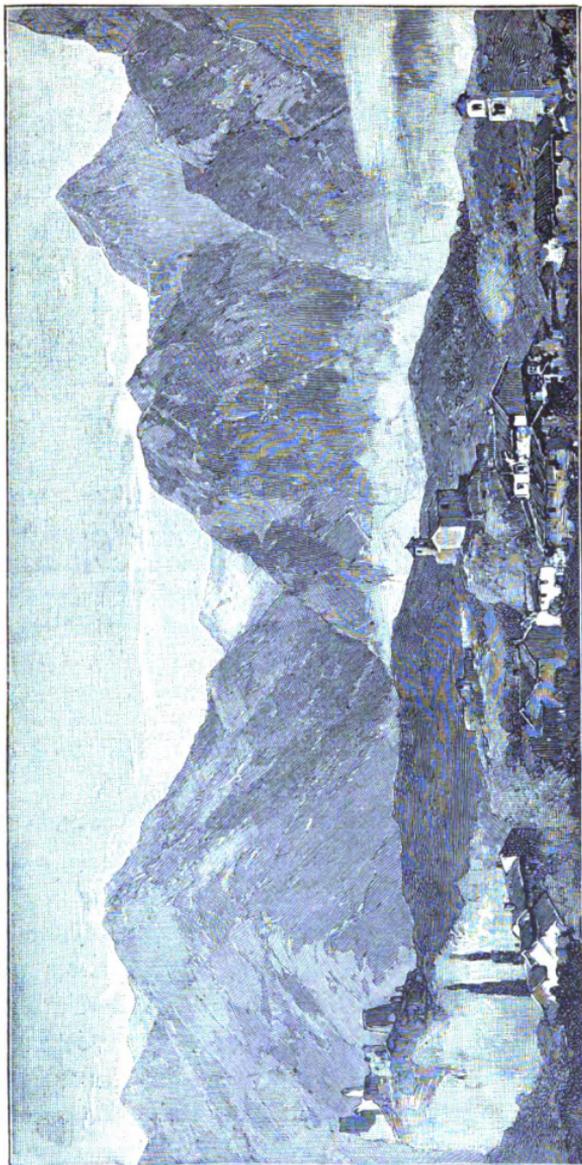
scheide zwischen Gardasee und Etsch bezeichnet. Auf einem Felsenhorn gewahrt der Reisende bald darauf die Ruinen



Das Nordende des Gardasees.

des alten Schlosses Penede oder Penedal, ehemals der Schlüssel zu dem Uebergang vom Sarca ins Etschthal, und

unterhalb davon die Häuser der malerisch am Rande einer Schlucht gelegenen Ortschaft Nago, zwischen denen Cympressen emporragen. Nago ist Station, und wer sich an einem geradezu einzig schönen Landschaftsbilde erfreuen will, das keiner vergißt, der es einmal geschaut, der folge unserem Rat und



Blick auf Nago.

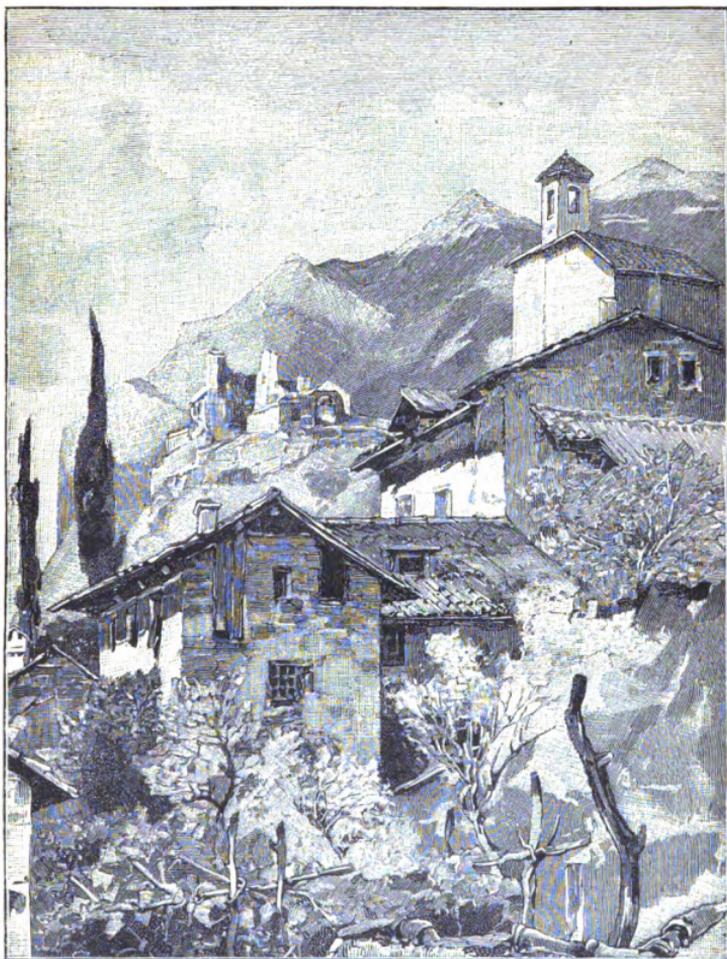
verlasse in Nago den Zug. Unterhalb des Dorfes führt die Straße durch das Thor des Sperrforts Nago, dem

modernen Ersatz für das alte Kastell Benede. Mit dem letzten Schritt aus dem Festungsthor öffnet sich eine überraschend großartige, unbeschreiblich herrliche Aussicht über den blauen Gardasee in seiner ganzen Ausdehnung bis zu den Hügeln von Solferino, auf den Monte Brione vor uns und auf das rebengrüne, von hohen Bergen umrahmte Sarcathal zu unserer Rechten. Dieser Blick ist so imposant und anmutig zu gleicher Zeit, daß ihm im Bereiche des Gardasees, ja im ganzen Lande Tirol kein anderer gleichkommt.

Wir blicken aus einer Höhe von 300 Meter auf das größte Südwasserbecken (366 Quadratkilometer Umfang) am südlichen Fuße der Alpen hinab. Der See erscheint uns, wie Heinrich Nos treffend bemerkt, durchaus als eine „Verkörperung der Vorstellungen, die sofort in uns auf-tauchen, wenn man von einem am italienischen Abhang des Gebirges gelegenen Alpengewässer spricht. Es ist hier der Steilabfall der Felsen vorhanden, jener Vorstufen hoher Berge, auf deren Gipfeln bis in den Hochsommer hinein Schnee blinkt. Es fehlen aber auch die Ufergärten mit ihren Goldfrüchten nicht, die marmorweißen Landhäuser, die schwarzen Cypressen, die Inseln und Halbinseln, die wie große Blumensträuße auf der Flut schwimmen, deren Bläue demjenigen nicht zu schildern ist, der sie nie gesehen hat.“

Der Gardasee, der eine größte Länge von 52 Kilometer besitzt, während seine Breite zwischen 3 Kilometer (bei Riva) und 16 Kilometer wechselt, liegt gerade auf der Grenze von Tirol und Italien in einer dem Etschthal parallelen, nord-südlich verlaufenden Thalsenkung, östlich von dem das Etschthal vom See trennenden, auf der Kuppe meist schneebedeckten Monte Baldo (2050 Meter) begrenzt, während auf der Westseite die Ausläufer der judikarischen Alpen steil abstürzen. Zu Oesterreich gehört nur ein kleiner Teil des Sees, der weitaus umfassendere Rest zu Italien. Seinen Hauptzufluß

bildet die bei Torbole mündende Sarca, die nach ihrem Austritt aus dem See bei Peschiera an seinem Südostende den Namen Mincio annimmt. Auf der Westseite ergießen sich



Nago.

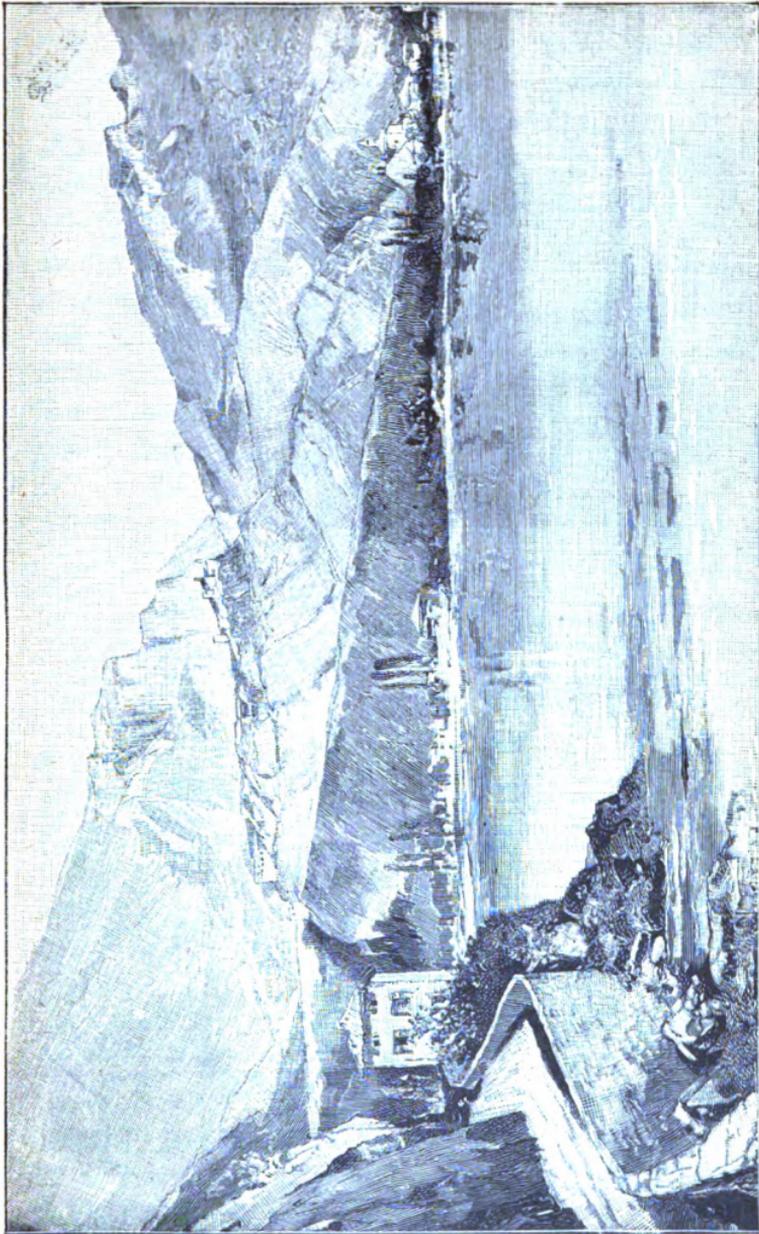
in den See die kleinen Gebirgsflüsse: Ponale, Tignalga (Campione), Braza und Toscolano; am Ostgestade kommen viele kleinere Wasserläufe vom Monte Baldo herab, und endlich

steigen aus dem Seegrunde selbst zahlreiche Quellen empor, darunter auch einige Schwefelthermen auf der Halbinsel Sermione.

Ungemein malerisch ist die Umrahmung der Ufer des Gardasees, und mit immer neuem Entzücken verfolgt das Auge den Uebergang von dem ernstesten erhabenen Alpencharakter des oberen Theiles zu den in allen Reizen des Südens prangenden Hügeln der Mitte und den idyllischen Gestaden, die gegen die Lombardische Ebene hinziehen. Es fehlt nicht an Ruinen, Wasserfällen und Schaumbächen, und der See selbst ist unerschöpflich an den prachtvollsten Farbenspielen. Es ist daher recht schade, daß die meisten Reisenden den See gewöhnlich nur wie im Vogelfluge berühren, das heißt mit einem Dampfer der Gardasee-Dampfschiffahrtsgesellschaft hinüberfahren, welche die regelmäßige Verbindung der Seeorte (zwischen Riva und Desenzano, sowie Riva und Peschiera, mit Anschluß an erstere Linie in Gargnano) vermitteln. Es lohnt sich ganz außerordentlich ein längerer Aufenthalt in einem der interessantesten Städtchen und Dörfchen am Ufer, um von dort aus zu Fuß oder mittels des Dampfers überaus genußreiche Ausflüge zu machen.

Zu einer solchen Station eignet sich gleich sehr gut das von unserem Standpunkte am Festungsthor von Nago aus gesehene Torbole, das unmittelbar zu unseren Füßen liegt. Eine steil abfallende Straße, auf der die Venezianer im Dezember 1438 eine Flotte von 6 großen und 25 kleineren Schiffen von Mori aus nach dem See schafften, bringt uns in einer Viertelstunde dorthin.

Die Mehrzahl der Reisenden indessen bleibt im Zuge sitzen. Die Bahnlinie senkt sich in starker Neigung nach Arco, dem bekannten klimatischen Winterkurort, den wir nach 50 Minuten Fahrt von Mori erreichen. Nach einer ferneren Viertelstunde ist der Bahnhof von Riva, einem



Gesamtsicht von Nago, Kastell Penede, Fort Nago und Corbole.

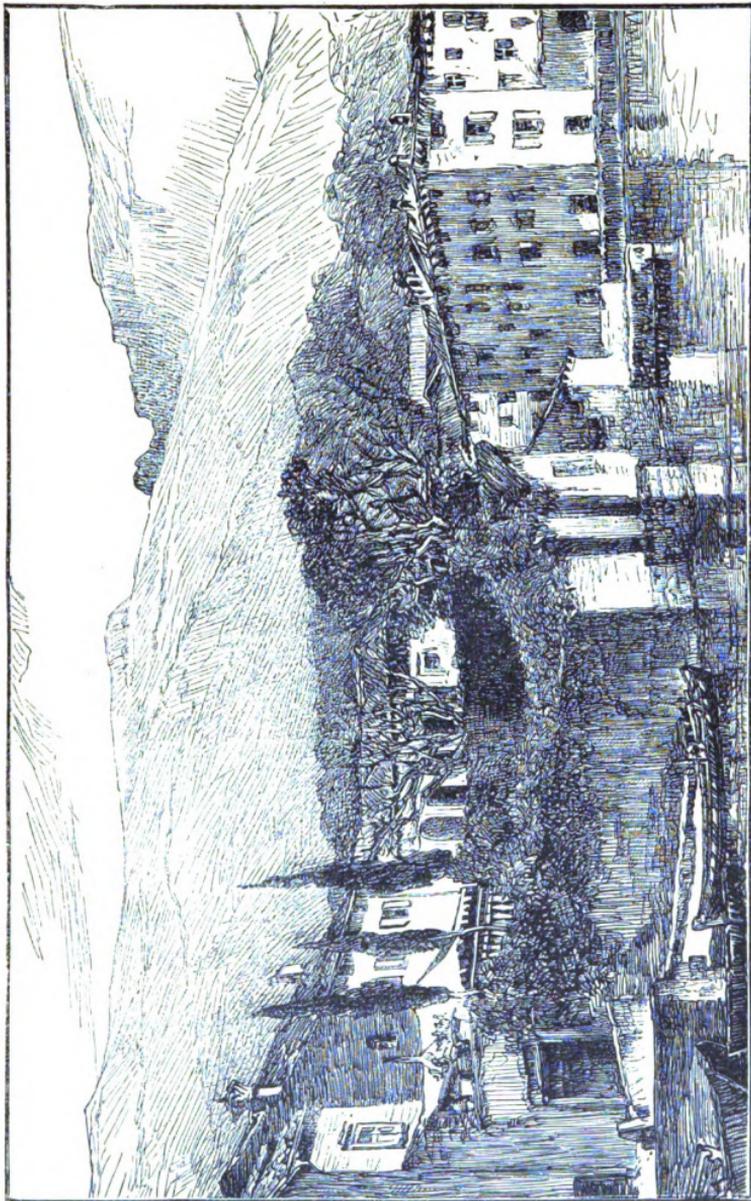
lebhaften Handelsstädtchen von 5000 Einwohnern an der nördlichsten Bucht des Sees, erreicht. Die Schönheit seiner Lage, namentlich vom See aus, und seiner Umgebung

haben dem dicht am Fuß der steil aufragenden Rocchetta (1517 Meter) sich hinziehenden Platze, der zwar österreichisch, aber ganz italienischen Charakters ist, nicht nur einen starken



Hus Riva.

Passantenverkehr, sondern auch eine in neuester Zeit stets wachsende ständige Fremdenkolonie verschafft. Für die Unterkunft der Reisenden ist durch zum Teil sehr schön gelegene Gasthöfe gesorgt, unter denen die „Goldene Sonne“



Corbole.

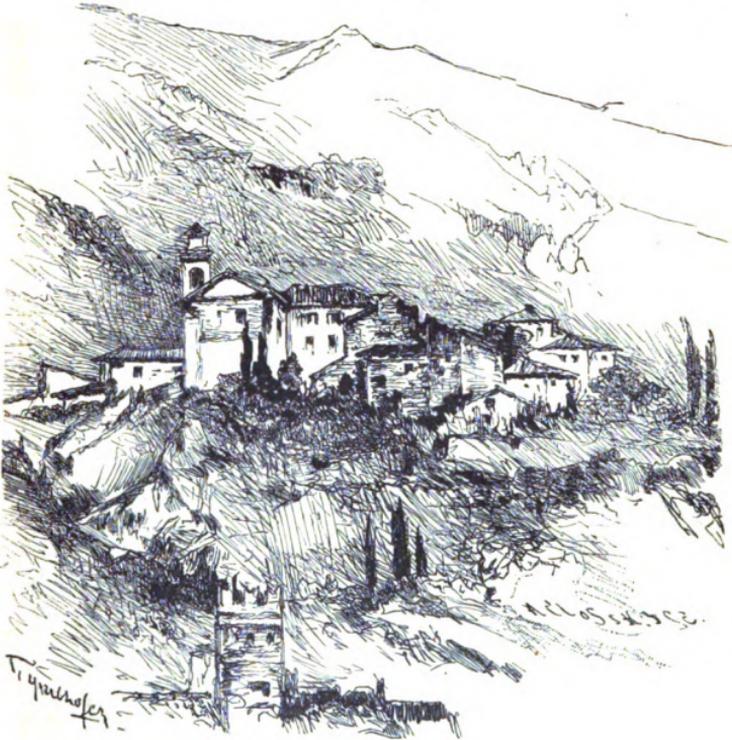


(Sole d'oro) mit Terrasse nach dem See und die „Hotel-Pension du Lac“ vor der Stadt an der Straße nach Torbole obenan stehen. Die kleine, enge Stadt hat eine interessante Geschichte, an welche verschiedene Baulichkeiten und andere Denkmale der Vergangenheit erinnern, so zum Beispiel die Rocca, das jetzt als Kaserne dienende Stadtschloß, der urkundlich schon seit 1273 bekannte Aponale oder Wartturm u. s. w. In der Umgegend von Riva bilden die Ponalestraße und der Ponalefall, sowie Barone mit seinem Wasserfall die Hauptziele für die Ausflügler.

Auf der am Hotel du Lac und dem Sperrfort S. Nicolo vorüberziehenden Fahrstraße erreicht man von Riva aus zu Fuß in drei Viertelstunden das ungemein malerisch am Seeufer gelegene, schon oben erwähnte kleine Fischerdorf Torbole mit seinem berühmten Olivenwalde. Nicht minder berühmt ist die Aussicht von der Plattform bei der über dem Ort auf einem Hügel gelegenen Kirche und von der Veranda des Gasthauses „Zum Gardasee“ (Albergo Lago di Garda) mit ihren drei Cypressen. Hier am Nordende kann man auch am besten den Farbenwechsel des Sees beobachten, dessen Flut je nach der Bewegung des Wassers und nach dem Winde, sowie nach der vorhandenen oder mangelnden Bewölkung bald hellgrün, bald braunrot oder tiefdunkelblau erscheint. Grün ist er besonders an seichten Stellen, die Ultramarinfarbe aber tritt zumal an den tiefsten Stellen prachtvoll hervor, so zum Beispiel in der Nähe der Finanzwache am Monte Brione.

Die Torbolaner sind alle gewandte und verwegene Fischer und Schiffer, von denen auch nicht wenige den Schleichhandel betreiben, namentlich mit Spiritus, der in Italien sehr hoch verzollt ist und daher im Falle des Gelingens reichen Gewinn bringt. Eine damit beladene Barke, die glücklich über die Grenze, gewöhnlich nach Malcesine, gebracht wird, trägt gegen hundert Gulden ein. Meist wird der Schmuggel bei

Nacht in stürmischer See betrieben, und trotz den guten Schiffen der italienischen Zollwächter, die mit elektrischen Scheinwerfern die Seefläche ableuchten, kommt es recht selten vor, daß sie einen Schwärzer erwischen. Einzelne von letzteren schaffen auch zu Lande auf den steilsten



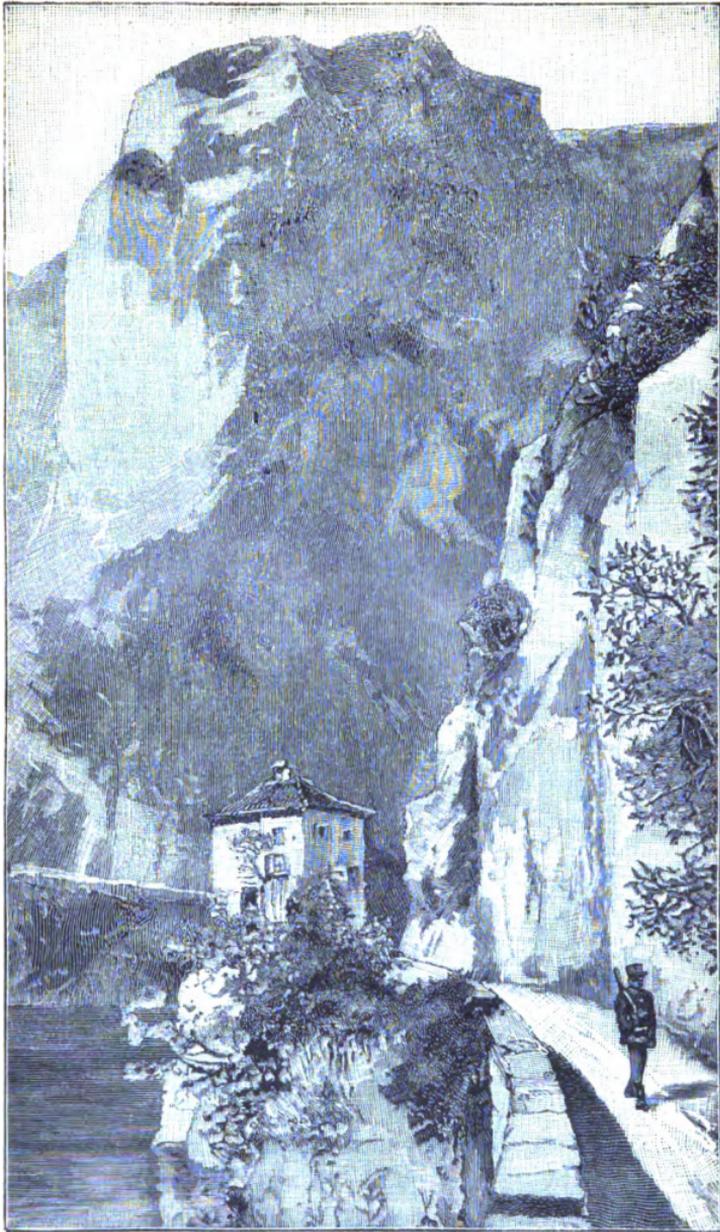
Magugnano di Sopra.

Pfaden, namentlich in Pregafina, Magugnano di Sopra, Thoire, Caprino u. s. w., ihre Waren über die Grenze. Entlang dem See geht nämlich beiderseits keine Straße; auf dem Ostufer beginnt sie erst bei Malcesine, auf dem westlichen bei Gargnano — beides italienische Orte.

Recht anziehend ist die Beobachtung des Treibens der Schiffer und Fischer im Hafen von Torbole. Der

Fischreichtum des Sees war schon bei den Römern sprichwörtlich, und seine Lachs- und Flußforellen (Saiblinge), Hechte, Sardinen, Aale, Karpfen, Barsche, Barben und andere bilden noch heute einen bedeutenden Ausfuhrartikel der Seeanwohner. In neuerer Zeit hat man auch eine Anstalt für künstliche Fischzucht in Torbole errichtet, die alljährlich im Frühjahr und Herbst Hunderttausende von winzigen Forellen, Malen u. s. w. im ruhigsten Teil des Wassers aussetzt. Den reichsten Fang machen die Fischer gewöhnlich nach Stürmen, die keineswegs selten sind; trotzdem weiß man kaum von Unglücksfällen zu erzählen. Ganz eigentümlich sind überhaupt die Winde am Gardasee. In der Morgenfrühe weht meist der kühle Nordwind (il Sover), der bei regelrechter Witterung bis gegen 10 oder 11 Uhr vormittags andauert. Dann kräuseln sich die Wellen, und nun setzt die Dra, der Südwind, ein. Dieser Umschlag erklärt sich durch die Erwärmung der Luftschichten: die kalte Luft stürzt herab von den Bergen, und die erwärmte steigt hinauf. Für die Segelschiffahrt und Fischerei ist dieser Wechsel von Vorteil, da er einen fast regelmäßigen Verkehr gestattet.

Von Torbole fährt man gewöhnlich direkt nach dem gleichfalls auf der Ostküste gelegenen Dertchen Malcesine, das an den steilen Abhängen des Monte Baldo liegt. Auf einem in den See ragenden Basaltfelsen erhebt sich ein altersgraues Schloß, das von Karl dem Großen herrühren soll, und dessen Goethe in seiner „Italienischen Reise“ Erwähnung thut. Der Dichter hatte sich im Schloßhose dem alten, auf und in den Felsen gebauten Turm gegenübergesetzt, um eine Skizze des Gemäuers aufzunehmen, wobei er fast als vermeintlicher Spion verhaftet worden wäre. Weiter auf dem Ostufer folgt Torri mit seinen Brüchen gelben Marmors, mit dem unter anderem die Galleria Vittorio Emanuele in Mailand gepflastert ist, und Garda, das dem einst zur Graffschaft Garda gehörigen See den Namen gab,



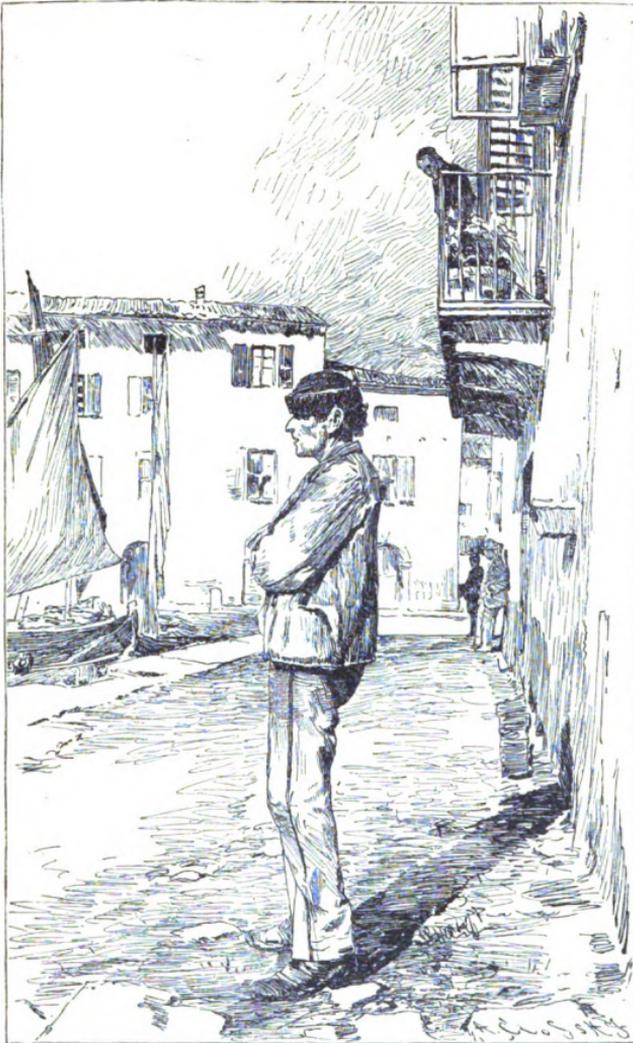
Finanzwache am Monte Brione.

überraagt von einer durch den jetzigen Besitzer, den Conte Buri, wiederhergestellten altlangobardischen Burg.

Zwischen Torri und Garda springt als südlichster Ausläufer des Monte Baldo die Punta di San Vigilio, der landschaftlich schönste Punkt der östlichen Uferseite, in den See vor. Ein Spaziergang dorthin, auf dem man auch das Fort Vigilio berührt, führt an zahlreichen Landsitzen des Veroneser Adels mit herrlichen Parks vorüber und bietet die entzückendsten Seeuferbilder. In der Villa Albertini empfing am 10. Juni 1848 Karl Albert von Sardinien die Abordnung, welche ihm das Ergebnis der in der Lombardei vorgenommenen Volksabstimmung überbrachte, die zu Gunsten der Vereinigung der Lombardei mit Piemont ausgefallen war. An demselben Tage zwangen die Oesterreicher Vicenza zur Uebergabe, und zwei Monate später war das „Schwert Italiens“, wie die italienischen Patrioten Karl Albert nannten, ein geschlagener Flüchtling. Auf dem Vorgebirge selbst liegt die im 16. Jahrhundert nach Plänen von Sanmicheli erbaute Villa Brenzoni, von dichten Lorbeergebüsch und Cypressen umgeben.

Von Garda aus wird vielfach der Aufstieg nach einem der südlichen Hauptgipfel des Baldozuges, der Punta del Telegrafo (2200 Meter), unternommen, deren Name daran erinnert, daß der erste Napoleon von dort aus seinen in der lombardischen Ebene operierenden Truppen mit einem optischen Telegraphen Signale geben ließ. Die Fahrstraße geht über Caprino und Spiazzi bis Ferrara di Montebaldo, von wo man noch vier Stunden bis zum Gipfel zu steigen hat. Die Anstrengung wird belohnt durch eine großartige Aussicht, die nach Norden die Spitzen des Monte Baldo selbst, sowie die dahinter und seitlich von jenen sich erhebende Hochgebirgswelt von Süd- und Mitteltirol umfaßt, nach Süden aber weit hinaus auf die italienische Ebene bis hinüber zu den Apenninen reicht.

Das östliche Seegeſtade verliert von Garda aus erheblich an Reiz, weshalb wir uns nunmehr dem weſtlichen zuwenden,



Fischer in Corbole.

auf dem von Riva aus Limone die erste italienische Station ist, die der Dampfer anläuft. Der in einer geschützten Bucht
1900. III.

gelegene Ort führt seinen Namen von der dort beginnenden Zitronenzucht, denn die Zitrone heißt im Italienischen limone. Hier werden bereits als erster Gruß des Landes, „wo die Zitronen blüh'n“, die Terrassen mit Zitronenpflanzungen (Cedraie) auf den Abhängen sichtbar, die uns längs des ganzen Westufers bis nach Salò begleiten. Auch die



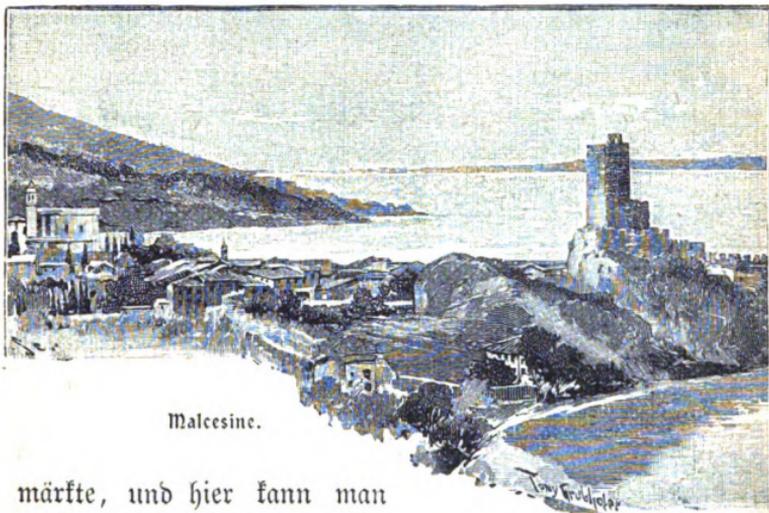
Im Hafen von Corbole.

übrige Vegetation ist eine nahezu subtropische längs der sogenannten Riviera del Lago, wie man die Gegend zwischen den Orten Gargnano und Salò nennt, die durch eine schöne, teilweise in den Felsen gesprengte Fahrstraße mit entzückenden Ausblicken auf den See verbunden sind.

Zwischen Maderno und Salò liegt Gardone Riviera, das in neuester Zeit wegen seines milden Klimas und der sonstigen, namentlich für Brust- und Lungenkranke überaus günstigen Verhältnisse zu einem Winter- und Frühlingskurort



von hervorragender Bedeutung geworden ist. Zwischen hier und dem auf dem Ostufer gegenüberliegenden Lazise, dessen imposante „Dogana“ oder Zollstätte an der Piazza noch aus der Zeit der Venetianerherrschaft stammt, besitzt der See seine größte Breite. Im Hintergrunde einer schmalen und tief eingeschnittenen Bucht erhebt sich malerisch am Fuße des Monte Bartolomeo Salò, die lebhafteste Stadt am ganzen See. Hier sind die größten Getreide- und Obst-



Malcesine.

märkte, und hier kann man noch manche schöne Trachten bewundern, die man in der Lombardei vergebens sucht. Der Ort bildet aber auch den Vereinigungspunkt mehrerer Dampfstraßenbahnen, die weit hinauf in die Gebirgsthäler reichen und für den Reisenden ungemein angenehm sind. Salò hat eine interessante Geschichte; am Telegraphengebäude beim Hafen fallen die Kanonenkugeln auf, die 1866 von den österreichischen Kriegsschiffen gegen die Garibaldianer abgeschossen worden sind.

Außerhalb der Bucht von Salò taucht ein grünes Eiland, die Isola di Garda, aus dem blauen See auf. Es wird

wegen der mangelhaften Dampferverbindung nur wenig besucht, obwohl es an die Isola Bella im Lago Maggiore erinnert und neben Sermione die anziehendste Vertlichkeit des ganzen Sees bildet. Das idyllisch schöne, 1½ Kilometer lange und 800 Meter breite Eiland hat bereits in früh-römischer Zeit prächtige Bauten, Tempel- und Gartenanlagen getragen; es gehört seit 1895 dem Fürsten Borghese.

Sermione ist das Sirmio des römischen Dichters Catullus, der dies herrliche Fleckchen Erde in begeistertsten Versen besungen hat. Der Ort liegt auf der gleichnamigen,

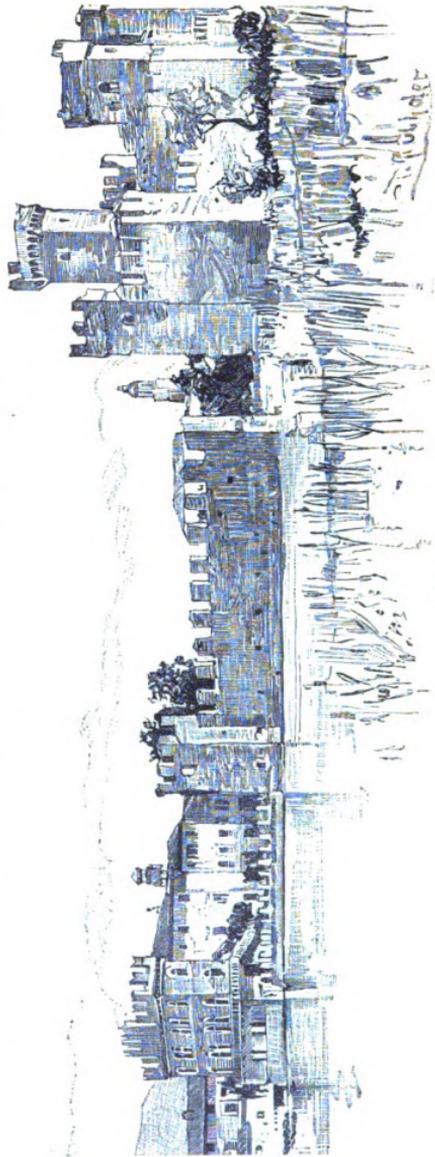


Fort Vigilio.

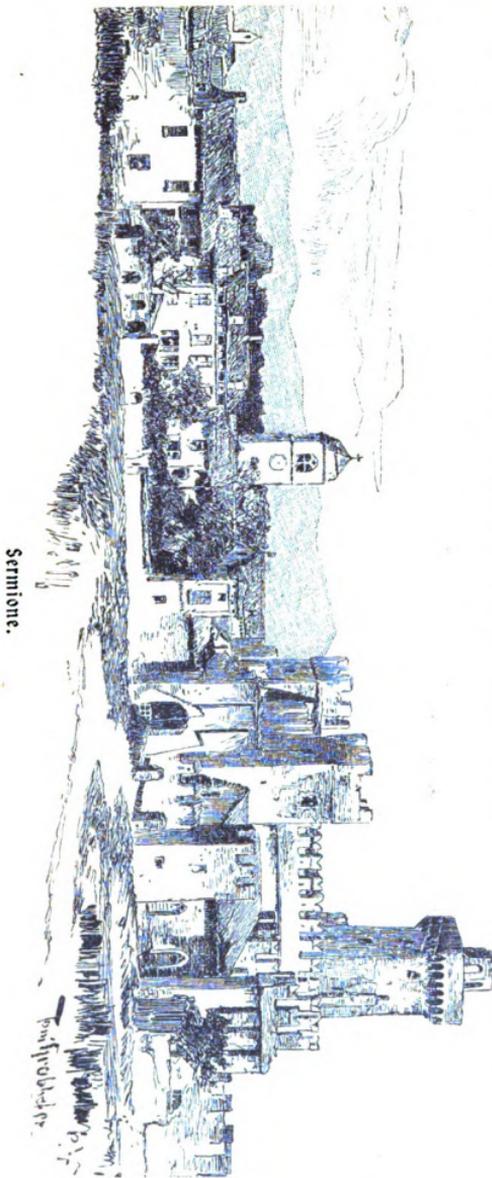
vom Südufer des Sees als schmale Landzunge weit vorspringenden Halbinsel. Das Ufer ist hier zu seicht, um den Dampfern ein unmittelbares Anlegen zu gestatten, weshalb jedesmal ein Boot von dort herankommt, um Passagiere und Gepäck in Empfang zu nehmen. Schon von weitem fällt das Städtchen auf durch das trutzig mit Türmen und Zinnenmauern emporragende Kastell, ein Schloß der Scaliger aus dem 13. Jahrhundert, vor dem aber bereits eine Feste dort gestanden hat, da Sirmio schon unter den Römern eine wichtige Station an der Straße nach Gallien war.

Von besonderem Interesse sind die sogenannten Grotten des Catull, anscheinend Ueberreste eines römischen Bades an der Nordspitze der Halbinsel, ein Labyrinth von Bogengängen und Galerien, die vielleicht aus dem Anfange des 4. Jahr-

hundreds unserer Zeitrechnung stammen. Möglicherweise hat die Errichtung dieser Bauten im Zusammenhange gestanden mit den heißen und gasreichen Schwefelquellen, die vielleicht ursprünglich auf der Halbinsel selbst zu Tage traten, während sie jetzt mitten im See, etwa 300 Meter vom östlichen Ufer, mit ziemlicher Heftigkeitemporsteigen. Man hat neuerdings ein Rohr in die 18 Meter unter dem Wasserspiegel entspringende Hauptquelle gesetzt, um das äußerst heilkräftige Schwefelwasser zu gewinnen, dessen größter Teil leider unbenutzt in den See läuft. Man geht freilich längst mit dem Plane der Herstellung einer entsprechenden Leitung und Errichtung eines Schwefelbades in Sermione um, der aber bisher an der zu hohen Forderung des italienischen Staates scheiterte, dem die Quellen gehören.



Lazise.



Die merkwürdige Erscheinung dieser heißen Sprudeln mitten im See bringt die jüngsten vulkanischen Vorgänge am Monte Baldo in Erinnerung. Dieser ist von jeher der Mittelpunkt von Erderschütterungen gewesen, die am Ostufer des Sees schon so manche Verwüstung angerichtet haben, so 1810 und in den sechziger Jahren. Daß der Berg auch heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist, kündete dumpfes Rollen aus seinem Inneren im März 1899 drohend an. Am 24. März wuchs die kleine Isola Triumellone um 30 Centimeter aus den Fluten heraus, und ebenso konnte bei Malcesine eine Hebung des Ufers festgestellt werden. In der Einsattelung zwischen dem Monte Altissimo auf dem Baldo

und der Baragna bildeten sich Felspalten, denen weißlicher Rauch entquoll, und bei dem Dorfe Trichi trat

eine bittere Thermalquelle zu Tage. In manchen Orten des Sarcathales ist eine alte Prophezeiung von dem dereinstigen Wiederausbruch eines feuerspeienden Berges lebendig, mit dem der Baldo gemeint ist.

Letzte Dampferstation am westlichen Südufer des Sees ist der auf römischer Grundlage ruhende Flecken Desenzano mit einem einst berühmten und noch heute lebhaft besuchten Dienstagsmarkt, zu dem von Riva und Peschiera (über Maderno) besondere Marktdampfer den Verkehr vermitteln. Wem es um einen schönen Abschiedsblick auf den Gardasee zu thun ist, der begeben sich auf den Altan des Gasthauses „Zu den zwei Tauben“ (Due Colombe) in Desenzano, um das entzückende Bild noch einmal recht in sich aufzunehmen, bevor ihn die Eisenbahn weiter in das italienische Land hineinträgt.





Der Tombsengel. ❀ ❀ ❀ ❀

Kriminalnovelle von Harry Sheff.



(Nachdruck verboten.)

1.

Der herrlichste Sonnenschein lag über Long Island, jener langgestreckten, durch Naturschönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichneten Insel, welche nur durch einen schmalen Meeresarm von New York getrennt und südlich wie östlich vom Atlantischen Ozean bespült wird.

Ueber die Turnpike, eine der großen Verkehrsstraßen, welche das Eiland durchschneiden, schritt ein junger, hochgewachsener Mann. Frei und mutig blickten seine hellen braunen Augen, seine sonst wohl ein wenig blassen Wangen hatten durch die Wanderung so nahe der Küste, von welcher eine frische Seebrise herüberwehte, den Hauch einer zarten Röthe empfangen, welche vortrefflich zu seinem blonden, unter dem breiten Strohhut lockig hervorquellenden Haupthaar paßte, und aus jeder seiner Bewegungen sprach jugendliche Kraft und Entschlossenheit.

Diesjenigen freilich, welche ihm auf seinem Wege begegneten, mußten, auch ohne hervorragende Menschenkenner zu sein, sofort, daß dieser junge Mann ein „Greenhorn“, das heißt ein kürzlich erst in Amerika Gelandeter, und speziell ein Deutscher sein müsse. Sein höflicher Gruß,

bei welchem er niemals das Haupt zu entblößen verfehlte, und nicht zum mindesten sein grauer Anzug, der sicherlich nicht aus der Werkstatt eines amerikanischen Bekleidungskünstlers hervorgegangen war, bewiesen das eine wie das andere.

In der That befand sich Franz Schneider noch keine volle zwei Tage im Lande der Yankee's. Gestern morgen erst war er mit einem Dampfer der Hamburger Linie in Hoboken eingetroffen, hatte als Passagier zweiter Kajüte ohne Weiterungen landen dürfen und war in einem bescheidenen Gasthause in New York eingekehrt. Da er unterwegs ziemlich stark von der Seefrankheit gelitten, so hatte er den ersten Tag dazu benutzt, sich gründlich auszuruhen. Am nächsten Morgen aber schon machte er sich frühzeitig auf, den Hauptzweck seiner amerikanischen Reise zu erfüllen, zum mindesten das ernste, er durfte in seinem Fall sogar sagen das „heilige“ Geschäft, welches ihn bewogen, die Heimat zu verlassen und die Fahrt über den Ozean anzutreten, in Angriff zu nehmen.

Und während der junge Deutsche nun das meerumflossene Long Island durchkreuzte, während er an den schmucken, hell angestrichenen Holzhäusern mit ihren wohlgepflegten Gärten, den Farmen mit ihren weit ausgebreiteten Feldern und Wiesen vorübereilte, wandten sich seine geistigen Blicke rückwärts zur Heimat und weilten bei einem geliebten Bilde, welches seine Seele erfüllte, und das mit dieser Reise in das fremde, ihm so ganz unbekanntes Land aufs innigste zusammenhing.

Wilde gelbe Kanarienvögel begleiteten ihn auf seinem Weg und schwingen sich zwitschernd von der Silberpappel zum wilden Kirschbaum hinüber, rotbrüstige Amseln sprangen vor ihm her, und der Raßenvogel ließ aus dem Busch, dem spärlichen Rest, den die Art des Pioniers der Zivilisation von der Wirrnis des Urwalds hier übrig gelassen,

seinen miauenden Ruf ertönen, große, in den herrlichsten Farben schillernde Schmetterlinge gaukelten über endlos scheinende Erdbeerpflanzungen dahin, die Tomatenfelder prangten im Schmuck der gelben Blüte, und der Mais hob seine schmalen grünen Büschel fußhoch über das Erdreich empor.

Der Wanderer sah in diesem Augenblick nichts von alledem — ernst, ja düster sogar waren seine Blicke geworden, denn er dachte daran, daß sich, vielleicht vor Ablauf einer Stunde noch, eine für sein und ein anderes ihm teures Leben überaus wichtige Entscheidung vollziehen werde.

War er doch nach Amerika gekommen, um einen treulosen, pflichtvergeffenen Vater und Gatten zu seiner Pflicht anzuhalten, von ihm Rechenschaft zu fordern, daß er einst herzlos und kaltblütig zwei Menschenleben in den Schatten des Elends und der Verlassenheit gedrängt und — dieses erschien dem Jüngling als der bedeutsamste Teil seiner Mission — Versöhnung und Liebe zu bringen, wenn das Herz jenes egoistischen Mannes besseren Gefühlen überhaupt noch zugänglich war.

Es war eine traurige Familiengeschichte, welche am geistigen Auge Franz Schneiders vorüberzog. Vor fünf- undzwanzig Jahren hatte in Dresden das Verschwinden des Bauunternehmers Alfred Schneider, eines Mannes, den man allgemein für reich und achtbar gehalten, das größte Aufsehen erregt. Kurz zuvor erst hatte Schneider ein hübsches, lebenswürdiges Mädchen aus bester Familie als Gattin heimgeführt, und der anscheinend glücklichen Ehe war ein Knabe entsprossen. Der erste Geburtstag des kleinen Franz war noch durch eine prächtige Gesellschaft gefeiert worden, aber zwei Tage später war Schneider flüchtig geworden, und hinter ihm brach sein ganzes Geschäft, welches man für solid und fest fundiert erachtet hatte, in Trümmer zusammen. Schneider war bankerott, und

nicht ein Pfennig blieb für die von ihm zurückgelassene Frau und das Kind übrig. Das war wohl schlimm genug, doch bei weitem nicht so niederdrückend und traurig für die arme Frau als die sich nur zu bald herausstellende Gewißheit, daß Schneider nicht allein gegangen war.

In seiner Begleitung befand sich eine in Dresden wohlbekannte Operettensängerin, ein schönes, reizvolles Weib, dessen galante Abenteuer der sächsischen Residenz oft genug Stoff für pikanten Klatsch geliefert hatten. Man rühmte ihr zwar auch große Herzensgüte und einen ausgeprägten Wohlthätigkeitsfinn nach, aber selbst ihre besten Freunde und Gönner mußten ihren bodenlosen Leichtsinn zugestehen, durch welchen nunmehr die schöne, begabte Künstlerin ihre Carriere ruiniert und das schärfste Verdammungsurteil auf sich gezogen hatte.

Das saubere Paar blieb trotz eifriger Nachforschungen seitens der Verwandten der Frau Schneider wie vom Erdboden verschwunden; gewisse Anzeichen deuteten zwar darauf hin, daß sich Schneider und seine Begleiterin nach Amerika gewandt hätten, doch trotzdem der deutsche Generalkonsul in New York sich für den Fall interessierte und umfangreiche Recherchen anstellte, war ihr Aufenthalt doch nicht zu ermitteln gewesen.

Frau Schneider fügte sich mit stiller Resignation in ihr Schicksal. Sie erwarb durch feinere Handarbeiten den Lebensunterhalt für sich und ihr Kind, und als ihr nach einigen Jahren ein kleines Kapital durch Erbschaft zufiel, war sie der schwersten materiellen Sorgen wenigstens überhoben. Aber das ihr angethane Herzeleid ließ sie frühzeitig altern und machte sie unempfänglich für die Freuden des Lebens. Nur der Erziehung ihres Knaben gab sie sich mit glückserfüllter Aufopferung hin, und Franz enttäuschte das Mutterherz in keiner Beziehung. Körperlich und geistig vortrefflich entwickelt, wurde er ein guter, dankbarer Sohn und ein

tüchtiger, brauchbarer Mensch. Er absolvierte das Gymnasium und wurde dann, da er entschiedene Begabung für Malerei und Zeichnen bewiesen, Lithograph — ein Künstler in seinem Fach.

So lebten Mutter und Sohn in inniger Harmonie und stiller Zufriedenheit, bis eines Tages Frau Schneider durch den Besuch eines alten Freundes ihrer Familie überrascht wurde, welcher lange Jahre in Amerika gelebt hatte und soeben nach Deutschland zurückgekehrt war, um seine alten Tage in Europa zu beschließen.

Dieser Mann brachte Mutter und Sohn eine sie im höchsten Grade erregende Nachricht. Der treulose Gatte und Vater, den sie bereits tot gewähnt, lebte! Der Ueberbringer dieser Kunde hatte ihn selbst in New York gesehen und gesprochen. Er sei alt und grau, ein einsilbiger, mürrischer, unfreundlicher Mensch geworden. Seinen deutschen Namen Schneider habe er in die englische Uebersetzung desselben Taylor umgewandelt. Der Gewährsmann hatte nicht ohne Schwierigkeit ermittelt, daß der frühere Dresdener Bauunternehmer im Laufe der Zeit ein reicher Mann geworden sei. Sein Vermögen werde auf mehrere hunderttausend Dollars geschätzt, von denen er selbst jedoch nicht den geringsten Genuß habe, ebensowenig wie irgend ein anderer. Denn Taylor sei als Geizhals und Sonderling verschrienen. Er habe sich von der Welt fast ganz zurückgezogen und hause einsam und gemieden auf einer kleinen Farm auf Long Island, die er nur verlasse, wenn unaufschiebbare Geschäfte ihn nach New York riefen. Sein einziges Bestreben und sein ausschließliches Vergnügen bestehe darin, sein Vermögen immer noch zu vergrößern und dem Dollar nachzujagen, ein Unternehmen, in welchem er bezüglich der Wahl seiner Mittel nicht sehr gewissenhaft sein sollte.

Diese Nachricht raubte der kleinen Familie den Frieden.

Die Mutter vergoß heiße Thränen in dem Gedanken, daß der Mann, den sie einst über alles geliebt, einsam und unglücklich sei, daß er vielleicht im geheimen von Reue und Gewissensqualen gefoltert werde und nur nicht wage, zu Frau und Kind zurückzukehren, weil er befürchten müsse, stolz und rauh abgewiesen zu werden, und der Sohn litt, da er die geliebte Mutter ruhelos und schmerzverloren sah.

Von jetzt an sprachen sie fast an jedem Abend über den Vater — sie gaben dem Pflichtvergeffenen diesen Namen wieder —, die Mutter erzählte von den zwei glücklichen Jahren ihrer Ehe und suchte sorgfältig alles heraus, was den Abtrünnigen entschuldigen, was ihn in der Meinung des Sohnes erhöhen konnte. Gewiß, jene niedrige Person, mit welcher er auf und davon gegangen war, hatte ihn verführt, hatte ihn in einer schwachen Stunde zur Flucht überredet, dann hatte sie ihn drüben in Amerika verlassen, und nun war er einsam und unglücklich — trotz des Reichthums, den er sich erworben.

Nun, Mutter und Sohn dachten mit keinem Gedanken daran, daß die Kenntniss des Aufenthaltes ihres Gatten und Vaters für sie von materiellem Vorteil sein könne, sie berechneten nicht, sie hofften nicht, sie erwarteten nichts. Wozu auch? Sie besaßen und erwarben ja genug, ihnen fehlte nur die Liebe dessen, der verpflichtet gewesen wäre, sie ihnen für das ganze Leben zu geben.

Und eines Tages sprachen sie es beide aus, was sie beide längst heimlich beschäftigt hatte.

Franz sollte nach Amerika reisen, seinen Vater aufsuchen, ihm Veröhnung bringen! — Wer von ihnen zuerst den Vorschlag ausgesprochen, diesem geheimen Gedanken Worte geliehen, das wußten sie selbst später nicht zu sagen. Der Plan war geboren, mit Thränen und Seufzen seitens Frau Schneiders wurde er großgezogen, und eines Tages befand sich Franz an Bord eines Schnelldampfers und hielt die

weinende Mutter, welche ihm bis Hamburg das Geleit gegeben, zärtlich tröstend in seinen Armen.

„Bring ihm Versöhnung — denk, daß er unglücklicher geworden ist als ich — geh nicht mit ihm ins Gericht, er ist dein Vater — das vergiß nie — niemals! Und dich, mein guter, geliebter Sohn, schütze Gott auf dem weiten Meere und im fernen Land!“

Das waren die letzten Worte, welche Franz von den Lippen seiner Mutter vernahm, ehe sie mit den vielen anderen Abschiednehmenden vom Schiffe ging und das Läuten der Glocke, der schrille Ton der Dampfpfeife und das Lärmen und Treiben an Bord den herben Schmerzesausbruch der einsamen Frau übertönten.

Der junge Lithograph hatte einen Seitenweg eingeschlagen, der zur Küste hinabführte. Vorübergehende hatten ihm auf sein Befragen die Auskunft gegeben, daß der „alte Taylor“ dort unten sein Haus habe. Der „alte“ Taylor? Franz rechnete aus, daß der Vater das fünfundsünfzigste Lebensjahr noch nicht vollendet haben könne, und die Leute nannte ihn schon „alt“? Sonderbar! Aber Einsamkeit und Enttäuschung machen vorzeitig alt. —

Unwillkürlich besflügelten sich jetzt die Schritte des jungen Mannes, sein Herz pochte stürmisch, und erregungsvolle Erwartung ließ ihn kaum Atem holen. Vor ihm, vom Buschwerk halb verborgen, tauchte ein verwahrlostes Haus auf. Wie alle amerikaniſchen Landhäuser war es aus Holz erbaut und mit Schindeln gedeckt, doch, während die anderen Gebäude, an denen er vorübergekommen war, sauber, gepflegt und einladend ausgesehen, schien dieses einstöckige Haus seit langen Jahren nicht von einer ausbessernden Hand berührt worden zu sein.

Es fröstelte Franz bei dem Gedanken, daß hier ein Mensch sein halbes Leben habe zubringen können, es war

ein gar trauriges Heim, und nur die Nähe des Meeres, welches silberglänzend kaum dreihundert Schritte weit entfernt lag, versöhnte einigermassen mit dem düsteren, unfreundlichen Anblick.

Durch die in rostigen Angeln hängende Thür eines morschen Fichtenholzzaunes trat Franz auf den Vorplatz und näherte sich dem Hause. Aber ehe er dasselbe erreichte, fuhr heulend und kläffend ein Roter auf ihn zu. Zum Glück lag der Hund an der Kette und mußte es dabei bewenden lassen, seine Wut in ohnmächtigem Bellen zu erschöpfen. Franz schritt furchtlos der Thür zu, doch ehe er an dieselbe anpochen konnte, wurde sie von innen geöffnet. Der junge Mann schrak zusammen, und tiefe Blässe überzog sein Antlitz. Wußte er doch, daß er vor seinem Vater stehe.

Sein Vater! War dieser alte, grauhaarige Mann mit dem gelben, eingefallenen, von Falten und Furchen verwüsteten Gesicht, den stechenden grauen Augen und den schmalen, blutleeren Lippen, um welche die zitternde Furcht und die Heimtücke eines Geizhalses lauerten, wirklich sein Vater, dessen Bild er als das eines stattlichen, sogar schönen Mannes kannte? War dieser bäuerlich gekleidete Bewohner des einsamen, vernachlässigten Hauses, der auf einen Stock gestützt unbeweglich im Rahmen der Thür stand und seinen unerwarteten Besucher mit unverhohlenem Mißtrauen und Unwillen anstarrte, wirklich derselbe Alfred Schneider, den seine früheren Freunde und Bekannten als einen formvollendeten, eleganten und lebenslustigen Gesellschafter schilderten?

Franz gab sich, während die beiden Männer schweigend eine Minute lang einander gegenüberstanden, der Hoffnung hin, sich im Hause und in der Person geirrt zu haben.

„Verzeihung, mein Herr,“ sagte er den Hut lüftend, „ich fürchte, Sie umsonst gestört zu haben — ich suche Mister Taylor.“

„Der bin ich,“ versetzte der Alte rauh, „was kann ich für Sie thun, Sir?“

„Sie sind's — also — wirklich?“ fuhr Franz mit leise erzitternder Stimme fort, „dann also auch Alfred Schneider, der vor fünfundzwanzig Jahren als Bauunternehmer in Dresden lebte, dessen Frau Elisabeth —“

Der junge Mann brach plötzlich mitten in seiner Rede ab, die Worte, die er noch hatte sagen wollen, blieben ihm in der Kehle stecken, und er empfand gleichzeitig einen körperlichen Schmerz am Herzen.

Es schien ihm auch völlig überflüssig, weitere Fragen zu stellen, er wußte, was er wissen wollte: dieser unsympathische Alte mit dem Aeußeren eines Geizhalses und den Manieren eines verwahrlosten Bauern — war sein Vater! Das blitzschnelle Zurückfahren des Alten, der kurze, heifere, unartifulierte Laut, der sich seinen Lippen entzungen, als Franz ihm seinen wahren Namen und seine Herkunft genannt — diese Aeußerung der Bestürzung und eines auf diese Ueberraschung nicht gefaßten Gewissens waren dem jungen Manne Beweis genug.

Der Alte hatte sich schnell gefaßt. „Sie irren,“ rief er, indem er sich einige Schritte zurückzog, „mein Name ist Taylor — die ganze Gegend kennt mich — ich habe mit dem Manne, den Sie suchen, nichts zu schaffen.“

„Das ist nicht wahr,“ rief Franz mit großer Bestimmtheit, „du bist Alfred Schneider so sicher und wahr, wie ich dein Sohn Franz bin!“

Der bartlose Alte riß die Augen weit auf, und seine Lippen gingen für einen kurzen Augenblick auseinander, so daß die gelben ungepflegten Zähne zum Vorschein kamen, der Stock in seiner Hand geriet in zitternde Bewegung und schlug mehrmals auf den Fußboden auf.

„Und nun, Vater,“ rief der junge Mann, „nun bitte ich dich, gieb jede Verstellung auf, verleugne nicht länger

den schönsten, heiligsten Namen, den ein Mensch von eines anderen Lippen hören kann! — Ich bringe dir Liebe und Veröhnung, ich bringe dir die Grüße der Mutter. Ihr edles Herz will vergessen und vergeben, und es wird dich nur ein Wort kosten, und du kannst die Tage deines Alters im Kreise der Deinen zubringen, du kannst dieser entsetzlichen Einsamkeit entfliehen und unter fühlenden, ehrlich für dich empfindenden Menschen glücklich sein.“

In heißer Wallung, in tiefer Ergriffenheit hatte Franz gesprochen und war dabei, ohne es zu wollen, dem Vater viel weiter entgegengekommen, als er es ursprünglich beabsichtigt hatte. War es doch sein Vorfaß gewesen, dem Manne, der so schwer an der Mutter und ihm selbst gefündigt, die Brücke nicht so schnell zu bauen und ihm das erlösende Wort „Vergebung“ nicht allzu ungestüm zu überbringen. Nun hatte er zum mindesten erwartet, die Hand des Vaters der seinen entgegengestreckt zu sehen, von den Lippen des Alten ein Echo seines eigenen warmen Tones zu vernehmen.

Er wurde grausam enttäuscht.

Ein kurzes höhnisches Lachen klang an sein Ohr. „Well, ihr seid smart genug! Habt gewiß drüben gehört, daß ich ein paar Dollars gemacht habe. Wollt lachende Erben werden — wie? Oder gar bei Lebzeiten schon ziehen? He?“

Franz trat einen Schritt zurück, und dunkle Röte überzog sein Antlig. „Vater,“ schrie er, „Vater, das ist der Empfang, den du deinem Sohne bereitest?“

„Sohn? Ich weiß von keinem Sohn. Unsinn! Bin ich nicht fünfundzwanzig Jahre ohne euch fertig geworden? Jeder für sich selbst. Ich habe mich geplagt und aufgebraucht in diesem Lande. Und was ich mir erarbeitet habe, soll ich jetzt mit Leuten, die mir ganz fremd geworden sind, teilen? Ha, ha — das kann sich nur ein Greenhorn

einbilden. Aber selbst wenn ich wollte — ich habe nicht viel — ich habe kein Vermögen — kaum, was ich brauche — ich muß darben, ich muß jeden Cent in meiner Hand dreimal herumdrehen, ehe ich ihn ausgabe. — Ein Lügner, sage ich, ein Lügner ist der Mann, welcher behauptet hat, ich sei reich — ich werde ihm ins Gesicht speien — pfui — dem verdammten Lügner!“

Und der Alte, der während seiner in wahnsinniger Erregung hervorgestoßenen Worte am ganzen Leibe gezittert hatte, spie seinen Kautabak in weitem Bogen von sich.

Franz senkte traurig das Haupt — er wußte jetzt, daß er die weite Reise über das Meer vergeblich unternommen. Nicht einmal über die Schwelle des väterlichen Hauses durfte er treten, und nach dem, was er gehört, hatte er nicht einmal mehr Lust dazu. Mit diesem Manne, der, vom Wahnsinn des Geizes beherrscht, nicht mehr mit dem dünnsten Fädchen an seine Vergangenheit und seine Pflichten geknüpft war, der beim ersten Anblick seines Sohnes, seines eigenen Fleisches und Blutes, nichts anderes empfand als die Angst, um einige hundert oder tausend Dollars erleichtert zu werden — mit diesem hatte er nichts gemein.

„Arme Mutter,“ murmelte er, „wie erspare ich dir nun den Gram dieser neuen Enttäuschung?“

Den Alten aber schien plötzlich ein neuer, ihm fürchterlicher Gedanke erfaßt zu haben. „Zhr wollt mich vielleicht verklagen?“ stieß er hervor, und seine Züge verzerrten sich, als spräche er zu seinem ärgsten Feinde. „Wollt mich zur Zahlung zwingen — wollt entschädigt sein? Macht euch und mir keine Advokatenkosten, das rate ich euch. Ich werde Einwände erheben — ich werde behaupten, daß nicht ich der Schuldige war damals, als ich von Dresden fortging. Ja, ja — die Frau war der schuldige Teil, ihre Untreue trieb mich fort — ich war der Betrogene, ich —“

„Elender, du wagst es noch, meine Mutter zu beschimpfen!“

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, hatte sich Franz auf den Alten geworfen, der, auf diese rasche That nicht gefaßt, beim ersten Anprall in die Kniee zusammenbrach. Mit eisernem Griff hatte der junge Mann ihn an den Schultern gefaßt, und eine Sekunde hatte es den Anschein, als wolle er ihn zu Boden schlagen.

Aber als habe er etwas Unreines angefaßt, stieß Franz den Beleidiger seiner Mutter von sich und trat beiseite. „Nein, ich will meine Hand nicht an dich legen,“ rief er von Schmerz und Zorn übermannt, „ich will mich nicht beflecken, obwohl ich Sie von diesem Augenblick an als einen Fremden betrachte und eigentlich die Verpflichtung zu erfüllen hätte, den meiner Mutter angethanen Schimpf zu rächen. Aber ich nehme zu meinem und Ihrem Glück an, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. Denn wären Sie im Besitz Ihres Verstandes, so gäbe es unter Gottes Sonne keinen elenderen, verabscheuungswerteren Menschen als Sie, und meine Mutter und ich, wir müßten täglich dem Allmächtigen auf den Knien danken, daß er uns von einem solchen Menschen rechtzeitig befreit hat. Und nun mögen Sie ruhig und ohne Besorgnis sein: Ihr Geld ist sicher, niemand streckt die Hand nach einem Dollar aus, an welchem der Fluch, Ihr Eigentum gewesen zu sein, haftet. Scharren Sie zusammen, häufen Sie Kapital auf Kapital und sterben Sie einsam und verlassen — ein Mann, dem niemand eine Thräne nachweint!“

„Na, dem alten Filz weint gewiß keiner eine Thräne nach,“ rief eine helle Stimme in deutscher Sprache hinter Franz, der in seiner unbeschreiblichen Erregung nicht wahrgenommen hatte, daß die unerquickliche Scene zwischen seinem Vater und ihm Zuschauer erhalten.

Als er sich umschaute, sah er drei sonderbare Gestalten vor sich stehen.

Es waren drei Männer in zerrissenen, schmutzigen und ohne Wahl zusammengestellten Kleidern, sie trugen Stiefeln, welche so manches Loch und manchen Riß aufwiesen, und ihre Köpfe hatten lange kein Scher- und Rasiermesser gesehen. Sie gehörten jener weitverbreiteten Species von Menschenkindern an, welche nirgends und doch überall zu Hause sind, die überall ihren gedeckten Tisch finden, wo es entweder gutmütige Menschen oder reichbehangene Obstbäume giebt, die man in Deutschland Bagabunden, in Amerika aber Tramps nennt.

„Hallo, junger Mann,“ rief der deutsch sprechende Tramp dem Lithographen zu, „Ihr scheint einen ernstlichen Streit mit dem alten Taylor zu haben. Wünscht Ihr vielleicht, daß meine Kollegen und ich dem schuftigen Geizhals einmal ordentlich die Jacke verhauen? Könnte zu ermäßigtem Preise und mit außerordentlicher Gründlichkeit geschehen. Hier, meine Freunde Frish-Bill und der lange Kalifornier würden sich sogar ein Vergnügen daraus machen, dem herzlosen Schuft, von dem noch kein Armer einen roten Cent gesehen hat, eine tüchtige Lektion zu geben.“

Franz zog seine Börse und händigte dem Sprecher einen halben Dollar ein. „Da nehmt, Landsmann,“ sagte er, „und thut mir den Gefallen und geht weiter. Was ich mit diesem Manne abzumachen habe, dazu bedarf ich keines Zeugen. Wandert weiter und — mit Glück!“

Der Tramp, ein noch junger Mann, der noch nicht allzulange der würdigen Zunft der „fahrenden Ritter“ angehören mochte, betrachtete mit ehrlichem Erstaunen das empfangene Geld. „Ein halber Dollar?“ rief er freudig aus. „Gentleman, Ihr seid zu großmütig für dieses Land, folgt meinem Rat und werdet hart — nicht so hart und

erbarmungslos wie der da, aber haltet Eure Cents hübsch zusammen, alldieweil hundert einen Dollar ausmachen. Thut Ihr das nicht, so kann es Euch leicht so ergehen wie dem „Kölschen Jungen“, Kaspar Drill, der wie Ihr mit Geld in der Tasche in dieses Country gekommen ist und der jetzt — auf einer großen Inspektionstour durch die Vereinigten Staaten begriffen ist. Na, Ihr versteht doch, und nichts für ungut!“

„Ihr scheint bessere Tage gesehen zu haben,“ versetzte Franz Schneider, „vielleicht kann ich etwas für Euch thun. Hier ist meine Karte, ich logiere in New York im Hotel Grütli; wenn Sie wollen und können, suchen Sie mich dort auf.“

Der Tramp betrachtete die Visitenkarte schmunzelnd von allen Seiten. „Schade, ich habe meine Karten zu Hause auf dem Toilettentisch liegen lassen,“ sagte er humorvoll, „also ich heiße, wie bereits bemerkt, Kaspar Drill und bin oder besser gesagt war, als ich noch nicht Philosoph und Weltenbummler, sondern nur Arbeiter war, Schriftsetzer — Schwarzkünstler, wenn Sie wollen. Im übrigen werde ich so frei sein, Sie im Grütli zu besuchen. Bis dahin leben Sie wohl und nehmen Sie sich vor dem alten Halsabschneider da in acht!“

Der Tramp winkte seinen Genossen, zeigte ihnen triumphierend das erhaltene Geldstück, und wenige Minuten später waren die drei tragikomischen Gestalten des Kölschen Jungen, Frish-Bills und des langen Kaliforniers im Busch verschwunden. Franz trat noch einmal an den Alten heran und betrachtete ihn mit traurigen, wehmütigen Blicken.

„Haben Sie mir wirklich nichts zu sagen?“ fragte er weich. „Gar nichts?“

Taylor hatte sich auf die Treppe vor seinem Hause niedergelassen und zeichnete mit seinem Stock Kreise in den Sand. Man merkte es ihm an, daß seine Gedanken in heftiger Arbeit begriffen waren.

„Nichts,“ erwiderte er endlich auf die Frage seines Sohnes.

Dieser wandte sich zum Gehen, doch hielt er noch einmal inne. „Meine Mutter erzählte mir oft,“ sagte er, „daß Sie bei Ihrer Flucht ein Wertstück mitnahmen, welches von ihr und unserer ganzen Familie schmerzlich vermißt wurde. Es war eine goldene Uhr, die der Mutter Vater, der alte Schiffskapitän Heller, von der Königin von England erhielt, weil er während eines furchtbaren Sturmes acht ihrer Unterthanen rettete. Sollten Sie diese Uhr vielleicht noch im Besitz haben?“

Taylor nickte.

„Nun wohl,“ fuhr Franz fort, „ich bin erbötig, Ihnen einen angemessenen Preis dafür zu zahlen, würden Sie mir die Uhr meines Großvaters verkaufen?“

Der Alte überlegte einige Sekunden, dann erhob er sich und verschwand im Hause. Als er nach einigen Minuten zurückkehrte, hielt er eine große goldene Uhr in der Hand. „Da,“ sagte er, indem er sie dem Jüngling reichte, „nimm sie für deine Mutter — sie ist ihr Eigentum — ich will nichts von ihr haben und behalten — sie könnte es gegen mich verwenden und nun — ich habe keine Zeit — good bye, Sir!“

Die Thür fiel hinter dem Alten ins Schloß und Franz stand allein, die teure, wiedererlangte Reliquie seiner Familie in der Hand.

Es war ihm ein peinliches Gefühl, dieselbe ohne Entgelt annehmen zu sollen, und so pochte er noch einmal an die Thür. Aber es wurde nicht mehr aufgethan.

Langsam wandte er dem Hause seines Vaters den Rücken.

Ohne sich selbst über seinen Weg Rechenschaft zu geben, lenkte er seine Schritte zur Küste hinab. Das gewaltige, unendliche, das brausende Meer übte auf ihn in seinem

tiefen Schmerz eine eigentümliche Anziehungskraft aus. Er achtete nicht darauf, daß er, um zum Wasser zu gelangen, über sumpfigen, mit hohem Gras bewachsenen Grund, der unter seinen Füßen nachzugeben schien, hinwegschreiten mußte; die Blicke starr auf die grenzenlose Wellenfläche gerichtet, eilte er vorwärts. Und als er den unmittelbaren Strand erreicht hatte, setzte er sich erschöpft auf ein umgestürztes Boot.

Er schlug die Hände vor das Gesicht, und heiße Thränen quollen zwischen seinen Fingern hervor.

Erst das Rauschen seidener Gewänder, welches plötzlich in seiner unmittelbaren Nähe erklang, entriß ihn seinem regungslosen Hinbrüten. Er schaute auf und sah nur wenige Schritte von sich entfernt eine hohe Frauengestalt vorüber-schreiten.

Es war eine elegante, stolze Erscheinung. Das Gesicht vermochte er nicht mehr zu sehen, da die Dame schon an ihm vorübergegangen war, doch drang der Duft eines eigenartigen Parfüms zu ihm und umwehte ihn einige Sekunden lang. Die Dame schien nicht mehr jung zu sein, graublond Locken stahlen sich in ihren Nacken hinab, aber ihre Figur ließ an Formvollendung nichts zu wünschen übrig, und auch ihr Schritt, mit welchem sie sich über den trügerischen Grund fortbewegte, war sicher und elastisch.

Offenbar war die Fremde auf der eleganten Segeljacht soeben gelandet, welche sich am Strande auf den Wellen schaukelte. Ein alter Neger bediente das Fahrzeug und raffte behend die Segel ein.

Franz erhob sich, um sich langsam zu entfernen.

Als er nach wenigen Minuten an der Dame vorüberging, zog er ehrerbietig seinen Hut.

Sie dankte ihm mit abgewendetem Gesicht.

2.

Am nächsten Morgen schlief Franz Schneider länger, als er sonst pflegte. Die Ereignisse des vergangenen Tages, welche ihn tief erschüttert hatten, raubten ihm während des größten Theiles der Nacht die Ruhe, und gegen vier Uhr war er sogar von seinem Lager aufgesprungen, hatte das Fenster weit geöffnet und über eine Stunde in den langsam heraufdämmernden Morgen hinausgeschaut.

Er war nervös, seine Phantasie arbeitete unablässig, und der gleichgültigste Umstand gewann für ihn Bedeutung.

Die Greenwich-Street war auch während der Nacht ununterbrochen belebt, auf dem Teil derselben, auf welchem Franz im Grütlihotel wohnte, war fast jedes Haus ein Gasthof, und des Ein- und Ausfliegens von Nachtschwärmern, zu- und abreisenden Passagieren war kein Ende. Die Kellerräumlichkeiten dieser Häuser wurden überdies noch von Agenturen jeder Art und Stellenvermittlungsbureaus eingenommen, und kaum wurde es hell, so sammelten sich vor den Thüren der letzteren zahlreiche Männer an, welche entweder als Farmknechte ins Innere geschickt zu werden wünschten oder deren heißersehntes Ziel es war, auf einem Ochsentransportschiff sich nach Europa „hinüberarbeiten“ zu dürfen. Sie hatten das Wunderland Amerika genügend kennen gelernt, um nur den einen Wunsch noch zu hegen, den der schlesische Dichter Karl v. Holtei in die schlichten, rührenden Worte gekleidet hat: „Susste nischt — ad heem!“*)

Franz beobachtete eine Weile das Leben und Treiben des nächtlichen New Yorks, dessen durch verdächtiges Gefindel aller Nationen herbeigeführte Skandalscenen ihn anwiderten, und er wollte sich soeben vom Fenster zurückziehen, als die Erscheinung eines Mannes ihm auffiel, der

*) Sonst nichts — nur heim!

schon eine geraume Zeit unaufhörlich und unermüdet unter seinem Fenster auf und nieder ging. Seine erregte Phantasie spiegelte ihm sogar vor, daß dieser Mann im dunklen Anzug und einem kleinen grauen Hut auf dem Kopf von Zeit zu Zeit zu ihm emporschäue, dann seine Uhr konsultiere und sich verstohlen Notizen mittels Bleistift auf seine Manschetten mache.

Fast eine Stunde lang beobachtete Franz das sonderbare Treiben dieses Menschen, dann veranlaßte ihn doch das Schlafbedürfnis, sich auf sein Lager zurückzuziehen, und trotzdem die Hochbahn in kurzen Zwischenräumen mit ihrem pustenden, rollenden, klappernden Lärm seinen Schummer bedrohte, erwachte der junge Deutsche erst, als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand. Schnell kleidete er sich an und begab sich nach dem Speisesaal, der auch als Schenkkammer diente. Er war offenbar der letzte Gast, der für heute zum Frühstück erschien, denn an der langen gedeckten Tafel war niemand zu sehen, und auch sonst standen nur an der Bar zwei Herren, die, einen kühlen Milchpunsch schlürpfend, sich mit dem Kellner in englischer Sprache über gleichgültige Dinge unterhielten.

Es erregte Franz, ohne daß er sich selbst Rechenschaft darüber ablegen konnte, ein unbehagliches Gefühl, daß er in einem dieser Herren den nächtlichen Spaziergänger erkannte, der ihm gegen Morgen durch seine Wanderungen vor der Thür des Hotels aufgefallen war. Doch was kümmerte ihn im Grunde jener Mensch, mochte er thun und treiben, was er wollte, ihm war er ja gänzlich fremd.

Franz bestellte sein Frühstück, verzehrte es und zündete sich dann eine Zigarre an. Nachdenklich blies er den Rauch derselben vor sich hin, er dachte darüber nach, wie er der armen Mutter, die ein ganz anderes Resultat seiner Reise erwartete, die niederschmetternde Nachricht vom Verhalten des Vaters beibringen sollte. Am besten schien es ihm, ihr

erst persönlich die ganze Wahrheit zu sagen, dieselbe nicht einem Briefe anzuvertrauen, und dazu war es notwendig, daß er bald möglichst die Rückreise antrat. Das fremde, so viel des Interessanten bietende Land war ihm gründlich verleidet, und er empfand eine förmliche Sehnsucht, ihm wieder zu entfliehen. Nun, dazu bot sich ihm ja jeden Tag Gelegenheit, auf einem Schiff der deutschen, englischen oder amerikanischen Linien die Rückfahrt zu bewerkstelligen.

„Sie sind Franz Schneider aus Dresden — nicht wahr?“

Der junge Mann blickte betroffen auf, als er seinen Namen nennen hörte. Die beiden Herren, die eben noch vor der Bar geplaudert hatten, standen jetzt vor ihm, und der eine von ihnen hatte diese Frage an ihn gerichtet.

„Gewiß — ich heiße Franz Schneider. Was wünschen Sie von mir?“

„Wir sind Detektives des Polizeihauptquartiers. Sie sind unser Gefangener!“

Franz sprang auf. Bestürzung, Schreck, Unglaube und die Ueberzeugung, daß es sich nur um einen Irrtum dieser Leute handeln könne, drückten sich gleichzeitig auf seinem erblaffenden Antlitz aus.

„Sie täuschen sich ohne Zweifel in der Person,“ stieß er hervor; „ich befinde mich erst seit zwei Tagen im Lande und habe in meinem ganzen Leben noch nichts gethan, was mich mit dem Gesetz in Konflikt gebracht hätte — meine Papiere sind in Ordnung, wünschen Sie vielleicht meinen Paß zu sehen?“

Statt einer Antwort bemächtigten sich die Detektives der Hände des jungen Deutschen, und im nächsten Augenblicke waren seine Handgelenke mittels einer feinen Stahlfette zusammengeeffelt.

„Ich protestiere gegen diesen Gewaltakt,“ schrie Schneider. „Der Konsul wird Rechenschaft für diese unwürdige Behandlung eines deutschen Unterthanen verlangen. Man

festelt mich wie einen Verbrecher und sagt mir nicht einmal, wessen man mich beschuldigt —“

„Wenn Sie zu wünschen wissen, auf Grund welcher Anklage Ihre Verhaftung erfolgt,“ antwortete der Detektive, „so will ich es Ihnen mitteilen. Hier ist der vom Richter ausgestellte Verhaftsbefehl. Sie stehen im Verdacht, einen Mord begangen zu haben.“

Franz sank auf einen Stuhl zurück. „Einen Mord?“ stöhnte er. „Ich — soll — einen Menschen gemordet haben?“

Und der Unglückliche begann laut zu lachen, während ihm heiße Thränen aus den Augen schossen.

„Spielen Sie keine Komödie!“ herrschte ihn der Beamte an, „es ist so gut wie bewiesen, daß Sie den alten Taylor auf Long Island ermordet haben. Es sind bereits Zeugen da, welche gegen Sie auftreten werden, und wenn wir nicht noch gewisse Nachrichten hätten abwarten wollen, so wären wir schon um Mitternacht in der Lage gewesen, Sie zu verhaften. — Kommen Sie!“

Aber Franz war nicht im stande, sich zu erheben, er zitterte am ganzen Leibe, und große Schweißtropfen perlten von seiner Stirn. „Der Vater tot?“ stöhnte er. „Ermordet? O mein Gott, hätte er mich nicht zurückgewiesen, hätte er mich, seinen Sohn, nicht schroff zurückgestoßen — das Fürchterliche hätte nie und nimmer geschehen können!“

Das Gastzimmer hatte sich indessen mit Neugierigen gefüllt, auch der Verwalter des Hotels, der vorher von der bevorstehenden Verhaftung benachrichtigt worden war, war herbeigeeilt. Er war ein intelligenter, liebenswürdiger Mann von deutscher Abkunft. Er schüttelte den Kopf und musterte Franz mit aufrichtiger Teilnahme.

„Junger Mann,“ sagte er, „Sie sehen gewiß nicht aus wie ein Mörder und noch dazu ein Vatermörder. Nehmen Sie meinen Rat an und lassen Sie es Ihre erste Sorge

sein, sich einen tüchtigen Anwalt zu verschaffen. Ihr Fall scheint verzweifelt ernst zu sein."

"Aber ich bin ja unschuldig wie das Licht der Sonne dort oben an der verruchten That," rief Franz.

"Das werden Sie beweisen müssen. Amerikanisches Recht ist vom deutschen himmelweit verschieden. Die Polizei stellt die Theorie auf, daß Sie der Mörder sind, und an Ihnen ist es, dieselbe zu erschüttern und umzustürzen. Dazu aber bedürfen Sie eines geschickten Anwalts."

Der Detektive bedeutete dem Hotelier, daß er eine weitere Unterhaltung nicht gestatten werde. Der von seinem Kameraden herbeigerufene Polizeiwagen fuhr vor, und Schneider mußte denselben besteigen. Man trug noch seinen Koffer und sonstige kleinere Effekten hinein, und fort ging es im scharfen Trab zum nächsten Polizeigericht.

Die Vorgänge, welche sich jetzt abspielten, erschienen Franz wie ein böser Traum. Er wurde vor einen Richter geführt, welcher ihn kaum zu Worte kommen ließ. Er erklärte dem unglücklichen jungen Mann in geschäftsmäßigem Tone, daß die Polizei ihn des an Taylor verübten Mordes für schuldig erachte, und daß er, der Richter, ihn in Verwahrung halten müsse, bis eine Coronersjury entschieden habe, ob er auf die vorliegenden Beweise hin den Geschworenen zur Aburteilung zu überweisen sei oder nicht.

Franz wiederholte bald in tiefem Schmerz, bald in dumpfem Zorn sein beständiges „Ich bin ja aber unschuldig“. Der Richter zuckte die Achseln und befahl, ihn in die Zelle abzuführen.

Als jedoch die Beamten Hand an ihn legen wollten, um ihn, da er zu gehen zögerte, gewaltsam aus dem Gerichtssaal zu entfernen, brach der junge Mann in einen Wutausbruch aus.

„Ich will freigelassen werden,“ schrie er, „auf der Stelle will ich frei sein. Ich bin ein Deutscher — kein Ameri-

faner hat ein Recht, Hand an mich zu legen. Das nennt ihr Gerechtigkeit — das sind eure Gesetze? Sagt mir doch wenigstens, welche Beweise ihr gegen mich habt — ich fordere ein Verhör — ich will den Konsul — — —“

Ein Faustschlag ins Gesicht ließ ihn verstummen, dann trieb man ihn mit Stößen ins Genick vorwärts, aus dem Saal heraus über eine schmale eiserne Brücke — und er befand sich im Polizeigefängnis. Man nahm ihm die Fesseln ab und sperrte ihn in eine Zelle ein.

Sie glich einem Raubtierkäfig. Acht Fuß lang und fünf Fuß breit, also nicht viel geräumiger als auf deutschen Friedhöfen Gräber gegraben werden, besaß sie keine Fenster, sondern empfing ihr Licht von einem breiten Korridor aus durch die eisernen Gitterstäbe, welche die Thür der Zelle bildeten. Mit Ausnahme einer erbärmlichen Lagerstatt war kein Möbelstück in diesem eines Menschen unwürdigen Raum zu erblicken.

Franz warf sich auf das Bett nieder, er war dem Wahnsinn nahe und zweifelte selbst daran, ob dies nicht alles ein müßtes Bild seines plötzlich erkrankten Gehirns sei. Er wünschte sogar, es wäre so, und er befände sich statt in einem Gefängnis in der vergitterten Zelle eines Irrenhauses.

Mörder! Vatermörder! Unter dem Verdacht, das furchtbarste Verbrechen begangen zu haben, mit welchem Menschenhände sich beflecken können — eingesperrt wie ein wildes Tier — gefesselt — gestoßen — geschlagen — geschändet — ja geschändet, er, der noch niemals die Schmach einer Züchtigung erfahren, selbst als Knabe nicht — und gestern noch ein freier Mann, der in seinem Vaterlande in seinem engen Kreis geehrt, geachtet, geliebt worden war!

O verflucht der Augenblick, in welchem er den Entschluß zu dieser Reise gefaßt, verflucht dieses Land, in welchem so erbarmungslos, so geringschätzig mit eines Mannes Ehre

umgegangen wird — hätte er es nie betreten, niemals die Mutter — — —

Die Mutter! Sie würde sterben, wenn sie erfahren würde, was man ihrem Sohne, zu dem sie mit Stolz emporzublicken gewöhnt war, angethan.

Vielleicht zum Glück für ihn selbst wurde Franz sehr bald aus seinem bohrenden, herzerreißenden Nachdenken aufgeschreckt. In rascher Aufeinanderfolge erschienen eine Anzahl Advokaten vor seiner Zelle und boten ihm ihre Dienste für seinen Prozeß an. Die Unterhandlungen dieser Herren wurden durch die Gitterstäbe der Zelle mit dem Gefangenen geführt.

Auch hierbei lernte der junge Deutsche eine Eigentümlichkeit des amerikanischen Lebens kennen. Die New Yorker „Lawyers“ übertrafen den geriebensten, an Vorschlägen und Ablaffen gewöhnten Kofkamm an Geschäftsgewandtheit. Zu wahren „Schleuderpreisen“ offerierten sie ihre Rechtshilfe.

„Haben Sie Geld?“ lautete fast ohne Ausnahme ihre erste Frage. „Wenn Sie nicht bar zahlen können, nehme ich auch Pretiosen. Sie tragen da einen schönen Brillant-ring, der würde mir für den Anfang genügen — verlassen Sie sich darauf, ich fixe die Sache für Sie, ich habe Einfluß, obwohl der Fall ziemlich schwer ist — der Coroner ist mit mir in derselben politischen Vereinigung, er wird keine Beweise finden, Sie den Großgeschworenen zu überweisen.“

„Ich bin unschuldig — ich schwöre Ihnen, Herr, ich bin unschuldig.“

Der kleine Lawyer mit dem kurzgeschorenen rotblonden Haupthaar, auf welchem der Cylinderhut schaukelte, dem eleganten hellen Anzug und dem haselnußgroßen Brillantknopf im Hemd lächelte überlegen.

„Unschuldig? Ganz gut — ich glaube es Ihnen ganz gern, vielleicht findet sich auch ein Geschworener, der diese

günstige Meinung faßt, aber im übrigen thut es nicht viel zur Sache. Es hat schon mancher den elektrischen Stuhl besteigen müssen, der unschuldig war. Und weshalb? Sein Anwalt taugte nichts, hatte das Geschäft nicht von der richtigen Seite angepackt. Wenn Sie Geld haben, läßt sich alles machen. Für Geld bekommt man vortreffliche Entlastungszeugen, wohlwollende Geschworene, für Geld verschwinden in diesem Lande Akten, für Geld kauft man wunderhübsche ärztliche Gutachten über erbliche Belastung durch Geisteskrankheit — das wäre übrigens etwas für Sie — ich habe mich über die Wutscene, die Sie dem Richter so brillant vorspielten, herzlich gefreut. Das war ein guter Anfang für die Wahnsinnstheorie — sehr smart, sehr talentvoll — also, wie gesagt, spenden Sie Geld und übergeben Sie mir Ihren Prozeß, es ist das gescheiteste, was Sie thun können.“

Der kleine Lawyer wollte Franz mit dem Schluß seiner Auseinandersetzung seine Geschäftskarte durch die Stäbe reichen, aber Franz wies dieselbe mit einer entschiedenen Handbewegung zurück.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr,“ sagte er, jetzt vollkommen gefaßt, „erschwindeln will ich mir meine Freiheit oder mein Leben nicht. Ich bin unschuldig, und dieses Bewußtsein wird mich sicherer und schneller zum Ziele führen als alle Ihre Geschäftskniffe. Ich wünsche mit diesen wie mit Ihnen und Ihresgleichen nichts zu thun zu haben.“

„Greenhorn!“ murmelte der kleine Lawyer, schob seinen Cylinder fester in die Denkerstirn hinein und wandte sich achselzuckend ab.

„Bravo!“ rief in diesem Augenblick eine helle Männerstimme, „hast recht, Franz Schneider, daß du dich mit den „Ferkelstechern“ nicht abgiebst. Ja, so nennen wir New Yorker diese Sorte von Advokaten, welche die Unerfahrenen

nach allen Regeln der Kunst abschlichten, und deren es leider so viele giebt, daß man die wenigen anständigen Elemente mit der Laterne suchen kann. Gib mir die Hand, alter Junge — du bist ebensowenig ein Mörder, wie ich Präsident der Vereinigten Staaten!“

Beim Klang dieser Stimme, die in gutem Deutsch jene Worte mit herzlicher Wärme rief, war Franz zuerst zusammengefahren, aber diesmal war es ein freudiges Erschrecken, welches die Züge des unglücklichen Gefangenen mit einem Schimmer der Hoffnung verklärte. Seine Blicke hingen mit Entzücken an einer hohen, kraftvollen Männergestalt, die sich an die Gitterstäbe seiner Zelle herandrängte und seine beiden Hände ergriff.

„Ja, staune nur,“ rief der braunbärtige Fremde, „du siehst keinen Geist — ich bin es wirklich und wahrhaftig — na, du erkennst mich doch noch?“

„Edmund Schlieben! — Edmund — mein Jugendfreund — mein —“

„Ja, dein Freund,“ nahm der elegant gekleidete junge Mann das Wort, als Franz Schneiders Stimme in Thränen erstikte. „Dein Freund, der die glücklichen Jugendjahre nicht vergessen hat, die er mit dir zusammen verlebte. Weißt du noch, mein Junge, wie wir auf dem Kreuzgymnasium in unserem alten lieben Dresden die Schulbank zusammen drückten? Ach wie viele lateinische und deutsche Aufsätze sind aus deinem Kopf in mein Heft gewandert! Unzählige-mal hast du mich aus der Tinte gezogen und jetzt — jetzt hoffe ich dir ein Gleiches thun zu können.“

„Edmund — man hält mich hier gegen alles Recht gefangen. Du weißt, daß ich keiner niedrigen That fähig bin — und nun soll ich gar ein Mörder — ein Vatermörder sein.“

„Ja, in diesem herrlichen Lande kann man schnell zu den seltensten Situationen gelangen. Aber nur Mut, mein Junge — wir arbeiten dich schon wieder heraus.“

„O, jetzt hoffe ich wieder, seit ich dich in meiner Nähe weiß. Aber ich hatte ja keine Ahnung, daß du in New York lebst. Du warst doch nach Petersburg als Ingenieur gegangen.“

„Man wird eben, wie du siehst, in der Welt herumgeschleudert gerade wie ein Blatt Papier im Winde. Mein Petersburger Haus hat mich vor fünf Jahren schon nach Amerika geschickt, weil wir hier gewisse Maschinenteile billiger fabrizieren können. Ich leite dieses amerikanische Unternehmen und bin dabei schon ein halber Yankee geworden. Uebrigens, meine Schwester Gertrud ist hier und führt mir haus, ein prächtiges Frauenzimmerchen — du erinnerst dich doch noch ihrer? Ihr waret ja immer gute Freunde.“

Für einen Moment flammte helle Röte auf den Wangen des Gefangenen auf, und seine Augen leuchteten.

„Ob ich mich erinnere!“ erwiderte er, „wie hätte ich eine so liebe Freundin vergessen können!“

„Well — du wirst sie hoffentlich bald wiedersehen. Wenn wir dich nur erst aus diesem verwünschten Loch heraus haben.“

„Wie hast du denn überhaupt von meinem Unglücke Kenntnis erlangt?“

„Durch die Zeitungen, mein Junge. Die Morgenblätter sind ja voll von der schrecklichen Geschichte. Als ich sie las, begegnete ich plötzlich dem Namen Franz Schneider aus Dresden, der als der mutmaßliche Mörder des alten Geizhalses noch während der Nacht in Haft genommen werden sollte. „Das ist unser Franz Schneider,“ rief ich meiner Schwester zu, „ich erinnere mich, daß sein Vater einst nach Amerika verschwunden ist — aber er — Franz ein Mörder? Das ist einfach lächerlich.“ Wie ich noch so spreche, fängt das Mädel, die Gertrud, an zu weinen und beschwört mich, alles aufzubieten, um dich zu befreien. Es

hätte natürlich gar nicht erst ihrer Thränen bedurft, um mich auf die Beine zu bringen.“

„Also die Zeitungen brachten heute morgen schon die Kunde von der Ermordung meines Vaters?“ rief Franz. „Könntest du mir nicht eines der Blätter verschaffen, damit ich doch wenigstens auf diesem Wege erfahre, welche Beweise man gegen mich zu haben glaubt.“

„Man hat mir die Zeitungen fortgenommen,“ antwortete Edmund Schlieben, „ehe man mich zu dir ließ, was übrigens nur durch einen echt amerikanischen Händedruck ermöglicht wurde. Aber ich kann dir ja sagen, um was es sich handelt. Gestern abend um sieben Uhr etwa wollten zwei Geschäftsleute aus Brooklyn den alten Taylor in seinem Hause auf Long Island auffuchen. Sie waren im Buggy herausgefahren und klopfen an die Thür. Aber sie erhielten keinen Einlaßruf. Dagegen vernahmen sie ein leises Stöhnen und dumpfes Röcheln. Sie versuchten die Thür zu öffnen, was ihnen auch ohne jede Schwierigkeit gelang, denn sie war nicht verschlossen. Als sie eintraten, bot sich ihnen ein furchtbares Bild, welches selbst die kaltblütigen Amerikaner entsetzte. In seiner düsteren Stube lag Taylor in den letzten Zügen. Er schwamm in einer Blutlache, und neben ihm lag ein spitzes und scharfes Brotmesser, mit welchem die Mordthat ausgeführt worden war.“

„Entsetzlich!“ unterbrach Franz den Bericht seines Freundes.

„Die beiden Brooklynler,“ fuhr Schlieben fort, „trugen den Sterbenden auf sein Bett und versuchten die Blutung aus der Brustwunde zu stillen. Doch schon nach wenigen Minuten gab der Alte unter ihren Händen seinen Geist auf. Leider erwachte er vorher noch einmal aus seiner Bewußtlosigkeit und hatte die Kraft, einige Worte, die letzten für ihn, hervorzustoßen.“

„Leider — sagst du?“

„Ich wiederhole: leider! Denn diese Worte sind es hauptsächlich, welche deine Verhaftung herbeiführten. Der Alte richtete sich mit äußerster Kraftanstrengung auf und preßte mühsam hervor: „Alles — mein Sohn Franz — Schneider — — —“ So erzählen die beiden Geschäftsleute, und die Polizei glaubt, daß der Ermordete damit sagen wollte: Alles, was geschehen, hat mein Sohn Franz Schneider gethan.“

„Welch ein verhängnisvoller Irrtum!“ rief der Gefangene, „aber mir ist es noch ganz unerklärlich, wie die Polizei mich so schnell auffindig machen konnte.“

„Ich werde es dir sogleich erklären. Natürlich wurde sofort der Sheriff benachrichtigt, er kam mit dem Richter und dem Konstabler, und diese Beamten stellten fest, daß kein Raubmord vorliege. Nichts von dem Eigentum Taylors war angetastet, nichts durchsucht oder in Unordnung gebracht. In dem Strohsack, auf welchem der Geizhals zu schlafen pflegte, fanden sich zehntausend Dollars unberührt vor, obwohl es dem Mörder ein leichtes gewesen wäre, die Scheine dort zu finden. Auch verschiedene Bankbücher, Aktien und Obligationen wurden in den Winkeln des Hauses ohne Mühe entdeckt. Man sah daher sogleich von der Theorie ab, daß der Alte seines Geldes wegen erstochen worden sei, sondern neigte sich der Ansicht zu, Taylor sei mit einer Person, die ihn besucht habe, in Streit geraten und von dieser niedergestreckt worden. Wer aber war dieser geheimnisvolle Besucher gewesen? Ein Zufall sollte der Polizei schon wenige Stunden später die Antwort geben. Wie immer in solchen Fällen veranstaltete man ohne Verzug eine Razzia auf alle Tramps, die sich während der letzten vierundzwanzig Stunden in der Gegend gezeigt hatten. Die Beute war sehr reich, eine Menge von den Kerlen fiel der Polizei in die Hände. Unter anderen auch ein dreiblättriges Kleeblatt — Irish Bill, der lange Kali-

fornier und der Kölsche Junge genannt. Natürlich wurden sie bis auf die Haut durchsucht, und siehe da — bei einem von diesen drei Tramps fand sich deine Visitenkarte, auf welcher du sogar dein New Yorker Quartier angegeben hattest. Franz Schneider! Derselbe Name, welchen der Sterbende als den seines Sohnes genannt hatte. Du mußt selbst zugeben, daß die Behörde eine gewisse Berechtigung hatte, den ersten Verdacht gegen dich zu richten.“

Franz erklärte dem Freunde mit wenigen Worten, auf welche Weise der Tramp zu seiner Visitenkarte gekommen sei, und Edmund Schlieben nickte befriedigt. Wenn keine stärkeren Beweise ins Feld geführt werden könnten, sei die Anklage nicht aufrecht zu erhalten, meinte er. Vorläufig müsse sich Franz freilich in Geduld schicken, doch sei Hoffnung vorhanden, daß er morgen schon wieder ein freier Mann sei, denn für den nächsten Tag sei die Coroners-untersuchung angesetzt, welche vorläufig über sein Schicksal entscheide.

„Werde ich dich morgen wiedersehen?“ fragte Franz niedergeschlagen, weil er sich jetzt von seinem einzigen Freunde in Amerika verabschieden mußte.

„Natürlich, ich bin mit einem tüchtigen Anwalt zur Stelle. Du selbst thust am besten, nichts über deine Sache zu äußern, auch den Reportern gegenüber sei sehr zurückhaltend, sie werden dich vermutlich bald bestürmen. — Lebe wohl, mein guter Junge, und Kopf hoch! — Bist du übrigens mit Geld versehen? Ja? Nun du wirst noch mehr brauchen, als dir gegenwärtig zur Verfügung steht, und dann ist meine Kasse die deinige. Also noch einmal — lebe wohl.“

„Lebe wohl und bringe Gertrud viele Grüße — wenn sie von einem Mörder begrüßt sein will.“

Der Ingenieur drückte lächelnd dem Freunde die Hand und verließ ihn.

Franz ließ sich bewegt auf sein Lager nieder. So elend

seine Lage auch sein mochte, so bang und weh es ihm ums Herz war, Edmund Schliebens Erscheinen war wie ein Sonnenstrahl in seine düstere Zelle gefallen.

Edmund und Gertrud, die liebliche, kluge Gertrud, die ihm stets mehr gewesen war als die Schwester eines Freundes, glaubten an seine Unschuld, sie kämpften mit ihm. Franz war es plötzlich, als fliege die Schale seiner Hoffnungen hoch hinauf.

3.

Gertrud Schlieben war wirklich ein „prächtiges Frauenzimmerchen“, wie ihr Bruder Edmund sie genannt hatte. Wie wenige deutsche Frauen oder Mädchen wußte sie sich den amerikanischen Verhältnissen anzupassen, und so stand sie nicht nur der kleinen Haushaltung ihres Bruders mit vollkommener Sicherheit vor, sondern sie hatte auch sehr schnell das amerikanische Prinzip erfaßt, welches jedes Können und jedes Talent in die entsprechende Anzahl Dollars umzusetzen bestrebt ist und das Brachliegen irgend einer Fähigkeit als eine Verfündigung an der dem Menschen gewährten Lebenschance ansieht. Ihr Bruder verdiente zwar reichlich genug Geld, um seine wie ihre Ansprüche an das Dasein erfüllen zu können, aber er sandte auch allmonatlich den in Deutschland lebenden alten Eltern eine ansehnliche Summe für ihren Unterhalt, und an dieser schönen Pflichterfüllung wollte Gertrud auch ihren vollgültigen Anteil haben. Sie hatte in Dresden ihre Prüfung als Lehrerin mit höchster Auszeichnung bestanden, und so fiel es ihr, besonders bei Edmunds feiner, gewählter Bekanntschaft, gar nicht schwer, lohnende, gut zahlende Unterrichtsstunden zu finden.

Auch heute — zwei Tage nach Franz Schneiders Verhaftung — lag Gertrud ihrer Thätigkeit ob, und zwar befand sie sich im Hause ihrer vornehmsten und reichsten, wie auch begabtesten und liebenswürdigsten Schülerin.

Maud Jefferson war die einzige Tochter des Senators und Millionärs Andrew George Jefferson, eines Politikers, der nicht allein im Kreise der New Yorker oberen „Vierhundert“ eine Rolle spielte, sondern auch im „Weißen Hause“ zu Washington gern gesehen wurde. Während der Sitzungsperiode des Senats lebte er fast ausschließlich in Washington, während seine Gattin und Tochter es vorzogen, ihr elegantes Haus an der fünften Avenue in New York zu bewohnen. Maud zählte sechzehn Jahre, sie versprach mit ihrem welligen braunen Haupthaar, ihren dunkelblauen Augen und der frischen Gesundheit, die auf ihren Wangen blühte, ebenso schön zu werden wie ihre Mutter, welche, trotzdem sie nicht weit von der Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres entfernt war, immer noch als eine imponierend schöne Frau galt. Frau Edith Jefferson erfreute sich jedoch eines weit wertvolleren, für sie um vieles schätzbaren Rufes als dessen ihrer Schönheit, sie war ihres warmblütigen Interesses wegen für alles, was hilfsbedürftig, arm und krank war, in ganz New York berühmt; die reichen Mittel, welche ihr Gatte ihr zur Verfügung stellte, wurden von ihr nicht den Launen der Mode geopfert, flossen nicht in die Kassen der Leute, welche vornehmen Damen den Glanz und die Bequemlichkeiten ihres Daseins verschaffen, sondern wurden zum weitaus größten Teil für Akte der Großmut, des Edelsinns und der Nächstenliebe verwendet, durch welche unzählige Thränen getrocknet, tiefe Wunden geheilt, erschütterte Existenzen aufs neue verankert wurden. Zumal auf einem bestimmten Gebiet der Wohlthätigkeit pflegte Frau Edith Jefferson sich hervorzuthun — wenn dieses Wort auf die taktvolle, geräuschlose Art des Samaritertums dieser Frau anwendbar ist — und gerade hierbei wurde ihr Name wieder und immer wieder in den Zeitungen genannt und ihrer in der Deffentlichkeit Erwähnung gethan, so oft und so nachdrücklich, daß sich nach und nach ein

ganzer Legendentranz um Frau Ediths Persönlichkeit gewoben, und der Volksmund, der sich seit Jahren schon mit ihr beschäftigte, der Gattin des Senators einen ehrenden Namen beigelegt.

Man nannte Frau Edith den „Lombzengel“.

In dem düsteren, so oft unter Thränen oder mit Verwünschungen genannten Gefängnis New Yorks, den „Lombs“, in welchen, meist in unterirdischen Zellen, Tausende von Gefangenen dem Urteilspruch durch die Geschworenen entgegenharren, hatte sich Frau Edith Jefferson durch unermüdlige praktische Ausübung der Barmherzigkeit diesen Beinamen erworben. Sie besuchte die Unglücklichen und Elenden in ihren dumpfen Kerkern und erleichterte ihnen, wenn sie nur einigermaßen der Hilfe würdig schienen, im Rahmen des gesetzlich erlaubten Beistandes ihr trauriges Los. Für manchen Familienvater stellte sie Bürgschaft oder sorgte während seiner Haft für die notleidende, an dem Verbrechen des Vaters unschuldige Familie, manchem armen Teufel gab sie einen Anwalt zur Seite und bewirkte so, daß er seine Unschuld erweisen konnte, und selbst den böswilligsten Verbrechern gegenüber versagte ihre Güte nicht, sie trug an Feiertagen in ihre weltvergeffenen Zellen einen Abglanz der Freude, welcher sich die Freien und Glücklichen hingeben konnten.

Edith wurde für ihre werthtätige Nächstenliebe durch ein überaus glückliches Familienleben belohnt. Ihr Gatte vergötterte seine schöne, edle Frau, und Maud blickte mit schwärmerischer Bewunderung zu der Mutter empor. Sie liebte sie mit Zärtlichkeit und Ehrfurcht. Die Behaglichkeit und geschmackvolle Eleganz, welche ein solider Reichthum gewähren, umgaben die Frau des Senators; keine Wolke trübte den Himmel, welcher sich über dieser Familie wölbte, und selbst die Neider, welche sonst, häßlichen Raupen gleich, den edelsten Baum nicht verschonen und ihn zu vernichten

trachten, schienen vor der Reinheit dieses Hauses, in welchem es kein „Skelett“ zu verbergen gab, Halt zu machen.

„Sie sind heute nicht wie sonst, Miß Schlieben,“ rief Maud und ließ das deutsche Buch, aus welchem sie soeben noch vorgelesen hatte — es geschah dies, um die Aussprache des jungen Mädchens zu verbessern — in den Schoß sinken, „und selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich für sehr neugierig halten, werde ich nicht eher ruhen, bis Sie mir den Grund Ihres Kammers mitgeteilt haben. Denn ich lese etwas in Ihren Zügen, was mich leider befürchten läßt, daß Ihnen ein Leid widerfahren ist. Miß Gertrud, Sie haben mir wiederholt versichert, daß Sie mich lieb haben. Wenn dem wirklich so ist, so müssen Sie mich zur Mitwifferin Ihrer Sorgen machen.“

Gertrud Schlieben hob die Lider ihrer Augen langsam empor und blickte einige Sekunden nachdenklich zu ihrer Schülerin hinüber. Das hübsche volle Gesicht, dessen hohe Stirn zum Teil hinter zierlichen schwarzen Lockchen verschwand, zeigte die Spuren eines verhaltenen Schmerzes, und ein scharfer Beobachter würde ohne Zweifel an den langen seidenen Wimpern die Spuren kürzlich vergossener Thränen haben blinken sehen.

Edmunds Schwester ergriff Mauds Hand. „Mein liebes, gutes Kind,“ sagte sie weich und innig, „Sie haben sich nicht geirrt, Sie besitzen das Feingefühl einer Seele, welche die Leiden einer anderen zu ahnen fähig ist. Ja, ich bin recht traurig und bedarf des Beistandes. Nicht für mich — für einen Freund, einen Gefährten meiner Jugend, welcher mir teuer ist.“

Die junge Tochter des Senators schlang ihren Arm zärtlich um Gertruds Schultern. „Sie sprechen von Ihrer Jugend? Als ob Sie nicht jung und schön wären! Doch nun schnell heraus mit Ihrem Geheimnis, es wird

sich doch irgend eine Hilfe gegen Ihre Sorgen finden lassen.“

„Nicht Sie, Maud, vermögen mir beizustehen,“ erwiderte Gertrud, „aber — meine Hoffnung ist auf Ihre Frau Mutter gerichtet. Sie, die unzähligen Unglücklichen schon als rettender Engel erschienen ist, sie ist vielleicht die einzige, welche auch meinem Freunde beistehen kann.“

Maud sprang auf. „Kommen Sie, Miß Schlieben, kommen Sie,“ rief das anmutige junge Geschöpf, während ihre Augen leuchteten und den Eifer verrieten, mit welchem Maud ihrer Freundin zu dienen erfüllt war, „ich führe Sie sogleich zu Mama, und obwohl sie seit einigen Tagen von ihren bösen Kopfschmerzen geplagt wird und für jedermann unsichtbar blieb, wird sie doch in diesem Fall mit Ihnen eine Ausnahme machen. Kommen Sie.“

Und sie nahm Gertruds Hand und zog die junge Lehrerin durch eine Reihe fürstlich eingerichteter Gemächer zum Boudoir ihrer Mutter.

Maud pochte an die Thür und rief mit einschmeichelnder Stimme: „Mama, liebe süße Mama — verzeihe, daß ich dich störe. Ich bringe dir Miß Schlieben, welche in einer wichtigen Angelegenheit um deinen Rat und Beistand bitten möchte. Dürfen wir eintreten?“

Einen Augenblick blieb alles still, dann vernahmen die vor der Thür Harrenden ein Rauschen und Knittern, als würde Papier hastig fortgeräumt, und wenige Sekunden später öffnete sich von innen die Thür, und Maud und Gertrud traten ein.

Maud hatte kaum ihre Mutter erblickt, als sie ihre Arme um sie schlang und mit zärtlicher Besorgnis ausrief: „Um Gott, Mama, wie siehst du aus! So blaß, so müde. Ich fürchte, du bist ernstlich krank, und ich will sofort Befehl geben, Doktor Lewis herbeizuholen.“

Frau Edith strich liebevoll über das Haupt ihres Kindes.

„Aengstige dich nicht, mein Liebling,“ sagte sie sanft, „es sind nur die alten neuralgischen Schmerzen, die mich peinigen. Doktor Lewis hat dagegen bereits alle seine Mittel ins Feld geführt. Seine Anwesenheit könnte an meinem Zustand nichts bessern. — Und nun willkommen, Miß Schlieben. Ich werde mich von Herzen freuen, Ihnen einen Dienst erweisen zu können. Lassen Sie sich hier neben mir nieder und teilen Sie mir mit, was ich zu thun habe, um Ihnen nützlich zu sein.“

„O, Sie sind so gütig, Missis Jefferson,“ rief Gertrud, „ich fühle, daß ich Ihnen vertrauen darf — und daß Sie mich nicht falsch beurteilen werden.“

„Gewiß nicht, mein Kind, sprechen Sie ganz rüchhaltlos.“

Die Gattin des Senators zog Gertrud neben sich auf die schwellenden Polster des Ruhebettes nieder, während Maud auf einem gestickten Schemel zu Füßen ihrer Mutter Platz nahm und mit Blicken schwärmerischer Liebe zu ihr empor sah. Frau Ediths stolze, ausgeglichene Schönheit wurde durch ihr Leiden nicht beeinträchtigt. Wie Silberstaub lag es über den dunkelblonden Haaren, ein paar Falten unter den Augen, eine Linie, welche die Mundwinkel verlängerte, das war alles, was die Jahre diesen gleichmäßig schönen Zügen hatten anhaben können.

Gertrud Schlieben aber blickte in die großen hellgrauen Augen der Frau, in Augen, welche ein tiefes Seelenleben widerspiegelten, und sie fand in ihnen so viel echte Theilnahme, so große Bereitwilligkeit, die Schmerzen anderer zu empfangen und zu teilen, daß sie tapfer ihr ganzes Herz ausschüttete. Sie erzählte die Leidensgeschichte Franz Schneiders, seine Verhaftung unter dem entsetzlichen Verdacht des Vaternordes, seine unwürdige Gefangenschaft und seine Hilflosigkeit, sich derselben zu entziehen. Denn die Coronersjury habe nicht die Hoffnungen des verzweifelten jungen Mannes erfüllt, sie habe nicht an seine Unschuld geglaubt,

sondern ihn den Geschworenen überwiesen. Sie sei dabei von der Annahme ausgegangen, daß Franz mit der Absicht, seine und seiner Mutter Rechte auf den Besitz des geizigen, reichen Taylor geltend zu machen, nach Amerika gekommen sei. Er habe den pflichtvergeffenen Vater aufgesucht und wahrscheinlich eine bestimmte Summe von ihm gefordert. Natürlich sei er von Taylor schroff abgewiesen worden. Es habe sich ein Streit zwischen Vater und Sohn entsponnen, welcher von Zeugen, den drei Tramps, belauscht wurde. Die Tramps, und besonders der eine von ihnen, Kaspar Drill, wollten zwar ausdrücklich gehört haben, daß der Angeklagte dem Alten zugerufen, er möge sein Geld behalten, er wolle nicht einen Cent davon, aber die Geschworenen legten dieser Aussage um so weniger Gewicht bei, als erwiesen wurde, daß Franz Schneider sich unbedingt eines Wertgegenstandes aus dem Besitz seines Vaters „bemächtigt“ habe. Es sei dies eine goldene Uhr, welche Zeugen als Eigentum Taylors mit aller Bestimmtheit erkannt hatten, nachdem die Polizei dieselbe aus dem Koffer Schneiders hervorgezogen und als schwerwiegendes Beweismaterial gegen ihn den Geschworenen vorgelegt. Selbst die Erklärung des jungen Deutschen, Taylor habe ihm die Uhr geschenkt, trotzdem er ihm dafür Bezahlung angeboten, begegnete dem höchsten Unglauben und wurde belastend für ihn. Denn daß der alte Wucherer Geld zurückgewiesen und die wertvolle Uhr verschenkt haben sollte, erklärten die Zeugen, die aus Taylors Nachbarschaft erwählt worden waren, für eine Unmöglichkeit.

Und so schlossen die Verhandlungen mit dem für den Gefangenen traurigen Resultat, daß die Coronersjury ihn ohne Zulassung von Bürgschaft festhielt. Ein Verzweifelter, unter der Wucht dieser furchtbaren Anklage Zusammengebrochener wurde Franz Schneider in die Tombs gebracht, um hier seinen Prozeß abzuwarten.

„Und er ist so unschuldig,“ rief Gertrud in Thränen ausbrechend, „so unschuldig wie ich oder wie Sie selbst, Missis Jefferson, an dieser That; man würde einen unerhörten Justizmord begehen, wenn man Franz Schneider für dieses blutige Verbrechen büßen lassen wollte — nein, nein, das darf nie und nimmer geschehen. Und es wird nicht geschehen, gute Menschen werden sich finden, welche diese Ungerechtigkeit, diese himmelschreiende Gewaltthat verhindern werden — und Sie, die man den Engel der Gefangenen nennt, Sie, verehrte Frau, werden dem Unglücklichen gewiß Ihren Beistand nicht versagen!“

Die warme Beredsamkeit des jungen Mädchens schien eine tiefe Wirkung auf Frau Edith hervorgebracht zu haben. Langsam, wie einem inneren Zwange folgend, hatte sie sich während Gertruds letzten Worten erhoben und schaute mit fest aufeinander gepreßten Lippen und düster zusammengezogenen Brauen nachdenklich vor sich nieder.

„Ja, ich will ihm beistehen. Was in meiner Macht steht, Ihrem Freund die Freiheit wiederzugeben, das soll geschehen — ja — das soll geschehen.“

Frau Edith wandte sich hastig ab und schritt zu ihrem Schreibtisch. Derselbe war mit Papieren und Zeitungsblättern bedeckt, und Gertrud bemerkte mit Staunen, daß in letzteren die den Prozeß Franz Schneider betreffenden Artikel mit Rotstift angestrichen waren.

„Wie Sie sehen, mein liebes Fräulein,“ wandte sich Frau Edith an Gertrud, „habe ich mich, bevor Sie mir davon sprachen, schon für den Fall interessiert. Leider ersah ich aus den Zeitungen, daß die Situation Ihres Freundes eine sehr ernste ist. Die Beweise sind gegen ihn, die Zeugenaussagen sind belastend und — was nicht unwesentlich ist — er ist ein Deutscher!“

„Kommt denn die Nationalität in diesem Falle in Betracht?“ fragte Gertrud.

„Sie sollte es nicht, aber es ist erwiesen, daß man einen Deutschen in diesem Lande mit erstaunlicher Schnelligkeit an den Galgen oder in den elektrischen Stuhl bringt.“

„Und das sagen Sie, Madame, eine geborene Amerikanerin, mit so viel Freimut?“ rief Gertrud bewundernd aus.

„Aber Mama ist ja keine geborene Amerikanerin,“ rief Maud lächelnd, „ihrer Sprache freilich ist es nicht anzumerken, sie spricht ohne Accent. Aber meine Mutter hat in Deutschland das Licht der Welt erblickt, sie ist also Ihre Landsmännin, Miß Schlieben.“

Gertrud wollte soeben ihr freudiges Erstaunen über diese ihr ganz unerwartete Entdeckung äußern, als sie bemerkte, daß sich eine leichte Falte zwischen die Augenbrauen der Mutter Mauds geschoben hatte. Die Gattin des Senators schien peinlich berührt, sie sandte Maud einen schnellen mißbilligenden Blick hinüber und wandte sich dann hastig an Gertrud: „Ich will sogleich selbst nach den Combs fahren, um nach Ihrem Freunde zu sehen. Vor allem muß er einen guten Anwalt bekommen.“

„Für den hat mein Bruder schon gesorgt.“

„Nun, ich denke, wenn mein eigener Anwalt den Fall übernimmt, so dürfte Ihrem Freunde besser geholfen sein. Mein Lawyer ist Mr. Baker von der Firma Graham, Baker & Comp., einer berühmten Anwaltsfirma, welche auch bedeutenden Einfluß ausübt. Doch lassen Sie uns keine Zeit verlieren, bleiben Sie, wenn Sie es so wollen, bei Maud, ich werde, wenn ich zurückkehre, Ihnen sagen können, was für unseren Schützling zu geschehen hat.“

„Missis Jefferson, Sie verpflichten mich zu ewiger Dankbarkeit. Niemals werde ich es Ihnen vergessen, wie schnell Sie einem Unglücklichen Ihre Hilfe angebedeihen ließen, Sie gute, großmütige Menschenfreundin.“

Gertrud hatte in der Aufwallung ihrer Empfindungen die Hand der Senatorsgattin ergriffen und wollte sie schnell

an ihre Lippen führen, aber Edith wußte diesen Ausdruck der Dankbarkeit zu verhindern.

„Sprechen Sie nicht davon, daß Sie mir Dank schulden. Ich erfülle nur eine Pflicht — hören Sie — nur eine Pflicht. Denken Sie doch, wie schrecklich es wäre, einen Unschuldigen zu Grunde gehen zu lassen. Nein — nein, es muß alles geschehen, was in Menschenmacht liegt, den Justizmord zu verhindern. Ich will es — ich werde es. Er wird nicht sterben, Ihr Freund, ich werde es verhindern.“

Und kaum hatte Frau Edith Jefferson diese Worte gesprochen, als sie mit einem leisen Schmerzenslaut auf das Ruhebett zusammenbrach. Ihre Augen waren geschlossen, und Marmorblässe bedeckte ihr Antlitz.

Maud warf sich aufschreiend über ihre Mutter und bedeckte ihre Wangen mit Küssen. Gertrud aber eilte zum Tisch, nahm eine Flasche Floridawasser von demselben und benezte mit dem wohlriechenden Inhalt der Flasche das Gesicht der Bewußtlosen.

Es währte auch nicht lange, und die Gattin des Senators hatte den Schwächeanfall überwunden.

„Du bist krank, Mama,“ rief Maud weinend, „laß mich zum Arzt schicken.“

Aber Frau Edith schüttelte den Kopf: „Ich habe jetzt keine Zeit, an mich zu denken. Es gibt Menschen, welche viel, viel kränker sind als ich, und deren Arzt ich sein muß, um sie zu retten. Geh, meine Tochter, und gib Auftrag, meinen Wagen bereit zu halten. Ich fahre nach den Combs.“

4.

In den Combs herrschte immer eine gehobene, hoffnungsvolle Stimmung, so oft der „Engel“ das Innere des düsteren Gefängnisses betreten hatte. Die Aufseher flüsterten es den Gefangenen zu, daß „er“ da sei, und die

Elenden und Freiheitslosen drückten ihre bleichen eingefallenen Gesichter an die Gitterstäbe ihrer Kerker, um einen Blick der barmherzigen Frau aufzufangen und ihre Aufmerksamkeit, wenn es irgend anging, auf sich zu lenken.

Doch heute schritt Frau Edith Jefferson nicht, wie sie sonst pflegte, von Zelle zu Zelle und sammelte nicht die Klagen und Bitten, die Seufzer und Thränen ein, heute wandte sie sich sogleich an den Wärter mit dem Ersuchen, sie zu dem in Untersuchungshaft befindlichen angeblichen Mörder Franz Schneider zu führen und eine Unterhaltung mit dem Gefangenen zu gestatten.

Der Beamte war der Frau des einflußreichen Senators gegenüber ganz und gar Bereitwilligkeit und Eifer, er wußte, daß Frau Jefferson ein für allemal das Recht besaß, alle Räumlichkeiten der Tombs zu besichtigen, und daß jeder ihrer Wünsche, soweit dieselben mit dem Gesetz und den Gefängnisvorschriften in Einklang stünden, Berücksichtigung finden mußte.

„Darf ich Sie bitten, Missis Jefferson, mir zu folgen,“ sagte er, „es freut mich, daß Sie sich für den jungen Mann interessieren. Der Unglückliche ist völlig zusammengebrochen, und meine Leute müssen die Augen offen halten, um ihn von einer Verzweiflungsthat zurückzuhalten.“

„Führen Sie mich schnell zu ihm,“ bat Frau Edith. „Befindet er sich allein in seiner Zelle?“

„Ja, er hat mich inständigst, ihm diese Wohlthat zu gewähren und ihn wenigstens, wie er sich ausdrückte, vor der Gesellschaft von Verbrechern zu bewahren. Obwohl nun die Tombs, wie immer, überfüllt sind; so daß in mancher Zelle vier oder fünf Gefangene sich befinden müssen, so mochte ich doch dem Manne diese Bitte nicht abschlagen. Ich denke mir, er ist ja kein gemeiner Mörder, sondern hat die That vielleicht mehr im Zorn begangen, nachdem der geizige Alte ihn aufs äußerste gereizt hatte.“

„Demnach glauben Sie nicht, daß man auf die Anklage des Mordes im ersten Grade gegen ihn ein „Schuldig“ aussprechen könnte?“

Der Mann zuckte die Achseln. „Das ist nicht abzusehen,“ meinte er, „aber schade wäre es, wenn er den elektrischen Stuhl besteigen müßte.“

Edith zuckte zusammen, aber sie erwiderte nichts und folgte dem Beamten, der sie in die unter der Erde gelegene Abteilung des Gefängnisses führte. Vor einer der Zellen machte er Halt, und auf seinen Ruf wankte eine vergrämte gebeugte Gestalt an die Stäbe.

„Diese Dame wünscht Sie zu sehen,“ sprach der Wärter. „Sie dürfen das als eine Auszeichnung und ein Glück betrachten, denn Missis Jefferson ist ebenso einflußreich und vielvermögend, als sie gütig und wohlthätig ist.“

„Sie dürfen mir vertrauen,“ sagte Edith und schaute Franz mit seltsamen Blicken an, „Sie sind fremd in diesem Lande und besitzen nur wenige Herzen, die mit Ihnen fühlen. Aber ich nehme an Ihrem Geschick ehrlichen Anteil, und ich hoffe manches für Sie thun zu können. — Lassen Sie sich, bitte, nicht in der Erfüllung Ihrer anderen Pflichten stören. Sie wissen ja, Sie dürfen mich mit dem Gefangenen allein lassen.“

Diese letzten Worte, welche an den Wärter gerichtet waren, fanden das vollste Verständnis. Der Beamte zog sich mit einer Verbeugung zurück.

„Und nun erzählen Sie mir Ihre ganze Lebensgeschichte,“ bat Frau Edith den Gefangenen, sobald sie mit ihm allein war, „dieser — Mann, den Sie gemordet haben sollen, war — Ihr Vater?“

Zögernd, stockend kamen diese Worte von den Lippen der stolzen, bleichen Frau, und ihre Hände umfaßten die Gitterstäbe, welche sie von dem Gefangenen trennten.

„Ja, er war mein Vater,“ erwiderte Franz, „aber er

hat niemals die heiligen Verpflichtungen erfüllt, welche er mit meiner Geburt übernommen. Eines gewissenlosen Weibes wegen verließ er meine arme Mutter, verzichtete er auf das schöne Recht, sein Kind zu erziehen. Er ist gestorben, wie er gelebt hat — auf unnatürliche Weise.“

Die Gattin des Senators war während dieser Worte Schneiders so blaß geworden wie der Kalk, der die Wände der Gefängniszelle bedeckte.

„Um eine — Frau also,“ stieß sie hervor, „hat Ihr Vater Sie und die Mutter preisgegeben. Wer war sie und — wie hat sie geendet?“

Franz suchte die Achseln. „Darüber kann ich Ihnen herzlich wenig sagen, gnädige Frau,“ antwortete er, „meine Mutter war selbst, als ich bereits erwachsen war und wohl ein Urteil darüber hätte haben können, zu zartfühlend, mir über diese Frau, deren Verführungskünste und Gewissenlosigkeit unser Unglück herbeigeführt haben, mehr zu sagen, als ich unbedingt wissen mußte. Diese Begleiterin meines Vaters war eine Sängerin, sie soll schön und begabt gewesen sein, doch ihr Leichtfinn stürzte sie und uns ins Verderben.“

Die bleiche Frau neigte nachdenklich das Haupt. „Was ist — aus ihr geworden?“ fragte sie; „wurde sie glücklich oder schlug auch ihre Stunde?“

„Ich weiß es nicht. Sie hat sich bald genug von meinem Vater getrennt, wahrscheinlich, weil er sich zu schlecht mit Geld versorgt hatte, ehe er Dresden verließ. Solche Frauen lieben ja nur solange, als ihre Neigung auf goldenen Stützen stehen kann. Was aus ihr geworden? Schwerlich das, was sie verdient hat! Denn ich habe jetzt einsehen gelernt, daß das Schicksal die Schlußfolgerung des Lebens mit launenhafter Willkür gestaltet. Wer kann wissen, ob jenes Weib nicht an der vollbesetzten Tafel des Glücks schwelgt, während ich, eines ihrer Opfer —“

Franz brach kurz ab und biß sich auf die Lippe. Er wollte nicht zu verbittert erscheinen.

„Vielleicht irren Sie auch,“ erwiderte Edith Jefferson langsam, „vielleicht ist jene Frau elend und unglücklich geworden — wie sie es verdiente. Selbst wenn sie, wie Sie meinten, an des Lebens reich besetzter Tafel schwelgt, kann sie doch innerlich elend sein und die Erinnerung an diese niedrige That, welche sie begangen, mag wie eine langsam verzehrende Flamme in ihrem Herzen brennen. — Freilich, wenn alle Verwünschungen Ihrer Mutter diese Frau getroffen hätten —“

„Sie irren, gnädige Frau,“ unterbrach sie Franz, „meine Mutter hat niemals dieser Frau geflucht, obwohl sie wahrlich Grund dazu gehabt hätte. Sie hat sie nur bedauert, weil sie, ein Weib von Bildung und Erziehung, so tief fallen konnte, und hat sich geschämt, daß eine solche Person ihr vorgezogen wurde.“

Der „Engel der Combs“ wandte das Antlitz ab und bedeckte für einen Augenblick die Stirne mit der Hand. Es trat eine minutenlange Pause in der Unterhaltung ein.

Dann sagte Frau Edith: „Hoffen Sie, die Richter von Ihrer Unschuld überzeugen zu können?“

„Ich hoffe nichts mehr. Diese Fähigkeit ist mir in den letzten Tagen abhanden gekommen. Die Umstände sind gegen mich und die Beweise werden mich erdrücken. Man wird mich zum Tode verurteilen, und ich werde in der Blüte meiner Jahre hingerichtet werden. Nur eines hoffe ich noch, und wenn ich mit diesem Gedanken sterben könnte, würde ich um vieles gefaßter den Tod erleiden: ich möchte davon überzeugt sein, daß meine arme geliebte Mutter niemals erfahren wird, wie ihr Sohn, der Liebling ihres Herzens, geendet hat!“

Des jungen Mannes Augen schwammen in Thränen, als er diesmal den Namen „Mutter“ aussprach.

Auch Ediths hatte sich eine tiefe Rührung bemächtigt, sie versuchte vergeblich ihre Ergriffenheit niederzukämpfen. „Und hegen Sie nicht die Hoffnung, daß der wahre Mörder noch ergriffen wird?“

„Nein, gnädige Frau! Wäre Taylor von einem Schurken erstochen worden, der mit der Absicht, ihn zu berauben, das Verbrechen ausgeführt und auch einige Beute davongetragen hätte, dann würde ich es für möglich halten, daß man den Mörder bei der Bewertung des gestohlenen Gutes dingfest macht. Dies aber ist nicht der Fall. Taylor ist meiner Ansicht nach von einem Menschen ermordet worden, von welchem er es vielleicht am wenigsten erwartete, dem er vertrauend die Thür geöffnet hatte.“

Nach einigem Schweigen fragte die vornehme Frau: „Und vermuten Sie nicht — wer diese Person gewesen sein könnte, hat Ihr Anwalt keine Spur gefunden — nichts ermittelt?“

„Nichts, obwohl mein Freund Edmund Schlieben auch noch einen geschickten Detektiv engagiert hat. Aber nicht der geringste Hinweis, wer der rätselhafte Mörder sein könnte, ist zu entdecken, und so bleibt mir keine andere Aussicht als — schimpflich zu Grunde zu gehen!“

„Das werden Sie nicht, Franz Schneider — das werden Sie nicht! Verzweifeln Sie nicht, der Mörder, der wahre Mörder, er wird entdeckt werden. Schlafen Sie ruhig, harren Sie aus — nur wenige Wochen noch — nur ein paar armselige Wochen — ach, dies ist ja eine so kurze, kurze Zeit — Sie werden leiden, ich weiß es, diese wenigen Wochen werden Ihnen so viel Jahre dünken, doch denken Sie daran, daß der Mörder, für den Sie im Gefängnis schmachten müssen, vielleicht viel elender und unglücklicher ist als Sie, obwohl er sich der goldenen Freiheit erfreut. Doch daß Sie nicht für ihn werden büßen müssen, daß Sie frei werden sollen, in die Arme Ihrer Mutter

werden zurückkehren können — daran brauchen Sie nicht einen Augenblick zu zweifeln. Der wahre Mörder wird vor Gericht da sein — wenn es Zeit ist. Gönnen Sie mir nur ein paar armselige Wochen — ihn zu finden! Und nun leben Sie wohl — leben Sie in der Hoffnung, daß es einen Gott giebt, der den Unschuldigen nicht zu Grunde gehen läßt, der den Schuldigen mit unwiderstehlicher Gewalt der Vergeltung entgentreibt.“

Mit diesen Worten eilte die Dame davon und stieg mit schwankenden Schritten die Treppe hinauf.

In sprachlosem Erstaunen blickte ihr der Gefangene durch die Gitterthür seiner Zelle nach. Das Wesen, die Worte des „Engels der Combs“ hatten ihn sonderbar berührt.

5.

Sechs Wochen waren seit Franz Schneiders Verhaftung vergangen, und die amerikanische Gesetzesmaschine hatte schnell genug gearbeitet. Der Prozeß gegen den Mörder des alten Taylor war für den nächsten Montag festgesetzt, an diesem Tage traten die Geschworenen zum letztenmal vor den Gerichtsferien zusammen. Franz hatte während dieser Zeit ein materiell ziemlich erträgliches Leben geführt. Durch den Einfluß der Gattin des Senators war ihm manche Erleichterung seiner Haft zu teil geworden. Er durfte sich während eines großen Teils des Tages frei im Korridor des Gefängnisses, an welchem seine Zelle lag, bewegen, er erhielt aus einem benachbarten Hotel vortreffliche Mahlzeiten, und Bücher und Zeitungen standen ihm jederzeit zur Verfügung. Auch Besuche empfing er. Edmund und Gertrud Schlieben widmeten jede Minute ihrer freien Zeit dem Gefangenen und gaben sich alle Mühe, ihm die trüben Gedanken über die Zukunft und das Schicksal der Mutter zu verschuchen.

Denn trübe Ahnungen beschlichen Franz. Er durfte

sich nicht verhehlen, daß seine Lage sich noch um nichts gebessert habe. Selbst seine Beschützerin, Frau Edith Jefferson, schien alle Hoffnung auf Entdeckung des Thäters aufgegeben zu haben. Seit der ersten Unterredung mit dem Gefangenen hatte sie sich nicht mehr in den Tombs sehen lassen, wohl aber ihren Einfluß geltend gemacht, Franz alle jene erwähnten Freiheiten zu verschaffen. Sie selbst hatte er nicht mehr wiedergesehen.

Um so eifriger hatte ihn der Advokat aufgesucht, welchen die Gattin des Senators für ihn engagiert hatte. Doktor Baker war eine erste Autorität in Kriminalprozessen und hatte eine lange, an Erfahrungen reiche Praxis hinter sich. Für eine seiner berühmten Verteidigungsreden pflegte er ein Vermögen zu erhalten, und nur reiche Leute konnten sich daher seine bewährte Kraft sichern. Die Gattin des Senators schien eine große Summe geopfert zu haben, um Baker für den des Mordes Angeklagten zu interessieren, denn der Advokat machte ganz außergewöhnliche Anstrengungen, um wenigstens einen Aufschub des Prozesses zu bewirken und so das Leben seines Klienten zu verlängern, aber es gelang ihm nicht. Der Generalanwalt bestand darauf, daß der Fall Schneider zu Ende geführt werde, und so ward der verhängnisvolle Tag festgesetzt.

Am meisten litt wohl Gertrud Schlieben unter der unheilvollen Wendung der Angelegenheit. Das hübsche Mädchen war kaum noch zu erkennen, so hatten Gram und Aufregung sie verändert. In Thränen aufgelöst, das Haupt mit dem lieben Gesicht in die Hand gestützt, saß sie an dem Morgen, an welchem die Verhandlung gegen Franz stattfand, in ihrer bescheidenen Wohnung.

Unruhvoll schaute sie auf das Zifferblatt der Uhr. Sie seufzte — es war gegen elf Uhr, jetzt mußte die Verhandlung schon im Gange sein. Sie hatte Edmund in den Gerichtssaal begleiten wollen, aber der Bruder hatte sie

inständigst gebeten, davon Abstand zu nehmen, sie würde das ergreifende Schauspiel nicht ertragen können, und auch für den Angeklagten würde ihre Gegenwart drückend und beirrend sein. So war sie denn allein, und niemals vorher war ihr die Einsamkeit so öde und grauenhaft gewesen. Sie hatte versucht, ihren Gedanken ein anderes Ziel zu geben, sie auf Dinge des gewöhnlichen Lebens zu richten, sie hatte sich Mühe gegeben, ihre alltäglichen Pflichten zu verrichten, aber es gelang ihr nicht. Das Bild des unglücklichen, schwergeprüften Freundes stand vor ihr, und es war ihr, als hörte sie fortwährend seinen herzerreißenden Ruf: „Mordet mich nicht — ich bin unschuldig!“

Würden sie es wirklich wagen, ihn schuldig zu sprechen, jene fürchterliche Strafe über ihn zu verhängen, welche ihn für immer seinen Lieben entreißen mußte? Sollte es denn wahrhaftig möglich sein, daß ihn dieser entsetzliche Irrtum das Leben kosten könne? Es überlief Gertrud kalt. Und keine Rettung, keine? — Gertrud konnte sich nicht enthalten, mit einem Gefühl der Bitterkeit an die einflußreiche vornehme Dame zu denken, welche ihr die Rettung des armen Franz so bestimmt in Aussicht gestellt und im Grunde genommen so wenig erreicht hatte. Geld hatte sie allerdings für den Gefangenen aufgeboden, Geld und nur Geld! Sie selbst aber hatte sich herzlich wenig um ihn gekümmert. Frau Edith hatte auch offenbar keine Zeit dazu gehabt. Niemals vorher hatte sie so gesellig, so ganz ihre Zeit der Familie und ihren Freunden widmend gelebt. Gertrud hatte von Maud erfahren, daß die Mutter ihr ganz verändert erscheine. Früher zurückgezogen lebend, nur im Zusammensein mit dem Gatten und ihrer lieblichen Tochter glücklich, hatte Frau Edith Jefferson seit einigen Wochen ganz andere, und wie Maud meinte, sehr glücklich gewechselte Anschauungen von den Freuden des Lebens angenommen.

Die Familie des Senators hatte vor einigen Tagen

ihren Sommerstz am Strande bezogen, ein Schloß, wie es kaum ein herrlicheres in der Umgebung von New York gab. Der Senator hatte auf Wunsch seiner Gattin auf seine alljährliche Europareise verzichtet und war bei seiner Familie geblieben. Edith aber lud alle ihre Freundinnen und jeden, den sie lieb hatte, auf ein oder mehrere Tage zu sich auf die Villa ein, und so wurde des Senators Haus von Besuchen gar nicht leer. Und jeder ging mit dem Bewußtsein hinweg, die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit Frau Ediths diesmal in so hohem Maße, so überraschend innig und erquickend empfangen zu haben, wie niemals vorher. Die immer noch reizende Frau hatte sich jeder ihrer Freundinnen mit einer Hingebung gewidmet, als wolle sie jeder die mit ihr verlebten Stunden unvergeßlich machen.

Für diese Absicht sprach auch der Umstand, daß die Gattin des Senators jeden ihrer Besucher mit einem wertvollen Andenken zum Abschied überraschte. Sie plünderte förmlich ihren Schmuckkasten und gab bis auf die Familienkostbarkeiten, welche sie längst für Maud bestimmt hatte, alles fort.

Der Senator sprach endlich lächelnd seine Verwunderung darüber aus und fragte, ob denn seine Gattin sich gar nicht mehr selbst schmücken wollte, da lächelte die blasse Frau, schmiegte sich zärtlich an ihn und sagte mit leise bewegter Stimme: „Ich habe wohl aufbewahrt, womit ich geschmückt sein werde, wenn — wenn ich am Ziele bin und — das große Fest feiere.“

„Das große Fest? Ah, du meinst Mauds Verlobung — ja gewiß, das wird ein schönes Fest werden, und du sollst deinen besten Schmuck anlegen.“

Edith lächelte — es war ein wehmütiges und doch glückliches Lächeln.

Denn die Gattin des Senators fühlte sich glücklich in dem Gedanken, daß vor einigen Tagen Maud und der

junge Daly, ein reicher, unabhängiger und tüchtiger Mann, sich heimlich verlobt hatten. Mauds Mutter hatte bis vor kurzem dieser Verlobung ihrer Tochter noch widerstrebt, aus dem einzigen Grunde, weil Maud ihr noch zu jung erschienen war, um den bedeutsamen Schritt, einem Manne ihr Wort für das Leben zu verpfänden, thun zu können. Aber auch in dieser Hinsicht hatte Edith, wie es schien, ihre Meinung vollkommen gewechselt, war sie es doch gewesen, welche den jungen Mann selbst auf ihren reizenden Sommeritz eingeladen und sein Liebeswerben um Maud sichtlich begünstigt hatte.

Und als Maud und Daly eines Abends im Garten unter dem Weinspalier, dessen Trauben in der zarten Blüte standen, um ihren Segen baten, da schloß sie ihre Kinder in die Arme und heiße Thränen flossen über ihre Wangen herab, als sie ausrief: „Werdet glücklich und vergeßt mich niemals — nie — nie!“

Aber als sie an demselben Abend mit ihrem Gatten allein war, fragte sie plötzlich ohne alle Veranlassung: „Nicht wahr, du hältst Daly auch für einen Mann von festem Charakter und unerschütterlicher Konsequenz?“

„Ohne Zweifel — er ist ein Mann, auf den man unbedingt vertrauen kann.“

„Und er würde sicherlich niemals von Maud ablassen?“

„Welche Frage! Er liebt doch unser Kind von ganzem Herzen.“

„Ich weiß es. Aber selbst wenn irgend etwas geschähe, was Daly diese Verbindung nicht mehr so wünschenswert erscheinen ließe, wenn unsere Familie nicht mehr dieselbe Reputation besäße — nein, nein, fahre nicht auf, mein Freund — ich weiß, daß das ein ganz unmöglicher Fall ist — ich wählte ihn nur als Beispiel.“

Der Senator schüttelte unwillig den Kopf. „Solche Beispiele sind gar nicht zu diskutieren,“ erwiderte er, „im

übrigen — Daly ist der Mann meines Herzens und meines Vertrauens.“ — — —

Gertrud hatte durch Maud, mit welcher sie in Korrespondenz geblieben war, alle diese wichtigen Ereignisse erfahren und Kenntniß von dem heiteren, sonnigen Dasein, welches die Familie des Senators führte; sie vermochte, trotzdem sie alle Vernunftgründe selbst gegen ihre Anschauung ins Feld führte, nicht die Empfindung los zu werden, daß Frau Edith Jefferson ihrem Versprechen in Bezug auf den armen Franz Schneider treulos geworden sei und nun die Sache gehen ließe, wie sie eben ging.

„O, die reichen Leute,“ seufzte Gertrud, „sie vergessen im Genuß die Leiden ihrer Mitmenschen und selbst die Edelsten, die Besten glauben die Pflichten der Barmherzigkeit erfüllt zu haben, wenn sie eine bestimmte Summe Geldes opfern. Und ich habe so fest auf die Hilfe dieser Frau gerechnet — sie schien ihrer Sache so gewiß zu sein. Armer, lieber, guter Franz — nur Gott kann dir noch helfen in deiner Not!“

Träge und langsam krochen die Stunden dahin. Gertruds Unruhe wuchs von Minute zu Minute. Sie wußte zwar, daß ein Urteilspruch noch nicht erfolgt sein könne, daß die Verhandlungen sich bis zum späten Abend hinziehen, und die Beratung der Geschworenen vielleicht die ganze Nacht andauern würden, aber Edmund hatte ihr versprochen, von Zeit zu Zeit Nachricht zu schicken, welche Wendung der Prozeß genommen, und daß diese ausblieb, steigerte Gertruds Angst um beträchtliches.

Sie war nicht im stande, eine Speise zu berühren, und nirgendß fand sie Ruhe. Der Abend kam heran, die Sonne sank, und ihre Schatten erfüllten die Straße. Das junge Mädchen trat vom Fenster, durch welches sie stundenlang hinausgeschaut, als könne sie dadurch Edmunds Botschaft beschleunigen, zurück.

Verzweifelt sank sie auf einen Sessel nieder und schlug die Hände vor das Gesicht.

Da erklang plötzlich die Glocke, schrill und ungestüm. Und ehe Gertrud die Thür noch erreichen konnte, um zu öffnen, wiederholte sich dieses Erregung und Hast verratende Klingeln mehreremal.

„Nachricht! O, mein Gott, du guter, milder Gott — laß sie eine freudige Nachricht sein!“

Mit diesem Gedanken öffnete Gertrud die Thür. Betroffen prallte sie jedoch zurück, denn statt des sehnlichst erwarteten Boten stand — eine elegant gekleidete Dame vor ihr.

„Miß Schlieben, sind Sie allein?“ fragte eine in Unruhe erbebende Stimme.

„Sie? — Missis Jefferson — Sie — o Gott, was führt Sie heute hierher?“

Die Gattin des Senators trat hastig ein, und ohne Gertruds Erlaubniß abzuwarten, schritt sie in das nächste Zimmer. Ihr Gang war unsicher und schwankend wie der einer Trunkenen, und Gertrud fuhr aufs tiefste erschrocken zusammen, als sie einen Blick in das Gesicht der Frau that. Es sah aus, als habe eine innere Krankheit diese sonst so gleichmäßig schönen Züge verwüstet. Graue Ringe umlagerten die Augen, deren flackernder Glanz ein unnatürlicher war und dem Widerschein des Fiebers glich. Tiefe Falten waren in die hohe Stirn eingegraben und zeichneten ihre Spuren um Augen und Mund. Gertrud wollte es sogar scheinen, als sei das volle Haar Ediths viel grauer geworden, seit sie die Gattin des Senators zum letztenmal gesehen. Alles in allem — das war keine lebensfrohe, keine glückliche Frau, nicht die zufriedene Mutter einer geliebten und liebenden Braut, nicht die Gattin eines Mannes, auf dessen Besitz sie mit Recht stolz sein konnte — das war ein von inneren Qualen verzehrtes, gehehtes, von

Fieber geschütteltes Weib, welches nur mit äußerster Anstrengung ihre Selbstbeherrschung bewahrte.

„Sie sind krank, Missis Jefferson,“ stieß Gertrud hervor, nachdem Mauds Mutter mit einem gebrochenen Laut auf einen Stuhl gefallen war, was kann ich für Sie thun?“

Edith wehrte mit einer energischen Bewegung ab. „Nein, nein, ich bin ganz wohl,“ stieß sie hervor, „nur die Erregung — die Hast, in welcher ich hierherfuhr. Ich bringe eine — eine — Freudekunde!“

„In Bezug auf Franz Schneider? O, säumen Sie nicht, zögern Sie nicht. Während wir hier diese Worte wechseln, wird vielleicht sein Schicksal entschieden. Sind Beweise seiner Unschuld entdeckt — wird er endlich von der furchtbaren Anklage gereinigt dastehen? Sprechen Sie — beenden Sie meine qualvolle Ungewißheit, ich flehe Sie an!“

Edith Jefferson hatte sich langsam erhoben. Ihre Lippen zuckten, ihre Augen starrten ins Leere. Sie zog aus der Tasche ihres dunklen Sommerkleides ein in Briefform gefaltetes, mit einem Siegel versehenes Papier. Wie von einem elektrischen Strom durchflossen zitterte die Hand, welche dieses Dokument hielt.

„Da — da nehmen Sie es,“ kam es stöhnend von ihren Lippen, als verursache ihr jedes Wort, welches sie sprach, unendliche Schmerzen, „so — nehmen Sie es doch, damit — es nicht — abhanden kommt — nicht in dieser Minute noch — von — irgend jemand vernichtet wird — dieses Papier. Bringen Sie es so schnell als möglich zum Gericht — übergeben Sie es Doktor Baker, dem Verteidiger — es enthält alles — jeden Aufschluß — Franz Schneider ist unschuldig und ich — ich — ich habe in diesem Dokument den wahren Mörder genannt. — Nun — so nehmen Sie doch, greifen Sie doch zu — und geben Sie es niemand — hören Sie, niemand zurück — wer Sie auch darum bittet — selbst mir nicht — mir am wenigsten!“

Seltfame Angst erfaßte Gertrud. Sie verstand nur halb, was die namenlos erregte Frau zu ihr sprach, doch das eine war ihr klar, daß sie sich unter allen Umständen jenes für Franz so kostbaren Papiereß bemächtigen mußte. Sie that es und barg das Dokument in ihrer Tasche.

„Wird man aber auch jenen Zeilen, jenen schriftlichen Angaben Glauben schenken?“ fragte sie die Gattin des Senators.

Diese hatte sich zur Schwelle des Gemaches zurückgezogen. In völliger Erschöpfung lehnte sie am Thürpfosten, krampfhaftes Erbeben schüttelte die stolze Gestalt.

Gedankenlos nickte sie. „Man wird — diesen Zeilen glauben — o man wird glauben, aber eilen Sie, Mädchen, eilen Sie — bedenken Sie, es gilt den Mann zu retten, welchen — Sie lieben! Nicht wahr — Sie lieben diesen jungen Mann?“

„Ja — ich liebe ihn!“ antwortete Gertrud schlicht und einfach.

„Und er liebt Sie gewiß auch. Ihr werdet glücklich werden. — Maud, meine Maud, mein Kind wird es auch sein — liebt treu, liebt für immer — wenn Sie Maud sehen, sagen Sie ihr, daß ich segnend meine Hände über ihr halte, segnend und schützend, auch wenn — o, mein Kind — mein Kind — mein geliebtes Kind!“

„Missis Jefferson — ich lasse Sie nicht fort — Sie sind sehr krank — hören Sie doch, ich beschwöre Sie —“

Gertruds Rufe verhallten ungehört, sie erreichten ihr Ziel nicht mehr. Mauds Mutter war bereits die Treppe hinabgeeilt.

Gertrud war allein — allein mit ihrer fürchterlichen Ahnung. Doch es blieb ihr keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen. Es war keine Minute zu verlieren, das Dokument mußte in die Hände des Verteidigers des Ge-

liebten gelegt werden! Sie kleidete sich in fieberhafter Eile an. —

Eine halbe Stunde später betrat sie den Gerichtssaal. Der Distriktsattorney hatte soeben seine Rede beendet und den Geschworenen auseinandergesetzt, daß die Schuld des Angeklagten klar erwiesen sei. Der nüchterne Menschenverstand müsse zugeben, daß zwischen dem gewaltsamen Tod Taylors und dem plötzlichen Auftauchen seines Sohnes und einzigen vollberechtigten Erben in Amerika ein Zusammenhang bestehe. Als Motiv des Mordes sehe er, der öffentliche Ankläger, das Bestreben des Angeklagten an, sich so schnell als möglich in den Besitz des väterlichen Vermögens zu setzen. Selbst aber wenn die Jury diese gewinnsüchtige Absicht nicht als Grund des Verbrechens ansehen wolle, so müsse doch zugestanden werden, daß der Angeklagte die blutige That im Streit mit dem Vater begangen habe. Das Verbrechen stelle sich als ein um so strafwürdigeres dar, als es von dem Sohn an seinem Vater begangen sei. In jedem Falle liege Mord im ersten Grade vor, und die Jury erfülle nur ihre Pflicht, wenn sie einen Menschen, der den amerikanischen Boden nur betreten, um Blut zu vergießen, die ganze Schwere des Gesetzes fühlen lasse.

Tiefe Stille herrschte in dem dicht gefüllten Gerichtssaal. Die Rede des jungen Distriktsattorney, der mit feuriger Beredsamkeit gesprochen, hatte augenscheinlich ihre Wirkung weder auf die Geschworenen noch auf das Publikum verfehlt, man las es den Anwesenden von den Gesichtern ab, daß der Stab über Franz Schneiders Haupt gebrochen war. Nur ein einziger im Saal schaute nach wie vor freundlich lächelnd zu dem Angeklagten hinüber und schien ihm durch Kopfnicken und vergnügliches Schmunzeln allerlei ermunternde Zeichen zu geben — Kaspar Drill, der Tramp, einer der wenigen, welche von des Angeklagten Unschuld überzeugt waren.

Nun machte sich Doktor Baker, der Verteidiger, bereit, die Angriffe des öffentlichen Anklägers zurückzuschlagen. Der stattliche weißhaarige Herr erhob sich, rückte das Vincenez auf dem Sattel der feingefchnittenen Nase zurecht und wollte seine Rede soeben beginnen, als eine junge Dame an die Schranken herantrat und ihm ein versiegeltes Papier überreichte. Der Advokat warf einen höchst erstaunten Blick auf den Brief wie auf die Ueberbringerin, diese aber gab ihm im Flüsterton eine Erklärung und zog sich dann an die Seite eines jungen Mannes zurück, der in der Nähe des Angeklagten im Publikum seinen Platz hatte. Die Blicke des jungen Deutschen, über dessen Wohl und Wehe soeben verhandelt wurde, folgten der lieblichen Gestalt, und ein flüchtiges Rot huschte für einige Augenblicke über seine vergrämten Wangen.

Eine noch viel auffallendere Veränderung ging jedoch mit dem Verteidiger vor. Der alte Herr hatte hastig das Siegel, welches das ihm überbrachte Papier verschlossen, gelöst, den Brief entfaltet und den Inhalt desselben überflogen. Dabei nahmen seine Züge mehr und mehr den Ausdruck der Bestürzung an, und endlich lehnte sich der sonst so kühl und ruhig erscheinende Mann in seinen Sessel zurück, und das Papier entsank seinen zitternden Händen.

Nach einigen Minuten erst hatte er sich einigermassen gefaßt. Langsam erhob er sich, überschaute den Gerichtssaal mit unruhigen Blicken und sagte dann mit hohlklingender Stimme, sich an den Präsidenten des Gerichtshofes wendend: „Euer Ehren! Ich habe soeben den Beweis erhalten, daß eine Verurteilung des Angeklagten einem Justizmord gleichen würde. In letzter Stunde hat der wahre Thäter, der an dem Tode Taylors die alleinige Schuld trägt, ein volles und umfassendes Geständnis abgelegt. Da giebt es keinen Zweifel, da giebt es für mich auch kein Zögern, der Wahrheit in ihrem vollen Umfange

Geltung zu verschaffen. Dieser brave junge Mann ist vor all diesen Zeugen, vor der Welt als Mörder gebrandmarkt worden — möge denn auch die Welt erfahren, daß nicht er jenes Mannes Tod verschuldet, sondern daß Taylor, am Ende eines verbrecherischen und makelvollen Lebens angelangt, getötet wurde durch die Hand einer Frau, für welche er zur Geißel ihres Lebens geworden war, einer Frau, die durch ein Dasein voll von edlen Thaten und leuchtenden Tugenden die Schwachheit und die Sünde einer dunklen Stunde abzubüßen bestrebt war, und welche doch schließlich durch die Fessel in den Abgrund gerissen wurde, welche sie selbst in jener unheilvollen Stunde sich um den Fuß gewunden. — Sie sahen mich soeben bereit, Euer Ehren, Gentlemen der Jury, meine Verteidigungsrede für den Angeklagten zu beginnen. Aber alles, was ich sagen wollte, ist hinfällig und überflüssig geworden durch das Selbstbekenntnis der Schuldigen, deren herzbewegende Beichte ich, wenn Sie es gestatten, Ihnen zu Gehör bringe.“

Der Präsident neigte zustimmend das Haupt, die Geschworenen schauten erwartungsvoll auf den greisen Anwalt, und der Angeklagte hatte die Hände wie zum Dankgebet gefaltet und blickte sinnend vor sich nieder.

Der Verteidiger aber las mit anfangs ein wenig unsicherer, dann aber klarer und fester werdender Stimme die Selbstanklage einer Unglücklichen. — — —

„Es ist Zeit! Morgen werden sie das „Schuldig“ über den aussprechen, der um meiner Schuld willen büßen soll. Und man ist schnell in diesem Lande, der Verurteilung folgt die Strafe auf dem Fuß. Wer weiß, ob man ihn nicht schon sehr bald zum elektrischen Stuhl schleppt, und dann — oder er macht, von der Verzweiflung erfaßt, mit eigener Hand seinem Leben ein Ende!

Was dann? — Dann steigt die Summe meines Verbrechens riesenhoch und — dann, dann erst habe ich gemordet!

Nein, es ist Zeit! Die Frist, die ich mir selbst, meinem Dasein und meinem Glück verschafft — sie ist abgelaufen. Ich darf nicht länger auf Kosten eines anderen glücklich sein. Ach, diese wenigen Wochen, die mir noch vergönnt waren, im Kreise der Meinen Stunde um Stunde zu genießen, sie waren von Seligkeit und Freude erfüllt, aber auch von folternder Angst, von Seelenpein, von tausend Schmerzen, die um so qualvoller mein Herz zerrissen, als jeder entfliehende Augenblick mich dem Ende näher brachte, dem Ende, welches nun da ist.

Es ist Zeit — ich will bekennen!

Nichts will ich beschönigen, nichts bemänteln. Ich stehe vor keinem irdischen Richter, ich stehe vor meinem Gott. Sein Auge, welches das Dunkel durchbringt, sieht in die geheimste Kammer meiner Gedanken.

Es ist Zeit — ich will mich schuldig bekennen! Ich habe Taylor erstochen, ich allein und niemand hat darum gewußt — kaum ich selbst!

Ist es wirklich ein Verbrechen, daß ich einen Teufel aus der Welt geschafft, daß ich ein Ungeziefer zertreten habe, eine Schlange vernichtet? Menschen müssen mich verurteilen — Gott wird mir verzeihen!

Fünfundzwanzig Jahre sind vergangen, seit ich meine Verzweiflung, den nagenden Schmerz, meine Liebe verschmährt zu sehen, durch die unseligste That meines Lebens zu vergessen suchte.

Ich war eine gefeierte Sängerin in Dresden. Obwohl meine Stimme durchaus für die Oper genügend ausgiebig gewesen wäre, wandte ich mich doch dem leichteren Genre der Operette zu. Dort war ich die Erste, an der Großen Oper hätte ich die Lorbeeren mit anderen teilen müssen. Ich erreichte mein Ziel. Ich wurde gefeiert, man überschüttete mich mit Geschenken und Aufmerksamkeiten, und die elegantesten Männer der Residenz lagen mir zu Füßen. Ich leerte den

Becher des Genusses in vollen Zügen. Aber niemals beugte ich einem Manne meinen Stolz. Ich scherzte mit denen, die mir gefielen, ich nahm ihre Blumen und Juwelen. Aber niemals verkaufte ich meine Gunst. Nein, der himmlische Vater weiß es, niemals!

Auch trug ich den besten Schutz gegen jede Versuchung in mir. Ich liebte! Aber diese Liebe war hoffnungslos, denn der Mann, welchem mein Herz entgegenschlug, war mit einem reichen, schönen und liebenswürdigen Mädchen verlobt. Er war unser Kapellmeister, ein begabter Künstler, ein Musiker und Komponist von Gottes Gnaden. Die Flammen verzehrender Leidenschaft schlugen über mir zusammen, diese Liebe beugte meinen Stolz und beraubte mich jeder Ueberlegung. Ich war nicht mehr dieselbe, ich träumte Tag und Nacht nur von jenem Manne und lebte nur, wenn ich mich in seiner Nähe befand. Er aber blieb kühl, höflich und gleichmäßig freundlich mir gegenüber, ja, es wollte mir sogar scheinen, als spräche er in meiner Gegenwart mit wohlüberlegter Absicht von seiner Braut. Ich war dem Wahnsinn nahe. Glaubte ich doch ohne diesen Mann nicht leben zu können, und in drei Tagen sollte seine Hochzeit mit einer anderen stattfinden. Und ich that den letzten verzweifelten Schritt. Wie wenige Frauen werden ihn verstehen! Ich sank schluchzend vor dem Manne meiner heißen Liebe nieder und gestand ihm, was ich für ihn empfand.

Er sprach gütig, brüderlich, tröstend mit mir, doch der Inhalt seiner Erwiderung war — meine Zurückweisung!

Und nun trieb mich die Verzweiflung — zum Selbstmord. Ja, ich beging Selbstmord, obwohl ich nichts unternahm, um meinen Lebensfaden abzuschneiden. Doch ich tötete meine Ehre, mein bisheriges Leben und, ohne es zu wissen, auch meine Zukunft — an demselben Tage, an welchem der Kapellmeister seine Hochzeit feierte.

Unter meinen Verehrern befand sich ein Bauunternehmer Schneider. Der Mann war verheiratet und besaß ein Kind. Man sagte, er sei reich, er warf auch mit dem Gelde um sich, sobald es sich um mich handelte. Oft hatte er mich schon angefleht, mit ihm zu entfliehen, die Seine zu werden in einem fremden Lande, in welchem seine Ehefesseln ihn nicht hinderten, mich zu besitzen, doch stets hatte ich ihn entrüstet zurückgewiesen. Aber als ich von jener Unterredung mit dem von mir geliebten, mich aber verschmähenden Manne zurückkehrte, war Schneider der erste, dem ich in meiner Wohnung begegnete.

„Sind Sie noch bereit, mit mir zu entfliehen?“ fragte ich ihn ohne jede Einleitung.

„Heute noch, wenn Sie es so wollen,“ erwiderte er und erfaßte meine Hände.

„Gut. Erwarten Sie mich nach der Vorstellung — ich gehe mit Ihnen, nur führen Sie mich weit, weit fort von hier.“

Wir flohen, wir wandten uns nach den Vereinigten Staaten. Hinter uns ließen wir eine arme, unglückliche Frau, ein verlassenes Kind und zwei zertrümmerte Existenzen.

In Chicago ließen wir uns nieder. Ich liebte Schneider nicht, aber ich hatte beschlossen, ihm eine treue, nützliche Lebensgefährtin zu sein, und ich traf Anstalten, mein Wort zu halten. Es stellte sich nämlich heraus, daß Schneider nur eine sehr geringe Barschaft mitgenommen hatte, und sehr bald trat die Frage an uns heran, wie wir unseren Lebensunterhalt erwerben könnten. Schneider, der indessen seinen Namen in Taylor umgewandelt hatte, fand schließlich Stellung, ich aber erteilte Gesangsunterricht und erwarb damit mehr, als er an Gehalt erhielt.

Doch meine Einnahmen genügten dem gewinnsüchtigen Manne bald nicht mehr. Ich konnte ja weit mehr ver-

dienen. War ich doch jung und schön und im Besitz einer vortrefflichen Stimme, in jeder Singspielhalle mußte ich Triumphe feiern und hätte viel Geld verdienen können. Taylor drängte mich, diesen Weg zu betreten. Er hatte glänzende Engagementsanträge für mich in der Tasche. Ich aber weigerte mich auf das entschiedenste. Er bat, er befahl, er drohte — ich blieb beharrlich.

Ein Jahr lang kämpften wir miteinander — endlich kam es zum Bruch. Ich hatte seine elenden Eigenschaften und seine Charakterlosigkeit zur Genüge kennen gelernt, ich verachtete diesen Mann und verließ ihn.

Dieser Entschluß schien zu meinem Glück zu sein. Ich wandte mich nach dem Süden und langte mit nur wenigen Dollars in New Orleans an. Aber bald gelang es mir, mich in die ersten Familien der Stadt einzuführen und gegen vortreffliche Bezahlung Unterricht zu erteilen. Ich hatte meinen Mädchennamen wieder angenommen. Nach zwei Jahren lernte ich meinen jetzigen Gatten kennen. Er war vornehm, ritterlich und klug — ein Mann, den man achten und gern haben mußte. Wir prüften uns ein Jahr lang, dann erst vereinigten wir uns fürs Leben. War ich zu tadeln, daß ich Jefferson mein Vorleben, besonders meine Flucht mit Taylor, verschwieg? Ihm diese Episode meiner Vergangenheit gestehen, wäre gleichbedeutend mit dem Verlust des teuren Mannes gewesen. Und ich war so stolz darauf, sein Weib zu sein.

Unsere Ehe wurde eine ungetrübt glückliche. Alle guten Instinkte und Fähigkeiten, welche ich in mir trug, wurden durch das Zusammenleben mit einem hochintelligenten, geistvollen und edlen Mann entwickelt, ich wurde eine andere, ich erfaßte den Kern des Daseins. Die Geburt einer Tochter besiegelte unser Glück. Mein Gatte, welcher sich der politischen Thätigkeit gewidmet hatte, ward, als unsere Braut zwölf Jahre zählte, als Senator nach Washington gesendet,

und wir begleiteten ihn und bewohnten dann ein herrliches Heim in New York.

Als ich die Schwelle desselben überschritt, ahnte ich nicht, daß neben mir, unsichtbar meinem Auge, das Unglück schritt.

Ich widmete mich Werken der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe. Was ich that und was ich in dieser Beziehung opferte, erschien mir alles noch zu wenig im Vergleich mit jener hohen Schuldsomme, welche ich dem Himmel zu zahlen hatte. Mein bescheidenes Wirken, besonders den Elendesten der Elenden, den Verbrechern und Gefallenen gegenüber, fand in der großen Oeffentlichkeit Anerkennung, man gab mir einen ehrenden Beinamen, und von Zeit zu Zeit brachten die Zeitungen mein Bild. Dies sollte mein Verderben werden.

Es war vor drei Jahren an einem schneetrüben Winter- nachmittag. Maud war mit ihrer Erzieherin in die Oper gefahren, mein Gatte hatte sich in sein Arbeitszimmer zurückgezogen, und ich saß in meinem Boudoir und las in einem kürzlich erschienenen Reisewerk.

Da trat unser alter Diener ein und meldete mir, daß ein alter, ärmlich gekleideter Mann mich zu sprechen wünsche. Er habe sich nicht abweisen lassen und dem Diener geantwortet, die Dame kenne ihn schon gut genug — er sei ihr von Chicago her bekannt.

Von Chicago! Ich schrak zusammen. Taylors Bild stand plötzlich vor mir. Kaum hatte ich seiner noch jemals gedacht — ich hatte ihn tot gewähnt, zum mindesten tot für mich und nun — doch es war ja unmöglich, daß er, er selbst es wirklich sein sollte!

Doch er war es. Zwar nicht mehr derselbe Alfred Schneider, den ich gekannt, denn er war alt geworden, grauhaarig, zusammengeschrumpft, und seine Kleidung bewies, daß er nichts mehr auf das Urtheil der Welt gab,

aber er war es doch — ich erkannte ihn sofort wieder, als er die listigen blaugrauen Augen auf mich richtete und mir höhnisch zurief: „Hast also dein Glück gemacht, Frauchen, hast einen reichen Gimpel eingefangen? Nun, ich bin's zufrieden, denn du wirfst mir doch auch ein paar Bissen aus der goldenen Schüssel gönnen?“

Ich starrte ihn stumm und fassungslos an. Er war also gekommen, um Geld zu erpressen, und er hatte mich in der Hand, der Glende, das wußte er gut genug.

„Stopfe mir den Mund mit Bankbillets, Liebchen,“ raunte er mir mit heiserer Stimme zu, „sonst erzähle ich deinem Mann, dem Herrn Senator, einige pikante Geschichten.“

Ich wußte, daß ich von diesem Schurken kein Erbarmen zu hoffen hatte, ich drückte ihm eine namhafte Summe in die Hand, und er verschwand. Verschwand, um wieder zu kommen, immer wieder und immer wieder, bald mit seiner eigenen verhassten Persönlichkeit mir Todesangst einzuflößen, bald mir durch Briefe, durch schimpfliche Drohungen die Ruhe meiner Nächte zu rauben.

Ich mußte zahlen — zahlen und immer wieder zahlen. Der Vampir kniete auf meiner Brust und saugte mein Herzblut.

Und doch besaß ich nicht den Mut, meinem Mann ein offenes Geständnis abzulegen. Die Scham drohte mich zu töten bei diesem Gedanken. Lieber opferte ich alles, was mir an Geld und Juwelen entbehrlich war, und was ich durch die Güte meines Gatten erlangen konnte. Vier Jahre führte ich ein Doppelleben voll Dual und Entsetzen. Ich mußte Ruhe heucheln, mußte lächeln, fröhlich und glücklich scheinen, und doch wurde ich in jeder Minute von dem Gedanken gefoltert: Wo bekomme ich das nächste Geld her, den Dämon niederzuhalten, den unersättlichen Mahner zu befriedigen?

Und er war niemals zufrieden mit meinen Opfern.

Seine Forderungen hörten niemals auf, ich mußte zu Vorwänden, zu Unwahrheiten meine Zuflucht nehmen, um von meinem Gatten die bedeutenden Summen zu erhalten, welche seine Geldgier mir abpreßte und verschlang.

Da empfing ich eines Morgens einen Brief von ihm. In befehlendem Ton gab er mir zu verstehen, daß er mich in seiner Behausung auf Long Island zu sprechen wünsche. Ich durfte diesem Befehl nicht trotzen. Ich ließ mich in meiner Segeljacht hinüberfahren.

„Was willst du von mir?“ fragte ich rauh. „Welche neue Forderungen hast du erfunden? Ich kann, hörst du, ich kann nicht mehr meinen Mann betrügen, ihm für dich große Summen ablocken — ich werde es auch nicht thun, und wenn es zum Äußersten kommt.“

Frech und finster blickte er, am Tische sitzend, zu mir auf. „Du wirst folgsam sein, schöne Edith,“ lachte er, „ich habe soeben einen ausgezeichneten Bundesgenossen bekommen, der deinem Mann noch mehr erzählen kann als ich selbst. Bist du nicht auf dem Wege zu meinem Hause einem hübschen jungen Mann begegnet?“

Es war in der That der Fall gewesen. Ich nickte zustimmend.

„Das war mein Sohn,“ fuhr er fort, „der Junge, den ich um dich im Stich gelassen habe. Haha — ich werde ihn zum Herrn Senator schicken, er mag ihm erzählen, was seine Mutter über dich zu sagen hat.“

Meine Kniee drohten zu brechen, ich hielt mich an der Platte des Tisches nur mühsam aufrecht.

„Das wirst du nicht!“ stöhnte ich. „Du bist elend und verworfen, aber deinen eigenen Sohn zu einer fluchwürdigen Erpressung brauchen — nimmermehr!“

„Warum nicht? Dem Jungen wird der Herr Senator glauben, dessen bin ich gewiß. Aber du kannst es verhüten, wenn du meine letzte Forderung bewilligst.“

„Deine letzte? Wie oft hast du das schon gesagt!“

„Diesmal ist's Ernst. Ich werde Amerika verlassen. Aber ich brauche dreißigtausend Dollars.“

„Bist du wahnsinnig? Wie soll ich ein solches Vermögen aufreiben?“

„Ich verlange es nicht in bar. Unterschreibe Wechsel für diesen Betrag.“

„Wechsel? Ich sollte dir meine Schande, meine Schwäche schwarz auf weiß geben — lieber stürze ich mich noch heute in die Fluten des Ozeans.“

Der grausame Mann zuckte kalt und überlegen die Achseln. „Du schreibst — oder morgen weiß „er“ alles!“

Ich sank ihm zu Füßen, ich bat, ich flehte, ich bettelte um Schonung. Doch eher hätte ich einem Felsen Gefühl einflößen können als diesem Schurken.

„Schreibe, denn ich werde meine Forderung nicht um einen Cent ermäßigen,“ rief er, „eher soll dieses Messer in meiner Hand Leben bekommen und sprechen können, ehe deine Thränen mich erweichen.“

Das Messer! Er selbst hatte den Funken in meine Seele geworfen. Das Messer! Ja, es bekam plötzlich Leben — es sprach zu ihm.

Mit einem Schrei warf ich mich auf ihn — das Messer blitzte in meiner Hand und dann — — — Ich sah ihn am Boden liegen, sah sein Herzblut fließen. — Menschen, die ihr keine Engel sein wollt, die ihr menschlich fühlt, verachtet mich dafür, daß ich jubelte, lachte. Ich war ja frei — frei — frei! —

Männer der Jury, ich bin zu Ende! Das Urteil will ich von euch und der Welt empfangen, vollstrecken werde ich es selbst. Möge der höchste Richter mir gnädig sein! —

Thränen erstickten die Stimme des greisen Advokaten, als er die Verlesung dieser ergreifenden Selbstanklage beendete hatte.

Der Präsident flüsterete dem Obmann der Jury einige Worte zu, dann erhob er sich und sagte feierlich: „Der Angeklagte ist bis zum nächsten Termin dieser Sache auf freien Fuß gesetzt und der Obhut seines Anwalts übergeben.“

Und leise, ohne Geräusch und in tiefem Ernst entfernte sich die Jury und das Publikum aus dem Saale.

Einige Tage später zogen Fischer aus den Fluten der Bai, welche die Küste Long Islands bespült, die Leiche einer elegant gekleideten Frau.

„Du,“ sagte der eine, während er die vom Wasser triefende Gestalt auf dem Boden seines Fahrzeuges bettete, und der andere sein Netz vom Schlamm reinigte, „wir haben den besten Zug unseres Lebens gethan. Fünftausend Dollars Belohnung, welche auf die Bergung dieser Leiche gesetzt waren, sind verdient. Wir haben den Combsengel in unserem Netz gehabt!“

Franz Schneider verließ mit Gertrud und deren Bruder bald darauf den ungaslichen Boden der Neuen Welt. Langes ungetrübtes Glück erst vermochte den düsteren Ernst, den jene Erlebnisse auf seinen Zügen eingegraben, verschwinden zu machen. Er selbst war es, der mir dieses tragische Stück Menschenschicksal vor kurzem erzählte.





Wie Seevogeleier gesammelt werden.

Englische Küstenbilder von E. Koller.

Mit 8 Illustrationen.

Nach Photographien von W. J. Clarke
in Scarborough.



(Nachdruck verboten.)

Wer sich der englischen Küste nähert, der sieht bei hellem Wetter schon aus weiter Ferne die hohen Felsen auftauchen, welche die Insel wie ein natürliches Bollwerk umschließen. Am bekanntesten sind die Kreidefelsen bei Dover, die bis zu einer Höhe von 106 Meter senkrecht aus dem Meere emporsteigen und von denen einer sogar den Namen Shakespeares trägt, der sie in seinem König Lear zum denkwürdigen Schauplatz einer ergreifenden Handlung gewählt und folgendermaßen geschildert hat:



Wie grauenvoll

Und schwindelnd ist's, so tief hinabzuschau'n! —
 Die Krähn und Dohlen, in der Mitte flatternd,
 Sehn kaum wie Käfer aus. Halbwegs hinab
 Hängt einer, Fenchel sammelnd — schrecklich Handwerk! —
 Mir dünkt, er scheint nicht größer als sein Kopf.
 Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
 Sind Mäusen gleich. Das mächt'ge Schiff vor Anker
 Verkleinert sich zum Boot, das Boot zur Boje,
 Beinah' zu klein dem Blick. Die dumpfe Brandung,
 Die rauschend mit zahllosen Kiesel'n spielt,
 Schallt nicht so hoch. — Ich schau' nicht mehr hinab,
 Sonst wird mir schwindlig, und mein wirrer Blick
 Stürzt taumelnd mich kopfüber in die Tiefe.

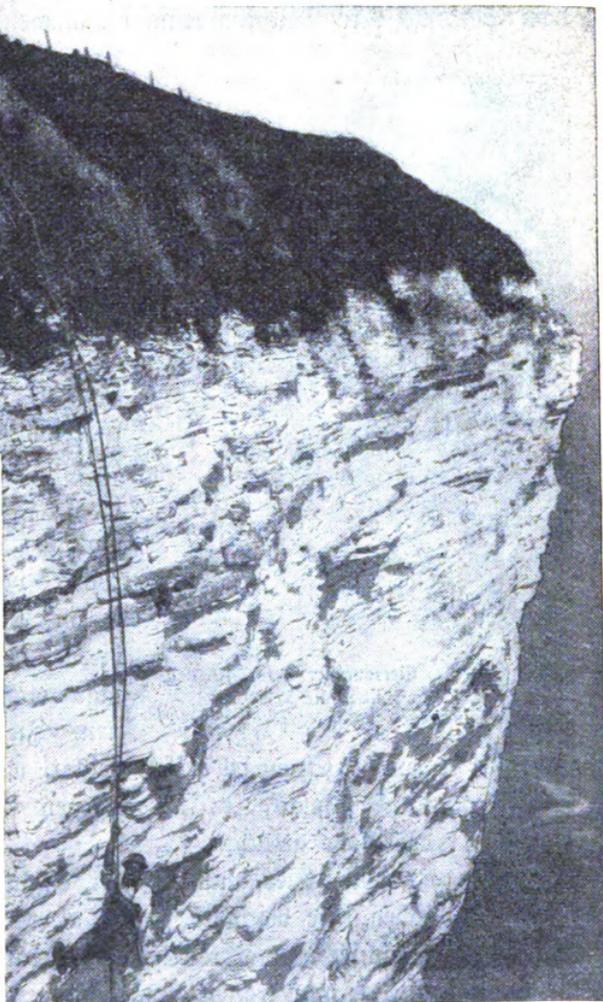
Nicht nur von Krähen und Dohlen allein sind die Klippen der englischen Küste umschwärmt, sondern auch im Norden und Osten von ganzen Scharen von Seevögeln, die in den vielen Höhlen, Spalten und Klüften günstige Nistplätze finden. Je weiter man nach Norden vorrückt, desto zahlreicher und mannigfaltiger ist unter diesen besiederten Küstenbewohnern die arktische Vogelwelt vertreten. So trifft man zum Beispiel an den steilen Uferfelsen von York den zu der Ordnung der Taucher gehörigen Lorkalk, der im Winter auch die Küsten Deutschlands, der Niederlande und Frankreichs besucht und zur Brutzeit im Frühlinge wieder nach dem Norden zurückkehrt; ferner die zu derselben Familie gehörige Lumme oder Trottellumme, die zur Brutzeit die sogenannten Vogelberge aufsucht, welche alsdann von dichtgedrängten Scharen ganz bedeckt sind. Das Weibchen legt auf das nackte Gestein ein einziges, etwa 3 Zoll langes, dunkel getüpfeltes Ei, welches es abwechselnd mit dem Männchen bebrütet.

Wird dieses Ei zerbrochen oder weggenommen, so legt das Weibchen ein zweites, vielleicht auch noch ein drittes. Die Eier der genannten beiden Arten sind wohlschmeckend und deshalb sehr gesucht, wie auch, ob schon in etwas ge-



ringerem Grade, die der Lunde und Stummelmöwen, die ebenfalls an den Küsten der Nordsee vorkommen. Die Lunde graben sich

eine eigene Nisthöhle für das zu legende Ei oder suchen sich hierzu eine geeignete Felspalte aus, deren Zugang sie gegen Eindringlinge mit ihrem scharfen



Eiersammler beim Abstieg an der Felswand.

Schnabel lebhaft verteidigen. Auch die Stummelmöwe baut sich, hauptsächlich aus Seetang, in den Höhlen und Spalten

der Felsen ein eigenes Nest, in welches das Weibchen drei oder vier rostgelbe, dunkel gefleckte und getüpfelte Eier legt.

Für die Bewohner des hohen Nordens sind diese und ähnliche Vögel von der größten Wichtigkeit, da sie neben dem Seehund ihre Hauptnahrung ausmachen, und die Fe-

dern einen gesuchten Handelsartikel bilden. Aber auch in weniger nördlichen Breiten spielt die Vogelwelt noch eine große Rolle im Erwerbseleben der Bevölkerung; so giebt es zum Beispiel an der schottischen Küste Inseln, deren Strandfelsen, wie anderswo der Grund und Boden, unter die sämtlichen Einwohner des nächsten Dorfes verteilt sind, um jedem Gelegenheit zu bieten, durch die Vogeljagd etwas zu verdienen. In England wer-



Eiersammler beim Aufstieg über die Felswand.

den die Seevögel selten gejagt, weil ihr Fleisch nicht schmackhaft ist; dagegen sind ihre Eier dort sehr gesucht.

Die Eiersammler der englischen Ostküste haben ihre besondere, seit alters her von Geschlecht auf Geschlecht vererbte Verfahrungsart, mit welcher sie ähnlichen Gefahren troizen können wie die über steilen Felswänden arbeitenden Wildheuer der Alpen. Gewöhnlich arbeiten vier Männer zusammen, von denen der eine die Eier sammelt, während die anderen ihn an einem langen

Seile halten und je nach Bedürfnis über die Felsen hinunterlassen oder heraufziehen. Der Kletterer trägt um den Leib einen starken, mit zwei die Schenkel umschließenden Bändern versehenen Ledergurt, durch dessen Defenzringe das Seil derartig verschlungen ist, daß er, selbst im Zustande etwaiger Bewußtlosigkeit, nicht herausfallen



Seevogeleiersammler mit der Ausbeute eines Morgens an den Felsen bei Bampton in York.

kann. Neben diesem Tragseil hängt ein an einem Sezhaken befestigtes Leitseil, das zur Erleichterung der Hin- und Herbewegungen und des Aufstieges dient.

Nach Anlegung des Tragseils schreitet der Kletterer rücklings die steile Böschung hinunter, die an den Rand der senkrechten oder überhangenden Felswand führt, und treibt dort eine mit einer langen Spitze versehene Stahlrolle in den Boden oder in eine Felsritze ein. Dann läßt er das

Seil über diese Rolle laufen, erfaßt es mit den Händen und gleitet langsam über die Wand hinunter. Das obere Ende des Tragsseils ist um den durch einen gepolsterten Gürtel geschützten Leib eines auf dem Boden sitzenden und sich mit den Füßen gegen ein Widerlager stemmenden Mannes ge-



Ein Trompetenstichknoten.

schlungen, der dessen Bewegungen nach Bedürfnis leitet. Hat der Sammler eine mit Eiern belegte Stelle erreicht, die etwas rechts oder links von ihm liegt, so versetzt er das Seil und sich durch sanftes Abstoßen mit den Füßen in eine pendelartige Bewegung, die es ihm ermöglicht, zu den sonst nicht mehr erreichbaren Stellen zu gelangen und seine zwei auf dem Rücken befindlichen Taschen zu füllen,



Ein von einer scharfen Felskante beinahe durchgeschnittenes Tragsseil.

worauf er vermittelst des Leitseils das Zeichen zum Aufziehen giebt.

Die Hauptschwierigkeit, namentlich bei stark überhangenden Felsen, besteht in der richtigen Abmessung und Ausnützung dieser Pendelbewegung; indessen eignen sich die Sammler hierin durch langjährige Übung eine erstaunliche Gewandtheit und Fertigkeit an, so daß sie im Stande sind, auch in

schwierigen und gefährlichen Lagen eine schöne Anzahl Eier zu sammeln, wie unser Bild zeigt, welches die Ausbeute eines Morgens an den Felsen bei Bempton in York darstellt.

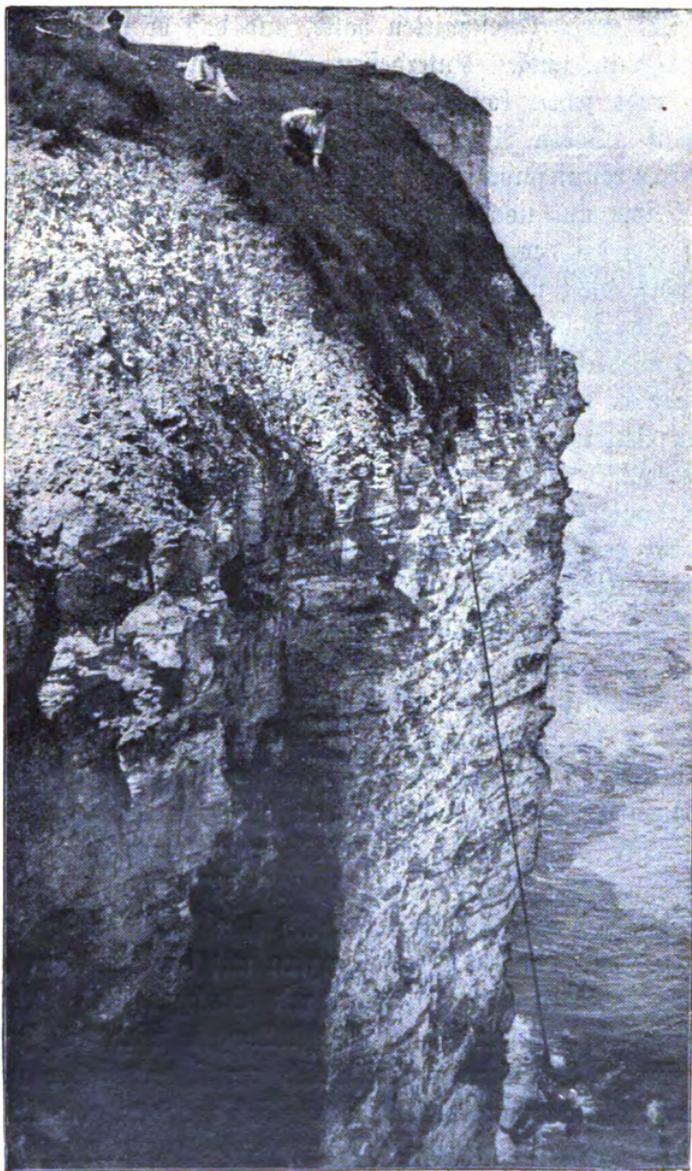


Der Knoten löst sich!

Dieser Teil der Küste mit seinen kühnen Klippen ist besonders reich an See- und Landvögeln. Außer den schon genannten finden sich daselbst auch viele Mauer-
schwalben,

Holztauben und Dohlen, welche letztere auch ihrerseits Eier-
sammeler sind. Ganze Scharen umflattern unter ohren-
betäubendem Geschrei den an der Felswand hängenden Eier-
sammeler, der ihnen Konkurrenz macht und bisweilen auch
von ihnen gepickt wird, weshalb er gewöhnlich dicke Leder-
handschuhe trägt.

Derartige Angriffe sind zwar für den Kletterer höchst
lästig, aber nicht gefährlich; eigentliche Gefahren drohen
ihm nur durch Steinfälle oder durch das Reißen des Seiles.
Erstere kommen ziemlich häufig vor und verursachen zuweilen
Unglücksfälle mit tödlichem Ausgange; letzteres dagegen er-
eignet sich selten, weil zu dieser gefährlichen Kletterei natürlich
nur starke Seile verwendet werden. Früher wurden diese
gewöhnlich aus rohen, zu Riemen zerschnittenen Kuhhäuten
hergestellt, und sie sollen so dauerhaft gewesen sein, daß sie
zwei Generationen aushielten und als wertvoller Familien-
besitz vom Vater auf den Sohn vererbt wurden. Jetzt werden
gewöhnlich starke Hanfseile gebraucht, die im allgemeinen
für ganz sicher gelten können. Daß sie aber nicht jede
Gefahr ausschließen, zeigt folgender Vorfall, der sich erst
kürzlich auf der schottischen Insel St. Kilda ereignet hat.
Das Tragseil war durch einen in der Seemannssprache
unter dem Namen „Trompetenstich“ bekannten, auf dem
Bilde S. 174 dargestellten Knoten verkürzt worden, dessen
Eigentümlichkeit darin besteht, daß er die größte Spannung
aushalten und doch durch einen besonderen Zug mit Leich-
tigkeit gelöst werden kann. Während das Seil über die
hohe Felswand hinuntergelassen wurde, blieb der Knoten
an einem Vorsprung hängen und löste sich, wodurch der
Kletterer plötzlich etwa zehn Meter in die Tiefe stürzte.
Schon glaubte er sich verloren, da er vermutete, daß das
Seil gerissen sei, als er auf einmal durch einen jähen Ruck
aufgehalten wurde, der ihm auf einen Augenblick die Be-
sinnung raubte. Als er wieder zu sich kam, bemerkte er



Pendeinder Eiersammler.

zu seinem Entsetzen, daß eine scharfe Felskante das Seil beinahe entzwei geschnitten hatte, und daß er nur noch an einer Lige hing. Unterdessen zogen ihn seine Genossen, die nicht sehen konnten, was vorgegangen war, wieder hinauf. Jeden Augenblick konnte die Lige reißen; dann wäre er rettungslos verloren gewesen. Als einzige Hoffnung blieb ihm nur noch das in seiner Nähe hangende Leitseil, das ihm bei dem Sturz entfahren war und das er mit den Händen nicht mehr erreichen konnte. Er begann deshalb sich ganz sachte hin und her zu schwingen, bis es ihm endlich nach wiederholten vergeblichen Versuchen gelang, das Leitseil gerade in dem Augenblick zu erfassen, als das Tragsseil riß. Nun kletterte er behend hinauf zu seinen Gefährten, die voll banger Sorge um ihn waren und schon geglaubt hatten, er sei mit dem abgerissenen Seil in die Tiefe gestürzt.

An der schottischen Küste kommt es auch vor, daß verwegene Kletterer ganz allein auf die Eiersuche gehen und das Seil, an welchem sie hinabsteigen, oben vorher selbst befestigen. Einem solchen Baghals entglitt einst, als er auf dem Gesims einer überhangenden Felswand stand, das Seil, so daß er es nicht mehr erfassen konnte. In seiner gefährlichen Lage blieb ihm nichts anderes übrig, als einen verzweifelten Luftsprung nach dem herunterhangenden Seil zu wagen, der ihm glücklicherweise auch gelang und seine Rettung ermöglichte.

Da, wo die Felsen zugänglich sind, werden sie auch von unten herauf von Vogelfängern und Eierfassern erklettert, die zu diesem Zwecke mit Stangen und Netzen versehen sind. Durch diese Nachstellungen wird die Zahl der jungen Vögel zwar beträchtlich vermindert, aber ihre Menge ist so außerordentlich groß, daß trotzdem noch keine Abnahme bemerkt worden ist.





Das modernste Verkehrsmittel.

Skizze aus dem Leben der Gegenwart.

Von Ulr. Myers.



(Nachdruck verboten.)

Kürzlich begegnete ich einem alten Bekannten, einem Ingenieur, von dem ich wußte, daß er sich besonders für Luftschiffahrt interessierte.

„Nun was giebt es Neues aus Ihren luftigen Regionen?“ fragte ich ihn.

„Nächstens wohl gar nichts mehr,“ antwortete er zu meinem Erstaunen. „Der ganzen Luftschiffahrt droht eine große Gefahr. Das Interesse geht nämlich für uns verloren, und es bleibt nur noch die blasse Theorie übrig. Um die Praxis der Luftschiffahrt wird man sich in absehbarer Zeit durchaus nicht mehr kümmern. Viel wichtiger sind die Motorfahrzeuge oder Automobilen, wie die internationale Benennung dieses modernsten Verkehrsmittels lautet. — Sehen Sie mich nicht so erstaunt an. Die Automobile hat eine riesenhafte Zukunft und sie wird einen noch größeren Einfluß ausüben, sie wird noch weit mehr alle unsere Verkehrs-, ja unsere sozialen Verhältnisse umgestalten als das Zweirad. Ich weiß genau, was ich mit dieser Behauptung sage. Der Einfluß, den das Zweirad auf alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens gewonnen hat, ist ein

ungeheurer. Er wird, ich erkläre es noch einmal, von der Automobile weit übertroffen werden, und wir in Deutschland haben nur noch nicht das richtige Verständnis für die Zukunft der Automobile, weil wir auf diesem Gebiete hinter Frankreich und England weit zurückstehen. In den beiden genannten Ländern ist man in der Konstruktion von Automobilen, noch mehr aber in der Benutzung dieses neuen Verkehrsmittels viel weiter als bei uns. Indes regt sich auch in Deutschland das Interesse für die Automobile, und es ist nur eine Frage kurzer Zeit, daß auch bei uns die praktischen Einrichtungen getroffen werden, die sich durch sie schaffen lassen.“

„Sie glauben also im Ernste, daß eine Zeit kommen wird, in der wir die Pferde nicht mehr brauchen?“

„Es giebt wichtigere Gesichtspunkte bei der Beurteilung der Automobile als den, an die Ueberflüssigkeit des Pferdes zu denken. Lassen Sie mich etwas weiter ausholen. Raum und Zeit sind die beiden großen Faktoren, mit denen die Menschheit rechnen muß. Ihre Ueberwindung hat sie seit Jahrtausenden beschäftigt, und unablässig sind Fortschritte gemacht worden. Um schnell große Strecken zurückzulegen, benutzte man schon im grauen Altertum das Pferd, sei es zum Reiten, zum Fahren, und unser Jahrhundert brachte den denkbar größten Fortschritt, nämlich die Eisenbahn. Damit war viel für die Ueberwindung von Raum und Zeit geschehen. Aber die Eisenbahn ist doch nur an einzelnen Stellen verwendbar, man kann mit der Eisenbahn nicht überall hin, zum Betriebe der Bahnen gehört vor allen Dingen ein sehr kostspieliger Unterbau, auf dem die Schienen liegen, und man muß sich bei der Herstellung dieses Unterbaues nach dem Gelände richten, man kann nicht ohne weiteres Geleise legen, wo man will. Flüsse, Berge, ja selbst schon starke Hügel bilden Hindernisse, die sich wohl überwinden lassen, aber nur mit außerordentlichen Kosten. Des-

halb hielt man bisher die Luftschiffahrt für die Lösung der großen Frage: „Wie komme ich rasch nach jedem beliebigen Orte, ohne von den Schwierigkeiten des Geländes abhängig zu sein?“ Seit hundert Jahren arbeitet man jetzt an der Vervollkommnung der Luftschiffahrt; aber die Fortschritte, die man gemacht hat, sind äußerst gering. Selbst wenn die Lenkbarkeit des Luftschiffes wirklich erfunden würde, so wäre die Praxis der Luftschiffahrt noch immer nicht fertig. Man wird selbst mit dem lenkbaren Luftschiff gegen starken Wind nicht fahren können oder nur sehr langsam. Das, was man aber von dem modernen Verkehr verlangt, ist Schnelligkeit. Unsicher wird die Luftschiffahrt auch immer bleiben, und die zweite Forderung des modernen Verkehrs, die Sicherheit neben der Schnelligkeit, dürfte sich mit ihr schwerlich erreichen lassen. Da kommt nun die Automobile und überwindet den größten Teil aller Schwierigkeiten, die sich bisher uns in den Weg stellten, wenn wir schnell und sicher nach jedem beliebigen Orte gelangen wollten. Die automobilen Fahrzeuge machen jetzt schon 50 Kilometer in der Stunde, und zwar nicht nur solche, die mit Personen besetzt, sondern auch mit schweren Ballen, mit Kisten u. s. w. beladene. Steigungen überwindet die Automobile spielend. Da, wo man für die Eisenbahnen mindestens eine Zahnstange anbringen muß, um Abhänge hinaufzuklettern, gelangt die Automobile selbst mit schwerer Beladung ohne weiteres hinauf. Auch die anderen Geländehindernisse verschwinden. Will man einen Eisenbahnzug über einen Fluß bringen, so muß man großartige und kostspielige Brückenbauten herstellen. Die Brücken müssen nicht nur meist eine weite Spannung haben, sondern auch ganz besonders massiv und fest sein. Die Automobile kann man wie jeden gewöhnlichen Wagen auf eine Fähre setzen und über den Fluß bringen, und sobald sie wieder auf festem Boden ist, jagt sie ohne Rücksicht darauf, ob es bergauf oder bergab geht, davon. Man braucht für den

Automobilbetrieb keine Tunnels, man braucht keine kostspieligen Geleisanlagen, keine Weichenanlagen und Bahnhofseinrichtungen. Kurzum, der Automobilomnibus oder der Automobillastwagen bietet mehr Vorteile als die heutige Eisenbahn und ist viel billiger und einfacher."

"Sie wollen damit sagen, daß dieser Automobilomnibus die Existenz der Eisenbahnen bedroht und gewissermaßen die Ablösung für den bisherigen so kostspieligen Eisenbahnbetrieb bilden wird?"

"Das zu behaupten liegt keineswegs in meiner Absicht, sondern die Automobile wird vielmehr ein Helfer der Eisenbahn werden. Für den Massentransport von Menschen und Gütern, auch für außerordentliche Geschwindigkeit werden wir die Eisenbahn immer brauchen. Die Automobile aber wird höchst wahrscheinlich an die Stelle der Kleinbahnen und Sekundärbahnen treten, die sich von den Haupteisenbahnstrecken abzweigen. Auch diese verhältnismäßig kostspieligen Kleinbahnen konnte man bisher nur dort anlegen, wo keine Geländehindernisse vorlagen. Ueber Berge und Flüsse, in durchschnittenem Gelände war die Anlage einer Kleinbahn so kostspielig, daß man oft auf sie verzichten mußte. Die Automobile wird jetzt mit Leichtigkeit alle diese Hindernisse überwinden und so von rechts und links der Eisenbahnhauptstrecke Personen und Lasten zuführen, die diese benutzen. Ebenso wird die Automobile Personen und Lasten, die mit der Eisenbahn gekommen sind, nach rechts und links in das Land weiter befördern, und zwar nach jedem beliebigen Ort. Sehen Sie, das ist der Kernpunkt: nach jedem beliebigen Ort hat man dann eine Verbindung von der Eisenbahn. Ortschaften, die weitab vom Verkehr lagen, sind mit einemmal in gewissem Sinne an die Hauptverkehrsadern herangerückt. Ein Ort, der 10 Meilen von einer Eisenbahn entfernt war, lag heute außerhalb der Welt. Wollte man mit Pferden eine Verbindung zwischen der

Eisenbahn und diesem entlegenen Ort herstellen, so brauchte man beinahe zwei Tage, um Lasten hin und her zu befördern, während man mit der Automobile, selbst wenn sie schwer beladen ist und in ungünstigem Gelände, nicht mehr als einige Stunden brauchen wird. Was es aber bedeutet, wenn zahlreiche Ortschaften und deren Bewohner, die bisher weitab vom Weltverkehr lagen, gewissermaßen unmittelbar an die Hauptverkehrsadern der Welt und des Weltverkehrs herangebracht werden, können Sie sich selbst sagen. Was sind dagegen die Veränderungen, die das Zweirad gebracht hat? Es dient doch immer nur zur Beförderung einer Person (abgesehen von den sogenannten „Tandems“, die an dem Gesamturteil jedoch nichts ändern); der Transport von beträchtlichen Lasten war auf dem Zweirad vollständig ausgeschlossen. Und was war der verwickelte, kostspielige und schwerfällige Apparat der Pferdebeförderung bisher gegen die Verhältnisse, die nun die Automobile schaffen wird? Sie fährt außerordentlich rasch, viel schneller als Pferde laufen können. Die Unterhaltungskosten einer Automobile betragen nicht den zehnten Teil der Unterhaltungskosten für ein paar Pferde, und eine Strecke, die man mit ein paar Pferden bisher in einem Tage zurücklegen konnte, macht man mit der Automobile jetzt drei-, viermal hin und zurück. Das Fahren mit der Automobile ist sicherer als mit Pferden, ja als mit der Eisenbahn. Sie wird nicht scheu, sie geht nicht durch, sie entgleist nicht, sie läßt sich leicht anhalten und ebenso rasch wieder in Bewegung setzen, kurzum, sie hat unberechenbare Vorteile, und deshalb wird sie sich in verhältnismäßig kurzer Zeit auch bei uns in Deutschland einbürgern und eine vollkommene Umgestaltung unserer Verkehrs- und sozialen Verhältnisse herbeiführen. Bisher hat man in Deutschland die Automobile für eine Art Spielzeug gehalten, trotzdem in einzelnen Städten die Automobilen schon vollständig am Droschkenverkehr, ja auch

am Lastwagenverkehr teilnehmen. Die Bedeutung dieser neuen Erfindung aber ist, wie gesagt, eine viel größere. Ihre Vorzüge für das flache Land wurden bereits erwähnt. Aber auch im Umkreise der großen Städte wird sie bedeutende Veränderungen bringen. Die Einwohner der großen Städte beziehungsweise die Leute, die in den großen Städten arbeiten, werden ihre Wohnsitze jetzt noch weiter hinausverlegen können als bisher. Die bisherigen Verkehrsverhältnisse steckten dem Draußenwohnen der Großstädter bestimmte Grenzen. Wenn der Großstädter in der glücklichen Lage war, sich eine Equipage zu halten, so mußte er seine Villa doch so nahe an der Großstadt bauen, daß er seinen Pferden nicht eine allzu große Arbeit zumutete, wenn er täglich nur einmal in die Stadt gelangen wollte. Man kann annehmen, daß diese Grenze durchschnittlich 10 Kilometer von dem Zentrum der Großstadt sich befand. Nach Einführung der Automobile rückt diese Grenze bis auf 50 Kilometer hinaus, denn diese fährt man bequem in einer Stunde. Für die Vororte der Großstädte war bisher der Eisenbahnverkehr von außerordentlicher Wichtigkeit. Aber auch für diesen Verkehr gab es gewisse Grenzen. Die Züge konnten nicht mit der Schnelligkeit fahren, welche die großen, durchgehenden Eilzüge haben, denn sie mußten unterwegs zu oft anhalten, und das Material, aus dem diese Züge bestanden, ihre Lokomotiven und Wagen, waren eben nicht Fahrzeuge, wie man sie in den Schnellzügen benutzt. Dann aber konnte man mit Rücksicht auf die Kostspieligkeit eines Eisenbahnzuges nicht so viele Züge verkehren lassen, als notwendig gewesen wäre. Zwanzigmal hin und zwanzigmal zurück galt als Verbindung zwischen einem Vorort und einer Großstadt schon für etwas ganz besonders Großartiges. Die Grenze für den Eisenbahnvorortverkehr lag ungefähr 30 Kilometer von der Großstadt entfernt. Sie wird jetzt zum mindesten um 20 Kilometer weiter vorgerückt; denn auch der auto-

mobile Omnibus kann ebenso wie das Privatautomobile in einer Stunde 50 Kilometer fahren, und zwar unvergleichlich viel billiger als die Eisenbahn. Während selbst im stärksten Vorortverkehr die Eisenbahn höchstens alle 15 Minuten fährt, kann man bei genügendem Vorrat von Automobilwagen alle 5 Minuten, ja, wenn es sein muß, alle 2 Minuten einen Wagen abgehen lassen. Sobald der Wagen voll ist, fährt er eben ab, und ist 2 Minuten später ein anderer Wagen besetzt, so fährt auch dieser davon. Die Vorteile für den Großstädter oder für den Umwohner, der in der Großstadt zu thun hat, liegen auf der Hand. Je weiter von der Großstadt, desto besser ist die Luft, desto günstiger sind die Wohnungsverhältnisse, denn die Gelände sind um so billiger, je weiter entfernt sie von der Großstadt liegen, und welche gewaltige Flächen werden jetzt für die Zwecke der Großstädter erschlossen! Bedenken Sie, welcher Unterschied in der Fläche zwischen einem Kreise mit einem Radius von 30 Kilometer und einem von 50 Kilometer besteht. Ich versichere Sie, es vergehen keine zehn Jahre, und alles das, was ich Ihnen hier erzählt habe, werden Sie verwirklicht, ja selbst die kühnsten Erwartungen, die man heute an die Automobile knüpft, werden wir wahrscheinlich in dieser Zeit übertroffen sehen. Vergessen Sie nicht: die Automobile ist noch in der Entwicklung begriffen. Noch sind uns die Techniker und Ingenieure eine Menge Erfindungen schuldig, die unzweifelhaft aber schon in aller nächster Zeit gemacht werden, und die den Automobilverkehr immer sicherer, billiger, bequemer und einfacher gestalten werden. Wir fahren ja meist noch mit Automobilen, die nicht elektrisch betrieben sind."

„Allerdings hat sich bei der Automobile eine eigentümliche Entwicklung gezeigt. Während sonst überall die Elektrizität heute als Bewegungskraft verwendet wird, spielt sie bei der Automobile erst eine verhältnismäßig kleine Rolle.“

„Man wird sie auch noch mit Elektrizität betreiben. Schon hat man Accumulatoren konstruiert, die so leicht sind, daß sich Betriebskraft für mehrere Stunden bequem an jedem kleinen Wagen mitführen läßt.“

„Hier liegt doch aber eine Grenze für den Automobilverkehr. Was geschieht, wenn eine Automobile eine weite Fahrt über Land machen soll und ihr plötzlich die elektrische Betriebskraft ausgeht? Die Benzinfeuerung ist dann doch besser. Benzin kann man immer mit sich führen, um neu aufzugießen; man erhält Benzin selbst in einem kleinen Orte käuflich.“

„Sehr richtig. Aber auch Elektrizität wird man bald käuflich selbst in kleineren Orten erhalten. Denken Sie an die elektrischen Kraftstationen. Unzählige Fabriken haben heute eigene elektrische Beleuchtung, selbst auf größeren Gütern finden Sie schon elektrische Kraftstationen. Viele ganz kleine Orte haben elektrische Beleuchtung. An allen diesen Stellen wird man gegen Bezahlung die Accumulatoren des Wagens neu laden können, oder man wird die Accumulatoren direkt austauschen können, was allerdings noch weniger Zeitverlust verursachen würde. Wo ein Bedürfnis ist, da findet sich aber auch die Befriedigung dieses Bedürfnisses. Auf der Straße zwischen Paris und Brüssel liegen heute schon an so und so viel Stellen elektrische Ladestationen, die einfach dadurch entstanden sind, daß die Automobilfahrer von Paris und Brüssel, die auf dieser Strecke fortwährend unterwegs sind, eben an gewissen Stellen eine Erneuerung ihrer elektrischen Kraft brauchen. Solche Ladestationen wird man anlegen, so wie man in früheren Zeiten Wirtshäuser baute, wo die Fuhrleute Halt machen und ausspannen konnten. Es wird eben im Interesse jedes Gastwirts an der Landstraße liegen, eine kleine elektrische Kraftanlage aufzustellen, denn die Automobilen, die bei ihm vorüberkommen und ihre Accumulatoren frisch laden lassen, haben Insassen, die bei

ihm etwas verzehren. Wie schon jetzt viele Gastwirte an der Landstraße von den Radfahrern Vorteile haben, wird das in noch höherem Maße durch die Motorfahrzeuge der Fall sein.“

„Und meinen Sie, daß die Automobile weniger von Privaten angeschafft werden, als daß vielmehr überall ein Automobilomnibusdienst entsteht?“

„Natürlich wird derjenige im Vorteil sein, der selbst eine Automobile besitzt. Noch ist der Preis dieser Motorwagen ja ein ziemlich hoher, aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis eine Verbilligung eintritt. Denken Sie doch an die Zweiräder. Die ersten guten Fabrikate kosteten bis 500 Mark pro Stück. Heute kaufen Sie für 150 bis 200 Mark ein sehr gutes Rad. Gegenwärtig kostet ein Automobilwagen 3000 bis 5000 Mark, aber es wird nicht lange dauern, und man wird wahrscheinlich für 1000 bis 1500 Mark einen solchen herstellen. Diese 1000 Mark bilden ja ein Anlagekapital, das bedeutend größer ist als bei einem Zweirad; aber die Automobile erfordert auch lange nicht so viel Reparaturen als das Zweirad, denn sie ist fester und haltbarer gebaut. Man fährt auf der Automobile ohne Anstrengung, und es können, je nach der Konstruktion, bis zu vier Personen mit einem solchen Fahrzeug befördert werden. Wenn heutzutage eine Familie von vier Personen sich vier Räder anschaffte, von denen das Stück 250 Mark kostete, so würden auch eben 1000 Mark verauslagt, und die Familie könnte dann nur mit körperlicher Anstrengung fahren, während sie in einem Motorwagen leicht, rasch und bequem dahinrollt, denn die Räder der Automobile haben kolossale Pneumatiks von einer Dicke und Stärke, welche diese Gummireifen fast unzerreißbar machen. Es kommt eben auf ein paar Kilogramm Gewicht mehr bei der Automobile nicht an, ja, ein Belastungsunterschied von ein bis zwei Zentnern macht gar nichts aus. Ist die Konstruktion nur

eine geschickte, ist die Betriebskraft gehörig ausgenutzt, so fährt die Automobile auch mit der Mehrbelastung selbst im durchschnittenen Gelände und ziemlich steil bergauf mit unverminderter Geschwindigkeit."

"So liegt also nach Ihrer Ansicht die Zukunft der Automobile nicht in der Großstadt, sondern außerhalb der großen Städte?"

"Ganz gewiß. Die Zukunft der Automobile liegt auf dem flachen Lande. Die Verbindung der Großstadt mit weit entfernten Vororten, die Verbindung der Orte des Flachlandes mit der weit entfernten Eisenbahn, die Verbindung der Provinzorte untereinander, das sind die Zukunftsaufgaben der Automobile, und die Lösung dieser Aufgaben wird nicht nur einen immensen Aufschwung des Verkehrs, sondern auch eine Veränderung auf sozialem, auf industriellem Gebiete bringen, wie wir das im kleinen ja zu unserer eigenen Ueberraschung schon mit dem Zweirad erlebt haben. Letzteres wird jedoch durch die Automobile keineswegs beseitigt werden. Seine Benutzung wird sich vielleicht vermindern, aber „totgemacht“ wird es nicht durch die Automobile. Ebenso wenig wird diese die Eisenbahn schädigen. Sie wird im Gegenteil den Eisenbahnverkehr für Personen und Güter vermehren, wenn auch nur indirekt. Die einzige schwere Konkurrenz werden wohl nur die elektrischen Straßenbahnen erfahren, die zur Verbindung ziemlich weit voneinander entfernter Orte dienen. Auch die elektrische Bahn erfordert eben Geleiseanlagen, an manchen Stellen kostspielige Ueberbrückungen, Geländeänderungen und eine immerwährende Zuleitung durch ein System von Drähten, deren Anlage und Montierung ebenfalls große Kosten verursacht. Die Automobile ist von allen diesen Dingen unabhängig. Sie fährt auf jeder nur einigermaßen fahrbaren Straße; sie fährt im Sommer und im Winter, bei schönem Wetter und bei Regen. Selbst ein Schneetreiben macht für die Auto-

mobile nichts aus. Ihre Fahrt wird dadurch vielleicht verlangsamt, aber der Winter hat keine Schrecken für sie. Die Automobile läuft eben nicht auf Schienen, sie kommt selbst durch dicke Schneehaufen, die der Wind auf der Straße vielleicht zusammengetrieben hat, spielend hindurch, und so ist sie ein Gefährt, das selbst im Winter den Verkehr sicher vermittelt, wenn alle anderen Gefährte den Dienst versagen, wenn selbst das alte System des Pferdebetriebes keine Anwendung mehr finden kann, weil die Pferde infolge von Glätte stürzen oder wegen Kälte und Wind nicht mehr weiter können.“

Wie die jüngste Automobilausstellung in Paris gezeigt, hat die Konstruktion der Motorfahrzeuge, um die sich die beiden deutschen Mechaniker Daimler und Benz die wesentlichsten Verdienste erworben, schon so gewaltige Fortschritte gemacht, und zwar gerade bezüglich der Elektromobile, daß die vorstehend gemachten Ausführungen über ihre Zukunft vollkommen gerechtfertigt erscheinen.





Die Brillenschlange.

Tropische Bilder von E. Appenzeller.

Mit 5 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Zu den furchtbarsten Plagen der Bevölkerung heißer Länder, besonders Indiens, gehören die Giftschlangen, denen jährlich viele Tausende von Menschenleben zum Opfer fallen. So ist für Indien von dem englischen Arzte Jayrer nachgewiesen worden, daß auf einem Gebiete mit etwa hundertzwanzig Millionen Einwohnern jährlich zwölftausend bis zwanzigtausend Menschen durch Schlangen ihr Leben verlieren, also vielleicht hundertmal so viel wie durch Löwen, Tiger, Panther, Leoparden und andere wilde Tiere zusammen. Unter diesen Giftschlangen ist die gefährlichste die zu der Gattung der Nattern gehörige Brillenschlange, von den Portugiesen Cobra de Capello oder Hutschlange genannt. Erstere Bezeichnung rührt von einer im Nacken befindlichen Zeichnung her, welche mit einer Brille Ähnlichkeit hat, letztere von der Eigentümlichkeit, daß diese Schlange die Rippen des Halses seitlich richten und dadurch den Hals scheibenförmig ausbreiten kann, so daß er, von hinten betrachtet, einem breitkrempigen Hute gleicht. Von vorne gesehen macht diese Halsscheibe eher den Eindruck eines Schildes, was zu der weiteren Bezeichnung „Schildotter“ Anlaß gegeben hat.

„Wer ein einziges Mal eine Schildotter gesehen hat,“

sagt Brehm in seinem „Tierleben“, „wenn sie durch den Anblick eines Gegners, insbesondere eines Menschen, erschreckt und gereizt, sich erhoben, das vordere Drittel ihres Leibes emporgerect, den Schild ausgebreitet hat und nun langsamer oder schneller in dieser majestätischen Haltung, zum Angriffe oder mindestens zur Abwehr gerüstet, sich



Brillenschlange saugt am Euter einer Kuh.

auf den Gegenstand ihres Zornes zu schlängelt, vorn unbeweglich wie eine Bildsäule sich haltend, hinten jeden einzelnen Muskel anstrengend, und wer da weiß, daß ihr Biß ebenso tödlich wirkt wie der der Lanzen- oder Klapperschlange, begreift, daß sie von jeher die Aufmerksamkeit des Menschen erregen mußte.“

Die Brillenschlange erreicht eine Länge von 1,4 bis 1,8 Meter und einen Umfang von 15 bis 18 Centimeter; auf dem Rücken ist sie von lohgelber, dunkel getüpfelter, am Bauche von schmutzigweißer Färbung. Je nach der

Farbe, den Flecken und der Brillenzeichnung werden verschiedene Spielarten unterschieden. Wie alle Giftschlangen hat sie im Oberkiefer auf beiden Seiten je einen ausgebildeten Giftzahn und dahinter noch mehrere in der Entwicklung begriffene Zähne, die dazu bestimmt sind, abgebrochene oder ausgerissene Gifthaken zu ersetzen. Die Giftzähne zeichnen sich außer durch ihre Größe und pfriemenförmige Gestalt namentlich dadurch aus, daß sie auf der Vorderseite eine der Länge nach verlaufende Röhre besitzen, durch welche das Gift aus der dahinterliegenden Giftdrüse in die durch die Zähne verursachten, nabelstichartigen Wunden geleitet wird.

„Wenn ein Giftzahn ausgebrochen wird,“ sagt Brehm, „so tritt oft schon nach drei Tagen, spätestens aber nach sechs Wochen ein Ersatzzahn an seine Stelle, und nur wenn man, wie Schlangenbeschwörer zu thun pflegen, auch die Schleimhautfalte, in welcher die Gifthaken eingebettet liegen, ausschneidet oder einen Teil der Kinnlade verlegt, also alle Zahnkeime zerstört, ersetzt sich derselbe nicht wieder.“

Wünscht die Schlange von ihrer todbringenden Giftwaffe Gebrauch zu machen, sei es um Beute zu erhaschen und zu erlegen, sei es, um sich ihrer Feinde zu erwehren, so richtet sie das vordere Drittel ihres Leibes in die Höhe, während der übrige Teil spiralförmig zusammengerollt auf dem Boden bleibt und den nötigen Halt für die bevorstehende Kraftentwicklung bietet. Der Kopf ist aufgeblasen, der Schild weit ausgebreitet, furchtbar droht ihr starrer Blick, während sie beständig lebhaft züngelt und zischt. Plötzlich wirft sie ihren Kopf zurück, schnappt dann blitzschnell vorwärts und ergreift mit weitgeöffnetem Rachen ihre Beute, in deren Fleisch die beiden scharfen Giftzähne tief eindringen, und durch diese auch das aus den Drüsen fließende Gift, welches in kürzester Zeit, bei kleinen Tieren schon nach wenigen Minuten, den Tod durch Blutzersehung

herbeiführt. Der Giftvorrat reicht gewöhnlich für mehr als einen Biß aus, so daß eine Brillenschlange im Stande ist, zwei oder sogar drei Opfer nacheinander zu töten. Um zu wirken, muß das Gift in das Blut gelangen; wenn also eine Schlange ihre Zähne aus den Wunden zieht, ehe das Gift Zeit gehabt hat, in letztere einzudringen, oder wenn dasselbe durch irgend etwas, zum Beispiel durch Kleider, aufgefangen und aufgesaugt wird, so ist keine Gefahr vorhanden; umgekehrt wirkt das Gift natürlich auch ohne Schlangenbiß, wenn es auf irgend eine andere Weise, zum Beispiel durch eine schon vorhandene Wunde, mit dem Blute in Berührung kommt.

Der Verlauf der Vergiftung wird von Brehm folgender:
1900. III.



Der Schlangenbeschwörer in Lebensgefahr.

maßen geschildert: „Unmittelbar nach dem Bisse, welcher zwei nebeneinander stehende kleine Stichwunden — wenn nur ein Gifthafen traf, auch bloß eine solche — hinterläßt und oft nicht einmal blutet, fühlt das Opfer gewöhnlich einen heftigen, mit nichts zu vergleichenden Schmerz, welcher wie ein elektrischer Schlag durch den Körper geht; in vielen Fällen aber findet auch das Gegenteil insofern statt, als der Gebissene glaubt, eben nur von einem Dorn geritzt worden zu sein, den Schmerz also durchaus nicht für erheblich achtet. Unmittelbar darauffolgende Ermüdung des ganzen Körpers, überaus rasches Sinken aller Kräfte, Schwindelanfälle und wiederholte Ohnmachten sind die ersten untrüglichen Zeichen der beginnenden Veränderung des Blutes; sehr häufig stellt sich Erbrechen, oft auch Blutbrechen ein, fast ebenso oft Durchfall, zuweilen Blutungen aus Mund, Nase und Ohren. Die Entkräftung bekundet sich ferner in kaum zu bewältigender Schläfrigkeit und ersichtlicher Abnahme der Gehirnthätigkeit, namentlich wird die Wirksamkeit der Sinne im höchsten Grade beeinträchtigt, so daß zum Beispiel vollständige Blindheit oder Taubheit eintreten kann. Mit zunehmender Schwäche nimmt das Gefühl des Schmerzes ab, und wenn das Ende des Vergifteten herannahet, scheint derselbe keine Schmerzen mehr zu fühlen, sondern in dumpfer Bewußtlosigkeit allmählich zu verenden.“

Die Brillenschlange kommt in ganz Südastien, mit Ausnahme einiger Inseln, vor, und zwar sowohl in den Ebenen, als auch in den Gebirgsgegenden bis zu einer Höhe von 2400 Meter. In den kühlen Monaten November bis Februar hält sie sich gewöhnlich versteckt; in der heißen Jahreszeit dagegen kommt sie zum Vorschein und bildet für Menschen und Tiere eine beständige Gefahr, die sich während der Regenzeit, vom Juni bis September, noch steigert, weil die Schlangen durch die Wassermassen aus

ihren Schlupfwinkeln herausgetrieben und gezwungen werden, höher gelegene, oft in der Nähe menschlicher Wohnungen befindliche Stellen aufzusuchen. Diese unangenehme und gefährliche Nachbarschaft führt oft zu sehr aufregenden Vorfällen, von denen wir unseren Lesern einige vorführen



Eine seltsame Zuhörerin.

wollen, die wir den spannenden Schilderungen des Indiers N. Sarathkumar Ghosh entnehmen.

Die Nahrung der Cobra besteht vorzugsweise aus kleinen Tieren, Eidechsen, Fröschen, Kröten, Fischen, Mäusen, Ratten und Hühnern; auch Eier frisst sie gerne, weshalb sie oft Hühnerställe, Taubenschläge und Vogelnester plündert; sie

kann wochen- und monatelang ohne Schaden Durst leiden, trinkt jedoch im allgemeinen viel und hat eine besondere Vorliebe für Milch, wie die folgenden zwei Beispiele zeigen.

Ein indischer Bauer bemerkte an mehreren aufeinander folgenden Tagen, daß der Milcherttrag seiner Kuh viel geringer war als gewöhnlich. Um der Sache auf den Grund zu kommen, legte er sich eines Abends auf die Lauer, konnte jedoch die ganze Nacht hindurch nichts Verdächtiges entdecken. In der Morgendämmerung sah er von seinem Versteck aus, wie die von jähem Schrecken ergriffene Kuh plötzlich an allen Gliedern zitternd zusammensuhr, während ihre Augen einen gläsernen Ausdruck annahmen, und alsdann bewegungslos, wie gelähmt, stehen blieb. Als er sich behutsam näherte, hörte er ein leises Saugen, und zugleich bot sich ihm ein überraschender Anblick dar. Eine gewaltige Brillenschlange hatte sich derart um die Hinterbeine des Tieres geschlungen, daß sie mit dem Kopf das Euter erreichen und die Milch aussaugen konnte. Aus Furcht, seine wertvolle Kuh durch einen Biß der Giftschlange zu verlieren, hielt sich der Bauer ganz ruhig, bis die Schlange sich gesättigt und in ihren unter dem Strohdach der Hütte befindlichen Schlupfwinkel zurückgezogen hatte, wo er sie nachher erschlug.

Noch bemerkenswerter ist der andere Vorfall: In einer ärmlichen Hütte wohnten zwei Brüder, die als Schlangenschwärmer neben anderen etwa ein halbes Duzend Cobras hielten, denen sie die Giftzähne noch nicht ausgebrochen hatten. Die Deckelkörbchen mit den Schlangen standen im Wohnzimmer, das zugleich auch als Schlafraum diente, weshalb dessen Fußboden mit einer einfachen Matte und einem Leintuch belegt war. Eines Morgens stand der eine Bruder früh auf und begab sich in die anstoßende Küche, während der andere ruhig weiter schlief. Bei seinem Erwachen bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick dar, denn rings

um sein Lager streckten sechs aus ihren Körbchen gekrochene
Schlangen züngelnd und zischend und mit drohenden Blicken



Indische Mutter und Kind zerdrücken den Kopf einer Brillenschlange
mit den Füßen.

ihre aufgeblasenen Köpfe in die Höhe. Ohne sich zu rühren,
schloß er seine Augen wieder, da er wohl wußte, daß die

geringste Bewegung die Schlangen zum Beißen reizen und dadurch seinen Tod herbeiführen könnte. Seine Lage war verzweifelt. Gegen eine einzelne Schlange hätte er sich wohl mit Erfolg wehren können, aber gegen sechs zugleich zu kämpfen war hoffnungslos. Aber warum, dachte er bei sich, hatten sie ihn nicht schon angegriffen? Warum hielten sie sich beinahe regungslos, während ihre leuchtenden Augen gierig auf ihn gerichtet waren? Er konnte die Lösung dieses Rätsels nur in dem Umstande finden, daß der lehmige Fußboden dunkel, sein Lager dagegen hell war, und daß die durch diesen Gegensatz überraschten Schlangen sich zögernd zurückhielten. Wenn diese Voraussetzung richtig war, so durfte er hoffen, von ihren Angriffen sicher zu sein, solange er ruhig liegen bliebe; aber wie lange konnte er diesen schrecklichen Zustand aushalten? Schon fühlte er die zunehmende Abspannung seiner Nerven. Vielleicht konnte ein plötzlicher Sprung in das Nebenzimmer ihn retten? Doch nein! Denn rings um ihn erhoben sich zischend die gefährlichen Reptilien. Schreckerfüllt schloß er die Augen wieder.

Auf einmal hörte er ein Geräusch in der Küche, wo sein Bruder, an den er in seiner Angst bis jetzt nicht gedacht hatte, mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt war. Die Lippen kaum bewegend, flüsterte er dessen Namen. Dadurch aufmerksam gemacht, näherte sich der Angerufene leise der Thür, warf einen flüchtigen Blick in das Zimmer und erkannte die gefährliche Lage seines Bruders. Schnell goß er die eben gesottene, dampfende Milch in einen großen Napf und stellte ihn durch die halbgeöffnete Thür auf den Boden des Zimmers. Durch ihr Lieblingsgetränk angelockt, krochen die Schlangen auf den Napf zu und steckten ihre Köpfe hinein. Diese günstige Gelegenheit benutzend, rettete sich der Schlangenschwörer durch einen Sprung ins Nebenzimmer.

Die üblichste Art des Schlangenfangs ist folgende: Der

eine von zwei sogenannten Beschwörern spielt auf einem dudelsackähnlichen Instrument eine eintönige Melodie, durch welche die für Musik sehr empfängliche Brillenschlange aus ihrem Versteck hervorgehoben wird. Während sie mit erhobenen Kopfe aufmerksam lauscht, schleicht sich sein Genosse von hinten heran und wirft ihr Staub in die Augen. Die Schlange fällt plötzlich der Länge nach auf den Boden, und in demselben Augenblicke erfaßt sie der Mann mit Blitzesschnelle im Nacken. Wie sehr sie sich nun auch winden und krümmen und um seinen Arm schlingen mag, so sind doch alle ihre Anstrengungen vergeblich, solange sie nicht beißen kann. Gewöhnlich werden ihr in dieser hilflosen Lage gleich die Giftzähne mit einer Zange ausgebrochen, indem man sie durch einen Druck mit dem Daumen auf die Kehle zwingt, den Rachen zu öffnen. Sollen ihr dagegen die Zähne gelassen werden, so windet der Dudelsackpieler die Schlange, deren Kopf natürlich immer noch festgehalten wird, vom Arme des Fängers los und schiebt sie in ein Körbchen, worauf letzterer mit einer raschen Handbewegung den Kopf ebenfalls hineinsteckt und den Deckel zuschlägt.

Ein geschickter Fänger kann eine Giftschlange auch ohne Mithilfe eines Genossen auf folgende Weise fangen: Er hält sein Musikinstrument mit der einen Hand, wirft den Staub mit der anderen und erfaßt dann blitzschnell den Hals der Schlange, welcher er sofort die Giftzähne auszieht. Wird letzteres nicht beabsichtigt, so hält er nun mit der freien Hand den Kopf der um den Arm gewundenen Schlange fest, macht dann diesen zur Hälfte von den Bindungen frei und zieht den vorderen Teil der Schlange durch seine Hand, wodurch eine Muskelverschiebung bewirkt wird, welche das Krümmen und Winden des Leibes vorübergehend verhindert. Darauf löst er die hintere Hälfte von seinem Arm und zieht sie ebenfalls durch die Hand, so daß alsdann die ganze Schlange wie ein Gummischlauch schlaff

herabhängt und mit Leichtigkeit in einen Korb gebracht werden kann.

Wird eine Cobra am Schwanze erfaßt, so ist sie im Stande, sich herumzuschellen und die sie haltende Hand zu beißen. Um dies zu verhindern, faßt man sie möglichst rasch auch mit der anderen Hand, zieht sie schnell durch, bis man sie im Nacken packen kann, und läßt dann den Schwanz los, worauf sie schlaff herunterhängt. Eine ähnliche Wirkung kann dadurch erzielt werden, daß man die am Schwanze ergriffene Schlange peitschenartig in der Luft schwingt.

Der Schlangengang bietet auch Gelegenheit zur Erlangung des Schlangengiftes, das zu Experimenten und medizinischen Zwecken verwendet wird. Während die Aufmerksamkeit einer Cobra durch Musik gefesselt wird, setzt sich ein Mann gerade vor sie hin, der einen mit einem großen Krautblatte bedeckten Teller in der Hand hält. Auf ein gegebenes Zeichen hört die Musik auf; alsbald schnappt die Schlange wütend nach dem vor ihr sitzenden Manne. Dieser aber hält ihr blitzschnell den Teller vor, welcher den Biß auffängt und auf dem nachher ein eierweißähnlicher Gifttropfen liegen bleibt.

Die große Musikliebe der Brillenschlange kann für die Hausbewohner sehr unangenehm werden, wie folgender Vorfall zeigt.

Eine in Indien wohnende Engländerin saß an einem mond hellen Sommerabend auf der Veranda ihres Gartenhauses und vertrieb sich die Zeit mit Violinspiel. Plötzlich bemerkte sie zu ihrem Entsetzen in einer Entfernung von kaum einem Meter eine große Cobra, welche, durch die Klänge angelockt, auf die Veranda geklettert war und lebhaft züngelnd ihre glühenden Blicke auf die Spielerin richtete. Diese wollte zuerst ihr Heil in der Flucht suchen; aber die Schlange war zu nahe und hätte sie erreichen können, in-

folgebessert fuhr sie fort, zu spielen, während sie gleichzeitig leise immer weiter wegrückte. Nachdem sie so der unmittelbaren Gefahr entronnen war, faßte sie den mutigen Entschluß, die Wirkung der Musik auf die Schlange noch weiter zu verfolgen, und spielte nacheinander verschiedenartige Melodien. Dabei machte sie die überraschende Entdeckung, daß mit dem Charakter der Musik auch die entsprechende Haltung der Cobra wechselte. Bei lustiger Tanzmusik wiegte sie ihren Kopf lebhaft und mit zierlichen Bewegungen hin



Mungos im Kampfe mit einer Brillenschlange.

und her, während sie bei den feierlichen Klängen ernster Musik sofort ruhig wurde und in einen Zustand der Schlaftrunkenheit überzugehen schien. Je harmonischer die Musik war, um so größere Befriedigung zeigte die Schlange, während sie bei einigen absichtlich gespielten scharfen Mißklängen ihr Unbehagen durch zuckende Bewegungen erkennen ließ. Während ihres Spiels hatte sich die Dame langsam der Thür genähert, durch welche sie sich in das Haus rettete, worauf die Cobra sich wieder in den Garten zurückzog.

Natürlich finden die Schlangen auch sonst, ohne durch Musik angelockt zu werden, ihren Weg in die menschlichen

Wohnungen, wodurch bisweilen schreckliche Auftritte herbeigeführt werden. Eines Abends schritt ein junges, nach indischer Sitte im Inneren des Hauses barfuß gehendes Mädchen durch ein dunkles Zimmer, vor dessen Fenster ein Feigenbaum mit weit ausgebreiteten, bis an das Haus reichenden Aesten stand. Plötzlich blieb sie sprachlos vor Schrecken und an allen Gliedern zitternd wie festgebannt stehen. Endlich brachte sie den jammernden Hilferuf: „Mutter!“ über die Lippen. — „Was hast du, mein liebes Kind?“ rief diese aus dem Nebenzimmer. — „Ich — ich bin einer Schlange auf den Kopf getreten.“ — „Bleib ruhig stehen,“ antwortete die Mutter schnell gefaßt, „und drücke den Fuß so kräftig auf, als du kannst! Ich komme.“ Indem sie diese Worte ausrief, näherte sie sich vorsichtig mit einem Richte. Da sah sie ihr Kind, leichenblaß vor Entsetzen, mit schreckerfüllten Blicken, unbeweglich dastehen. Die Schlange hatte sich um den Fuß des Kindes gewickelt und gab sich alle Mühe, ihren Kopf frei zu machen; doch reichte ihre Kraft dazu nicht aus. Die Mutter drückte ihren Fuß fest auf den ihrer Tochter und umschlang sie mit den Armen. So standen sie lange voll banger Erwartung, ob es ihren gemeinsamen Anstrengungen gelingen werde, die Cobra zu töten. Nach und nach wurden die Windungen des Schlangensleibes schlaffer, und endlich fielen sie ganz zu Boden. Die Giftschlange war erstickt, ihr Kopf zerdrückt, das beinahe ohnmächtig gewordene Kind gerettet.

Gegen den Schlangenbiß giebt es zahlreiche Mittel, wie Ausschneiden und Brennen der Wunde, Auflegen von „Schlangensteinen“, zerstoßenen Wurzeln und Blättern, Eingeben von Pflanzensäften, Salmiakgeist, Chlor, Arsen und anderen Giften; aber ein zuverlässiges Heilmittel hat man bis jetzt noch nicht entdeckt. Das wirksamste von allen scheint der in irgend einer Form reichlich genossene Alkohol zu sein; wenigstens hat man schon wiederholt die Beob-

achtung gemacht, daß schwer betrunkene oder auch durch Opium berauschte Menschen von giftigen Schlangen ohne nachtheilige Folgen gebissen wurden. Falls ein Finger oder eine Zehe durch einen Biß vergiftet worden ist, so ist das sicherste, aber auch radikalste Mittel das sofortige Abschneiden dieses Gliedes, in anderen Fällen kann das tiefe Ausschneiden und Ausbrennen der Wunde helfen. Allerdings gehört zu einer solchen Operation viel Energie, und nicht jeder würde es wohl jenem englischen Lokomotivführer in Indien nachmachen, welcher, als er beim Kohlenfassen von einer Cobra in die Hand gebissen worden war, den Arm in den Feuerkasten der Lokomotive streckte, was ihm zwar fürchterliche Schmerzen verursachte und ihn zum Krüppel machte, aber ihm das Leben rettete.

Unter den begreiflicherweise sehr wenig zahlreichen Feinden der Brillenschlange ist der gefährlichste der Mungos oder die indische Manguste, ein durch geschmeidige, flinke Bewegungen ausgezeichnetes kleines Raubthier von gestrecktem Körperbau mit niedrigen Beinen, starrhaarigem Pelz und langem Schwanz. Unser Gewährsmann war einst durch einen günstigen Zufall Augenzeuge eines zwischen einer Brillenschlange und einem Mungos entbrannten Kampfes, von welchem er eine ausführliche Schilderung giebt, die wir hier zusammenfassend wiedergeben wollen.

Auf einem Spaziergange hatte er auf einem Steinhaufen eine Cobra angetroffen, die sich eben in das nahe Gebüsch flüchten wollte, als plötzlich ein Mungos ihr den Weg versperrte. Sofort nahm erstere ihre bekannte Angriffsstellung ein, während letzterer unbeweglich vor ihr stand und seine glühenden Blicke auf sie heftete. Nach längeren Schwankungen ihres aufgerichteten Kopfes, der sich zuerst seitwärts, dann vor- und rückwärts wiegte, schnellte die Schlange blitzartig auf ihren Feind los, der jedoch ebenso schnell zurückwich, so daß ihr Biß ihn nicht erreichen konnte

und nur den harten Boden traf. Sofort nahm die Cobra wieder ihre frühere Stellung ein, ebenso der Mungos, der es darauf abgesehen zu haben schien, seine Gegnerin zu ermüden. Ein zweiter Angriff hatte denselben Mißerfolg. Darauf änderte der Mungos seine Taktik und fing an, um die Schlange herumzuhüpfen und sie dadurch noch mehr zu reizen und zu ermüden. Dann stellte er sich wie eine von einem Hunde bedrohte Katze wieder vor sie hin, und als ein neuer Angriff erfolgte, gelang es ihm, dem gefährlichen Biß seitwärts auszuweichen und an dem Kopfe seiner Feindin vorbeizuschleichen; aber sofort drehte er sich um und packte sie mit seinen scharfen Zähnen von hinten im Nacken. Nun umschlang die Cobra seinen Leib mit ihren fürchterlichen Windungen und suchte ihn zu erdrücken. Ihr Schwanz bewegte sich lebhaft hin und her und peitschte die Seite des Gegners, der jedoch seinen Halt nicht losließ. Nach und nach hörte jede Bewegung der Schlange auf, und ihre Windungen wurden schlaffer. Der Mungos richtete sich auf, erfaßte ihren Kopf mit seinen Bordertagen, schüttelte den Schlangenleib ab und verschwand im Dickicht. Die Cobra aber blieb tot liegen, denn die scharfen Krallen ihres Feindes hatten ihr den Kopf zerrissen.





Ein Besuch bei dem Pondokönig Umquikela.

Südafrikanische Skizze von Fred Morris.

Mit 5 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden durch die Eroberungszüge des Zulukönigs Tschaka verschiedene große Kaffernstämme zertrümmert und weiter südlich gedrängt. Zu den letzteren gehörten die Fingus, dagegen gelang es den Pondos, ihre alten Stammstühle wenigstens teilweise festzuhalten. Sie zählen etwa 60,000 Köpfe und sind heute im südöstlichen Teile des Kaffernlandes zusammengedrängt und seit 1884 unter britische Oberhoheit gestellt.

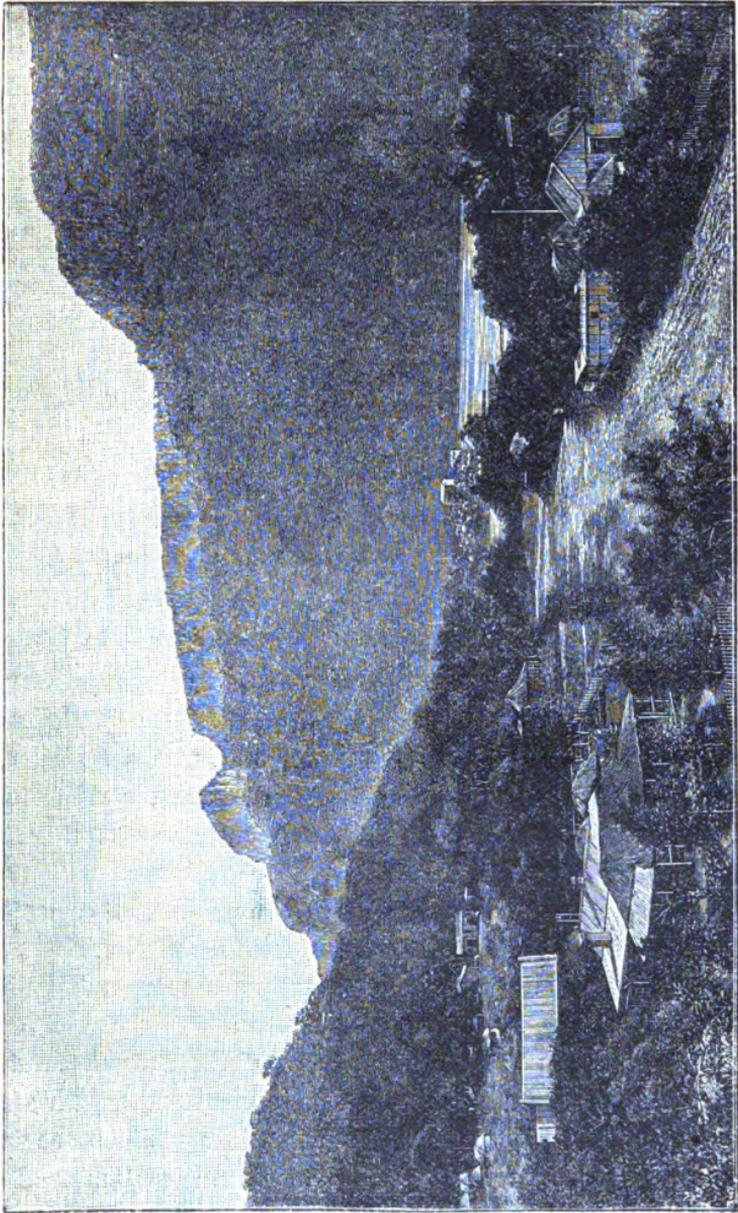
Das Pondoland umfaßt 9324 Quadratkilometer zwischen Tembuland, Ostgriqualand, Natal und dem Indischen Ozean. Es wird von den Flüssen Umtata und Umtamvuna begrenzt und vom St. John's River und zahlreichen Nebenflüssen durchzogen. Geradezu entzückend sind nach der Schilderung des deutschen Reisenden C. Nagel die Küstengebiete von der St. Johnsmündung bis zur Delagoabai. Sie haben zahlreiche Waldungen aufzuweisen, während das Innere meist freies Grasland bildet. Jene Waldungen sind in der Breite nicht sehr ausgedehnt, sondern ziehen sich als schmaler Gürtel längs der Flußufer hin. Die Flüsse der Küstengebiete erweitern sich buchtartig schon mehrere Meilen vor ihrer

Mündung, die nach dem Meere zu von einer Sandbarre verschlossen zu sein pflegt.

Eine charakteristische Eigenart der südafrikanischen Landschaften bilden die sogenannten Flußthore (Poorts), die durch das Hervorbrechen der Flüsse aus den Plateaurändern entstanden sind, und sich in ihrem Laufe mehrfach wiederholen können, wenn die Wasserläufe mehrere Plateauränder zu passieren haben, bevor sie sich durch das letzte, unterste „Thor“ ins Meer ergießen. Besonders majestätisch ist das Flußthor des St. Johnsflusses oder Umzimvubo, und hier entfaltet sich auf beiden Ufern eine solche reizvolle Scenerie, in der schroffe Felsvorsprünge und blumige Ufer, düstere Baumgruppen und Bananenhaine miteinander abwechseln, daß man sich nur schwer von diesen lieblichen Bildern trennen mag.

Der genannte Reisende befand sich in Durban, der Hafenstadt der britischen Kolonie Natal in Südostafrika, an der gleichnamigen Bai, als er eine Einladung des „Pondoönigs“ Umquifela erhielt, ihn in seiner „Residenz“ zu besuchen. Er begab sich längs der Küste über Umkomanzi, Umzinto, Umzimkulu und Marburg dorthin, und wir folgen ihm auf seinem interessanten Streifzuge durch dies wenig bekannte Gebiet. Wo der Weg nach dem Inneren des Landes umbog, wurde die Landschaft kahler und die Berge höher und steiler. Die Waldungen verschwanden mehr und mehr, und nur noch vereinzelt Büsche und Bäume kamen in tiefen Klüften und auf feuchten Abhängen zum Vorschein, während die wenigen Ansiedelungen schon von fernher durch die sie umgebenden schlanken australischen Gummibäume kenntlich gemacht wurden.

In einer der letzteren traf der Reisende einen alten Buren, der dort schon seit 24 Jahren ganz einsam mit seiner guten, nie fehlenden Büchse, cinem treuen Hunde und einer kleinen Herde Vieh hauste, nur selten von einigen Ein-



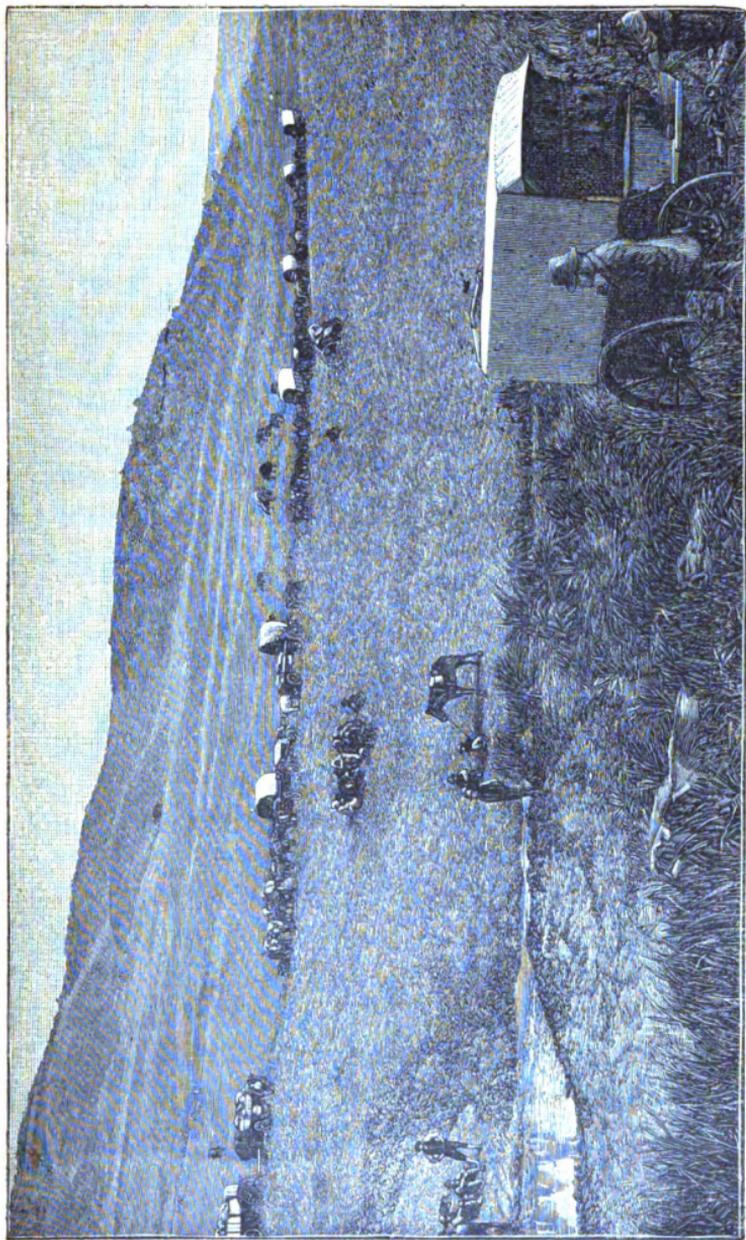
St. Johns mündung, rechtes Ufer.

geborenen besucht, von denen er Mais oder getrocknete Häute eintauschte. Dieser Einsiedler war hoch erfreut über den Besuch, der bei ihm einige Stunden Rast machte. Er fragte ihn nach echter Burenart erst gründlich über das Woher, Wohin und Warum aus und begann dann Jagdgeschichten zu erzählen, bis Nagel sich wieder reisefertig machte.

Dieser traf weiterhin eine größere Karawane, die statt der sonst in Südafrika meist üblichen schweren Ochsenfuhrwerke leichte, mit Pferden bespannte Wagen hatte. Er schloß sich ihr aber nicht an, sondern setzte seinen Weg zu Pferd allein fort. Am Abend desselben Tages erreichte er die Grenze zwischen Natal und dem Pondolande an der Umtamvuna-drift.

Bis dorthin hatte ihm Umquifela den Häuptling Umhlangaso (sprich: Umschlangaso) nebst fünfzig Pondokriegern zu seinem Empfange entgegengeschickt. Da diesem das Warten aber zu lange währte, so war er mit seinen Leuten wieder nach ihren heimatlichen Kralen zurückgeritten, hatte aber einen Führer und einen Brief für den Reisenden mit der Bitte, ihm ungesäumt zu folgen, zurückgelassen. Wie Nagel von einem Engländer erfuhr, der an der Pondogrenze eine Schmuggelstation errichtet hatte und recht gute Geschäfte zu machen schien, waren die Pondos erst kurz vor seinem Eintreffen wieder fortgeritten, so daß er wohl hoffen durfte, sie noch in derselben Nacht einzuholen.

Er rastete, bis der Mond aufgegangen war, und setzte dann seinen Weg auf einem von dem Engländer gemieteten Klepper fort, da er seinem eigenen Pferde bis zur Rückreise Ruhe gönnen wollte. Mit dem Pondoburschen, der den Führer machte, konnte er keine Unterhaltung führen, da er von dessen eigentümlichem Dialekt nur wenig verstand. So ritten beide denn schweigend durch die stille Mondlandschaft, durch Klüfte, über Felsen und steile Abhänge. Endlich

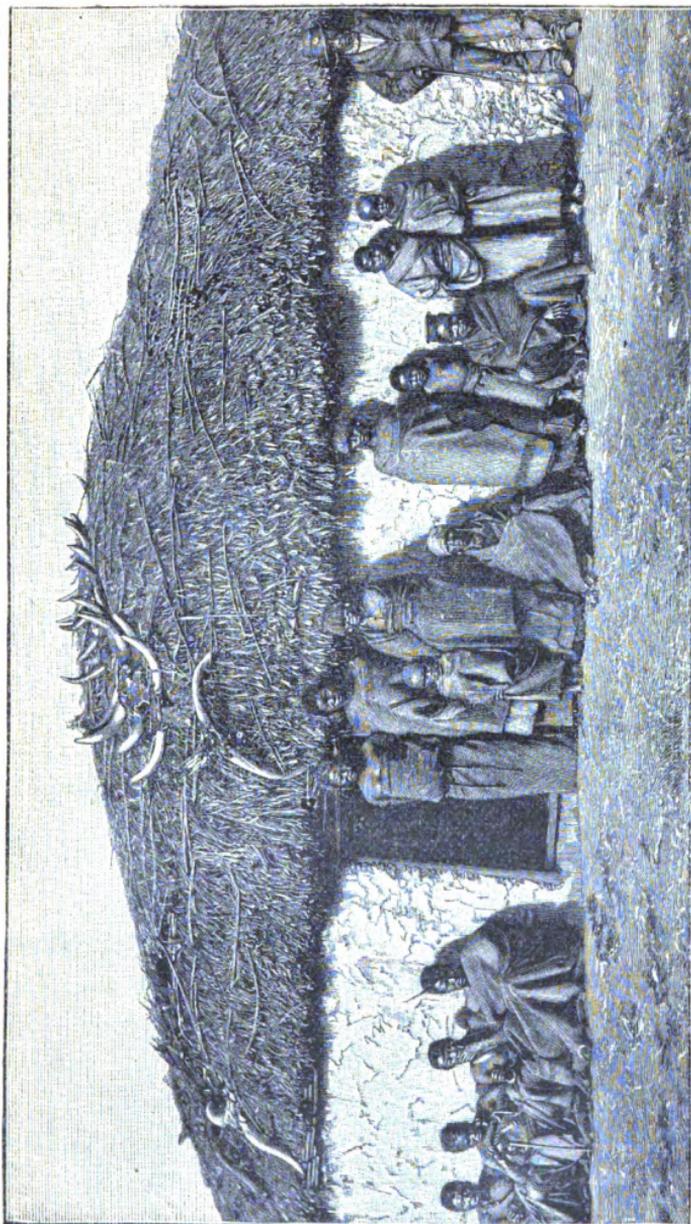


Karawane im Inneren von Natal (Südosafrika).

wurde eine Hütte erreicht, deren lückenreiche Wände aus Lehmwerk errichtet waren, während man das dem Einstürzen nahe Dach aus alten Blechlisten notdürftig zusammen-genagelt hatte. Im Inneren hatten zwei europäische Händler ein kleines Warenlager von Bedarfsartikeln für die Eingeborenen eingerichtet. Sie boten dem späten Ankömmling bereitwillig ein Nachtquartier am Boden an, da dieser aber gleich beim Eintritt in die Hütte ein höchst verdächtiges Jucken an den Beinen verspürte, so dankte er verbindlichst und beeilte sich, seinen Weg fortzusetzen. Es war eine herrliche Nacht, deren Zauber der Reisende tief empfand. „In einem wilden, von der Natur großartig angelegten Lande allein in die Nacht hineinzureiten, hat einen eigentümlichen Reiz, der nicht wiederzugeben ist. Es sind dies die Augenblicke, die nur der empfinden und verstehen kann, der sie selbst gekostet hat, besonders wenn, wie hier, eine überwältigende Natur die Größe des Augenblicks erhöht.“

Die Wälder in ihrer tropischen Fülle lehnten sich an massiv aufsteigende Felspartien, überragt von noch mächtigeren Steinkolosse, die im Schein des Mondes wie Burgen ausfahen. Die nächtliche Stille wurde nur durch den klagenden Ruf des Quaalala, der Nachtigall des Pondolandes, unterbrochen. Mitunter huschte auch wohl ein aufgeschrecktes Wild über den schmalen Pfad, um im nächsten Augenblick wieder in dem Dickicht zu verschwinden. Die stolzen Wipfel der breitblättrigen Bananen wiegte ein sanftes Nachtlüftchen, ihnen leise ächzende Laute entlockend.

Zahlreiche kleine Schluchten wurden passiert, auf den schmalen, durch die Urwaldungen führenden Wildpfaden mußte man oft absteigen und die Pferde am Zügel nachziehen, dann wieder ging es auf beschwerlichen Fußsteigen steil an Klüften bergan. Die eingeborenen Pferde haben aber einen außerordentlich sicheren Schritt, und wenn ihnen der Reisende die Zügel ruhig überläßt, so tragen sie ihn



Jn Umquiketas Kral.

über die gefährlichsten Saumpfade und an schwindelerregenden Abgründen vorbei, ohne nur ein einziges Mal zu stolpern.

Gegen Morgen wurde der Kral Emagussheni erreicht, bei dem eine große Anzahl von Pferden weidete. Der Reisende vermutete ganz richtig, die Abgesandten Umquifelas bereits eingeholt zu haben, und kroch in die erste beste Hütte, auf deren Fußboden bereits einige dunkle Gestalten schnarchten, um wenigstens etwas von der versäumten Nachtruhe nachzuholen. Die Schläfer ließen sich durch seinen Eintritt nicht im mindesten stören und entdeckten seine Anwesenheit erst im hellen Tageslichte.

Dann erschien auch der Häuptling Umhlangaso und begrüßte den Weißen in herzlicher Weise. Nach eingenommenem Frühstück, nach Kaffernart aus einem Maisbrot bestehend, wurden zunächst die frei umherlaufenden Pferde eingefangen und hierauf der Ritt gemeinsam fortgesetzt. Die kräftigen Pundos boten auf den kleinen eingeborenen Pferden ein ungemein wildes, kriegerisches Bild; jeder von ihnen war im vollständigen Kriegsschmuck, mit aus Ochsenhaut geschnittenen Streifen um Kopf, Hals, Lende und Knie, und führte den Kriegsschild nebst mehreren Wurfspießen. So ging es in schärfster Gangart, bergab und bergauf, durch Bäche und über sandige Ebenen nach Gfinslhoyaneni, dem Kral des Häuptlings Umhlangaso.

Die begleitenden Krieger blieben außerhalb des Krals und machten sich sofort eifrig über das beliebte Kaffernbier Utywala (sprich: Utschuala) her, das ihnen kredenzirt wurde. Die Eingeborenen kochen es aus einer Art Hirse, die Amabeli heißt, und trinken es nach der ersten Gärung in dickflüssigem Zustande. Sein Geschmack ist ein stark rauchiger, erinnert aber etwas an junggefelterten Wein, der am Rhein als „Federweißer“ bezeichnet wird.

Dem Fremdling trat auf der Kotla, dem kreisförmigen

Platze, wo die großen Versammlungen abgehalten werden, die erste Frau des Häuptlings entgegen, um ihm den Willkommengruß darzubieten. Dann wurde im Innern der



Im Egosa- (Ekossi-)Busch.

Hütte, in der sich noch fünf niedere Frauen Umhlangasos befanden, ein Zmbiß eingenommen.

Der Königsral Umquifelas lag von dort noch dreißig englische Meilen entfernt. Das Weiterreisen geschah in gemäßigterem Tempo, und unterwegs schlossen sich noch viele Pundos zu Fuß dem Trupp an. Gegen 9 Uhr

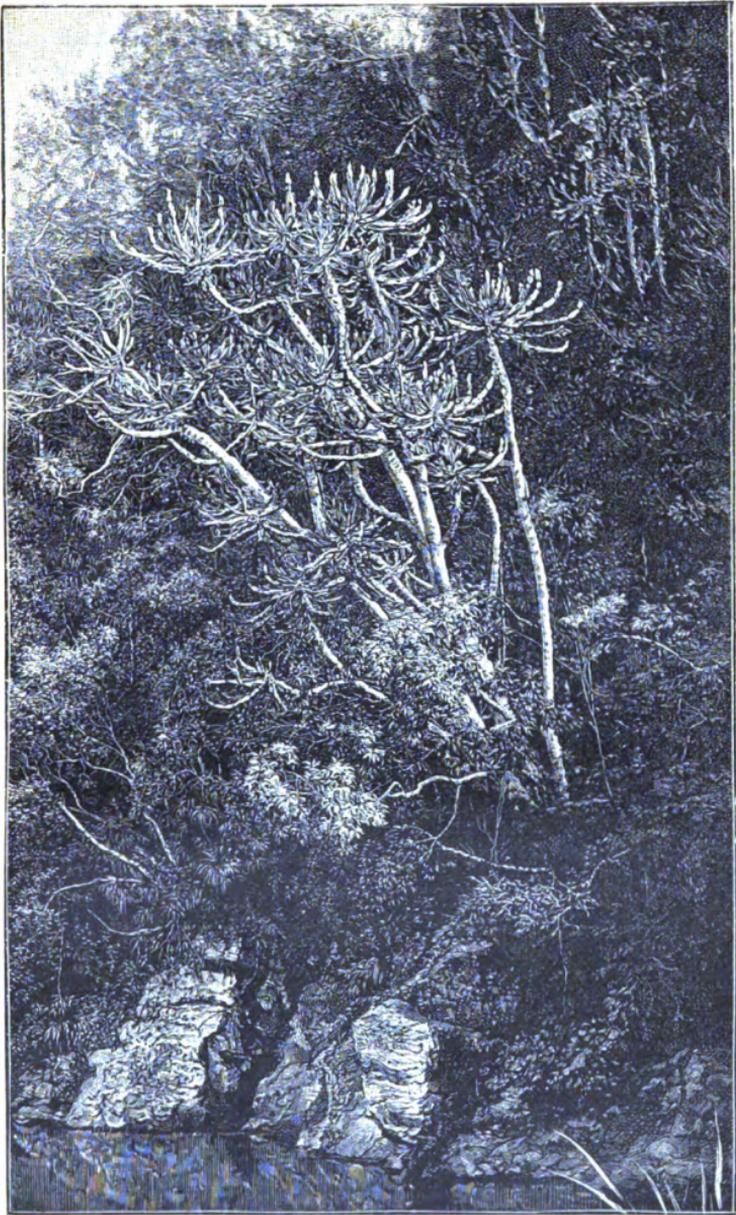
abends wurde der Kral des Königs bei vollständiger Dunkelheit erreicht.

Seine Majestät waren bereits schlafen gegangen, geruhten aber doch, nachdem Umhlangaso das Eintreffen des Weißen gemeldet hatte, aus ihrer Hütte hervorzukriechen und diesen zu umarmen und zu küssen, wobei sich allerdings ein verdächtiger Branntweindunst verbreitete. Umquikela ist ein Bruder des Häuptlings Umhlangaso und gleich diesem von stattlichem Körpermaß, jedoch entnervt durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke. Er überläßt deswegen seinem Bruder, dem „Chief Councillor of Pondoland“, bereitwillig alle Regierungssorgen, soweit von solchen unter dem britischen Protektorate überhaupt noch die Rede sein kann.

Am anderen Morgen fand der Fremdling vor dem Eingange seiner Hütte zu seiner angenehmen Ueberraschung Waschwasser nebst Seife und zwei Handtüchern bereitgestellt. Nicht minder „zivilisiert“ erwies sich das später aufgetragene Frühstück, bestehend aus Kaffee und gut zubereiteten Beefsteaks nebst Eiern.

Nachher ließ ihn Umquikela in seine Hütte bitten, die an der Kotla lag, um Verhandlungen einzuleiten, die den ganzen Tag über währten, da die Raffern es lieben, derartige Geschäfte möglichst in die Länge zu ziehen. Als Nagel gegen Sonnenuntergang die Hütte verließ, war er glücklicher Besitzer eines bedeutenden Areal, das sich von der St. Johnsmündung bis zum Ubaziflusse ostwärts erstreckte und insbesondere den herrlichen Egosa- oder Ekoffibusch einschloß.

Er veranlaßte nun, daß noch in derselben Nacht einige Pondos mit allerlei Hausrat aus dem Kral des Königs nach einer Stelle im Ekoffibusch, die Umhlangaso ihnen angegeben hatte, vorausgeschickt wurden. Dorthin verfügte er sich in Begleitung des Häuptlings am anderen Morgen; es wurde ein Zelt aufgeschlagen und mit einem Feldbett,



Cropisches Vegetationsbild aus dem Umzimvubo- (St. Johns-) Chale.

einem gebrechlichen Tisch, einigen Decken und dem notwendigsten Kochgeschirr ausgestattet. Bevor der Häuptling wieder fortritt, ließ er dem Fremdling einen alten Pondo als Diener zurück. Der Mann hieß Ibanda, was „Ei“ bedeutet, ohne daß Nagel ergründen konnte, auf welche Weise der Schwarze zu diesem Namen gekommen war. Die Raffern geben nämlich mit Vorliebe jedem einzelnen einen Namen, der sich auf irgend eine Gewohnheit oder Eigentümlichkeit des Betreffenden bezieht, wie zum Beispiel Utangofala (Einzäunungszerstörer), Iſidhlova (der Heftige). Auch bei Europäern thun sie das; so nannten sie beispielsweise einen Reisenden, der jeden Morgen nach heißem Wasser zum Rasieren schrie, Tyisano amanzi (Heißwasser), und einen schwindfüchtigen Missionar, der entsetzlich an Hustenanfällen litt, Spapu (Lunge).

Ueberaus reizvoll war die Scenerie des Ekoffibusches, in dessen Einsamkeit der Reisende sich nun eine Zeitlang aufhielt. Im Osten wurde der dichte tropische Urwald von gigantischen Felspartien überragt; mehr nach dem Inneren des Landes zu bauten sich grasbewachsene Bergkegel, einer hinter dem anderen, auf und ganz in der Ferne schloß der tiefblaue Ozean dies herrliche Bild ab. In der Tiefe aber strömte der Umzimvubo oder St. Johnsfluß dem Meere zu, der aus den Drakensgebirgen kommt.

Eine reiche tropische Vegetation erfüllt das sonnige Thal dieses Flusses, in den Zweigen spielen unzählige buntgefiederte Vögel, und hier wie im Ekoffibusch konnte der Reisende nun nach Herzenslust Steine sammeln, Pflanzen pressen und der Jagd obliegen. Letzteres geschah indessen nicht bloß zum Vergnügen, denn außer einer Kiste Biskuits und einer Flasche Salz hatte er nichts bei sich, um seinen Hunger und den seines dunkelhäutigen Dieners zu stillen. Es fehlte aber durchaus nicht an Auswahl für die Küche: der Fluß lieferte Fische, Schildkröten und Krebse,

der Wald Perlhühner und andere Vögel der verschiedensten Arten, sowie von Bierfüßlern die zierliche Spitiantilope, den Rietbock (eine kleine Antilope) und den größeren Umfonka oder Buschbock und andere, welche delikate Braten abgaben.

Außerdem brachten an jedem Morgen Ifankas beide Töchter aus ihrem nicht weit entfernten Kral gegen eine kleine Vergütung nach dem Zelte ein großes Gefäß mit frischer Milch, das mittags durch ein neues ersetzt wurde. Die beiden Kaffermädchen zählten noch nicht fünfzehn Jahre und waren wirklich hübsch mit ihren fröhlich und unbefangenen in die Welt blickenden Augen. Sie trugen einen Lendenschurz aus Perlen und außerdem noch einige messingene oder eiserne Armringe und jede ein Perlenhalsband. Ihr Betragen war ein heiter-kindliches, dem jedoch eine gewisse jungfräuliche Schüchternheit nicht fehlte. Die ältere hieß Umnandi (zu deutsch: süß); der gewöhnliche Morgengruß der Mädchen lautete: „Sa ku bona 'nkosi“ (Ich habe dich gesehen, o Herr).

Für eine größere Treibjagd ließ sich Nagel von einem in der Nachbarschaft wohnenden Inkosi (Häuptling) die erforderlichen acht bis zehn Treiber zum Aufsuchen der Büsche geben. Dieser hatte ein ansehnliches Dorf unter sich, das an den waldigen Hängen des Umfila, eines Nebenflusses des St. John, lag und etwa zwei Stunden von dem Standquartier des Weißen entfernt war. Der Weg dorthin führte durch einen Hain mit mächtigen Moen. Der Kral oder Umusi selbst bestand, wie die meisten dergleichen Niederlassungen der Eingeborenen, aus einer kreisförmigen Einfriedung aus Flechtwerk, etwa 100 Meter im Durchmesser, in deren Innerem sich 40 bis 50 Hütten erheben. Sie waren aus dünnen Zweigen geflochten und mit langem Grase überdeckt, im Aeußeren großen Bienenkörben gleichend.

Eine Meute kläffender Kaffernhunde meldete das Nahen eines Fremden, dem dann ein Pondo mit den Worten entgegentrat: „U funani na?“ (Was suchst du?) Nachdem ihm mitgeteilt worden war, daß der Weiße den Häuptling zu sprechen begehre, übertrug er die Wache einem Genossen und entfernte sich, um den Inkosi zu benachrichtigen. Gleich darauf erschien ein alter Pondoneger mit einer zierlich geflochtenen Grasdecke, die er, ohne ein Wort dabei zu reden, vor dem Fremdling auf der Erde ausbreitete. Hierauf kamen etwa 20 bis 30 hübsche, kräftig gebaute junge Neger und zuletzt der Häuptling. Ihm folgte sein Mundschenk, ein weißhaariger Greis, mit einem mächtigen Napfe voll Kaffernbier zum Zwecke gastfreundlicher Bewirtung. Dieser Mundschenk that zuerst einen kräftigen Zug aus dem Biergefäß und überreichte es dann seinem Gebieter, nach dem es erst der Fremde bekam. Nach dem bei den Pondos herrschenden „Komment“ müssen nämlich zuvor der älteste Mann des betreffenden Krals und dessen Herr dem Gaste Bescheid gethan haben, ehe dieser trinken darf.

Als der Reisende sich von Umquikela und Umhlangaso nach diesem ersten Aufenthalte im Pondolande verabschiedete, gaben beide ihm ihre ältesten Söhne nach Deutschland mit. Er ritt mit diesen Pondoprinzen nach Durban zurück, von wo er die erste Schiffsgelegenheit benutzte, um heimwärts zu steuern.





Mannigfaltiges.



Graf und Kaufmann. — In Rennes, derselben französischen Stadt, auf die vor kurzem die Augen aller Welt gerichtet waren, versammelten sich im Frühling des Jahres 1722 die Stände der Bretagne, um, wie alljährlich, über die Angelegenheiten der Provinz zu beraten und zu beschließen. Da erklärte am Schlusse einer Tagesitzung der alte Adelsmarschall, der junge Graf Raoul v. Kerbriand sei in einer besonderen Veranlassung erschienen. Er wünsche nämlich kraft eines alten, im Herzogtum Bretagne zu Recht bestehenden Gesetzes seinen Adel und sein altes Ahnenschwert bei den Ständen auf unbestimmte Zeit zu deponieren, da er gesonnen sei, sich nach der Insel Martinique zu begeben, um dort zu versuchen, durch ein bürgerliches Gewerbe, nämlich als Handelsmann, sich Vermögen zu erwerben. Er sei, wenn auch nicht durch eigene Schuld, so verarmt, daß er zu diesem Schritte gezwungen sei.

Raoul v. Kerbriands Vater, Großvater und Urgroßvater hatten ein Jahrhundert hindurch so arg darauf los gewirtschaftet und in Saus und Braus gelebt, daß eines ihrer Güter nach dem anderen verloren gegangen war. Für den armen Raoul, den letzten Sproß der gräflichen Familie, war nach dem Tode seiner Eltern fast gar nichts übrig geblieben. Das also brachte ihn zu solchem Entschlusse.

Mit aller Förmlichkeit deponierte er bei den Ständen seinen Adel durch Ueberreichung seiner Familienpapiere und des alten

Ahnenschwerts, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, seinen Adel später wieder reklamieren zu dürfen. Ueber die Verhandlung wurde ordnungsgemäß ein Protokoll aufgenommen, dann ließ der solchermaßen zum Bürger gewordene junge Edelmann auf Grund des Protokolls vom Magistrat der Stadt Rennes sich einen Paß ausstellen, lautend auf den Namen Raoul Briand, Stand: Kaufmann.

Indem er alles verkaufte, was er noch sein nannte, brachte er eine Summe Geldes zusammen, die hinreichte zur Beschaffung eines kleinen Warenlagers von allerlei Pariser Galanterie-, Mode- und Luxusartikeln. Damit begab er sich nach Nantes und segelte mit seinen Waren nach Westindien, wo er wohlbehalten anlangte und in St. Pierre, der Hauptstadt der Insel Martinique, einen kleinen Laden mietete, in welchem er seine Waren zur Schau und zum Verkauf ausstellte.

Bald erlangte er gute Kundschaft, besonders seitens der schönen und reichen Damen der Insel. Denn es hatte sich — wahrscheinlich durch den Kapitän des Schiffes, welches ihn hergebracht — die Kunde verbreitet, daß er in Wahrheit nicht der einfache Kaufmann Briand, sondern vielmehr der vornehme bretagnische Graf Kerbriand sei. Das erregte so viel Interesse für den auch sonst liebenswürdigen und hübschen jungen Kaufmann, daß sein Geschäft derartig gut ging, daß er bald von den Großhändlern in St. Pierre neue Vorräte beziehen mußte. Bereitwillig gaben die Großkaufleute ihm Kredit. Solche angenehme Erfolge entflammten seinen spekulativen Geist zu den kühnsten Hoffnungen und in seinen Träumen sah er sich schon als zukünftigen großen Handels Herrn und Millionär.

Auch der Gouverneur der Insel, Baron v. Breteuil, erhielt Kunde von ihm. Dieser, ein Landsmann, war einst der vertraute Freund von Raouls Vater gewesen. Er ließ den jungen Mann zu sich bitten, empfing ihn mit ausgezeichnete Artigkeit, bewirtete ihn und bot ihm ein Leutnantspatent an, falls er seinen in Rennes deponierten Adel reklamieren und sich nachschicken lassen wolle. Andernfalls könne er eine gute Anstellung als Sekretär in einem Bureau des Gouvernements bekommen mit sicherer Aussicht auf baldiges Avancement. Raoul lehnte

danke ab und sagte, er sei ja nach Martinique gekommen, in der Hoffnung, sich ein ansehnliches Vermögen zu erwerben, und dies glaube er am besten durch einträgliche Handelsgeschäfte zu erzielen.

Es stand aber in den Sternen geschrieben, daß der junge Graf nicht lange mehr hinter dem Ladentische stehen solle. In St. Pierre wohnte die millionenreiche Witwe des verstorbenen Zuckerplantagenbesizers Duponchel. Ihre einzige Tochter Louise, ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren, verliebte sich sterblich in den interessanten Raoul. Die jungen Herzen fanden sich, und bald kam es zu einer Erklärung.

Madame Duponchel, eine sehr vernünftige Frau, sagte zu ihrer Tochter: „Wenn er wirklicher Graf ist, habe ich durchaus nichts gegen diese Verbindung; doch soll er natürlich die Krämerei aufgeben. Profitiert er von unseren Millionen, so wollen wir von seiner Bornehmheit profitieren. Nicht Frau Briand sollst du werden, sondern Frau Gräfin Kerbriand. So soll's mir recht sein. Um aber volle Sicherheit zu erlangen, daß hier kein Irrtum vorliegt, gehe ich zum Gouverneur und werde mit ihm darüber sprechen.“

Dieser bestätigte ihr auf sein Wort, daß die Sache vollkommen in Richtigkeit sei. Raoul könne jederzeit, wenn es ihm beliebt, seinen in Rennes deponierten Grafentitel wieder annehmen. Nicht seine Schuld sei es, daß er so verarmt, sondern die seiner Vorfahren, und die Tugend der Sparsamkeit, welche diesen gefehlt hätte, scheine er zu besitzen.

Sehr zufriedengestellt durch solches Zeugnis, ließ die reiche Witwe den jungen Mann zu sich bitten. Gerührt segnete sie den Liebesbund, machte jedoch zur Bedingung, daß Raoul die Kaufmannschaft aufgebe und wieder in seiner Heimat ein vornehmer Graf werde. Sie selbst wolle mit nach Frankreich, um an solcher Bornehmheit teilzunehmen. Natürlich war ihm dies ganz recht. Man flog ihm die Millionen nur so zu; er brauchte sie nicht erst zu verdienen. Bald wurde die Hochzeit zu St. Pierre mit großer Pracht gefeiert. Er verkaufte sein kleines Geschäft, Frau Duponchel ihre großen Plantagen, und dann schiffte sich das glückliche Ehepaar nach Nantes ein.

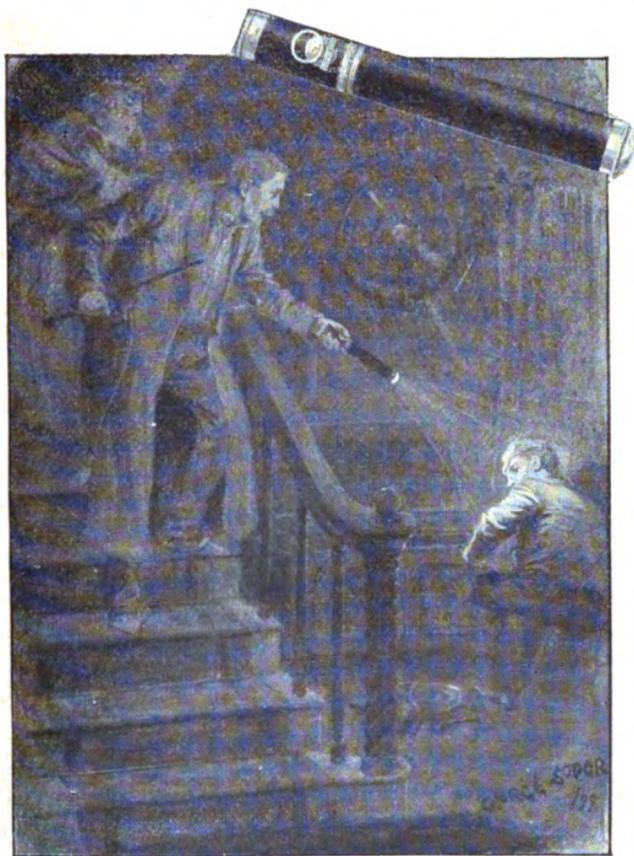
Nach gerade einjähriger Abwesenheit kam Raoul wieder in der Heimat an. Er begab sich nach Rennes, wo eben wieder die Stände versammelt waren, und reklamierte seinen deponierten Adel. Er empfing auf feierliche Weise seine Familienpapiere und sein altes Ahnenschwert. Der Adelsmarschall und die vielen anderen anwesenden Edelleute schüttelten ihm die Hände und beglückwünschten ihn, daß er in Westindien so rasch seinen Zweck erreicht habe. Jetzt gehöre er, wie früher, wieder zu ihnen, zum alten Adel des Landes.

Mit Hilfe der erheirateten Millionen kaufte Raoul, soweit es ihm möglich, die Güter, welche seinen Vorfahren früher gehört hatten, wieder an, und fortan lebte er in der Bretagne glücklich und zufrieden mit seiner lieben Louison und seiner guten Schwiegermutter Frau Duponchel. F. V.

Neue Erfindungen: I. Elektrische Taschenlaterne. — Obwohl unsere moderne Art, mit Sicherheitszündhölzern Licht zu machen, der ehemaligen mittels Schwefelfaden, Stahl und Schwamm oder Phosphorhölzern bedeutend überlegen ist, kann man doch nicht sagen, daß sie allen Anforderungen entspricht. Besonders in zugigen Durchgängen oder dort, wo größte Schnelligkeit erforderlich ist, läßt sie viel zu wünschen übrig. Wer zum Beispiel einen Dieb in seinem Hause oder in seinem Zimmer vermutet, dem werden die besten „schwedischen“ und eine Kerze sehr wenig nützen. Das Verfahren ist zu zeitraubend. Wer nachts nach Hause kommt, und bei Sturm und Wetter sein Wachstreichholz in Brand setzen will, um sich in seine Wohnung hinaufzutappen, wird ebenfalls einigen Schwierigkeiten begegnen. Dem hilft auf die einfachste Weise eine kürzlich in den Handel gelangte elektrische Taschenlaterne ab, die in verschiedenen Größen angefertigt wird. Es ist ein Cylinder von 21 bis 34 Centimeter Länge und gegen 4 Centimeter Dicke. Unser Bild zeigt oben rechts in der Ecke die äußere Gestalt des Apparates, darunter die praktische Anwendung. Man kann ihn bequem in der Rocktasche tragen, und ein einziger Druck auf den am Handgriff befindlichen Ring gestattet es dem Besitzer, entweder ein kurzes Blickecht oder einen längere Zeit dauernden Lichtstrahl aus der an der Spitze des Cylinders befindlichen Glühlampe zu er-

zeugen. Die nützliche Erfindung wird sicherlich schnell Verbreitung finden. F. 3.

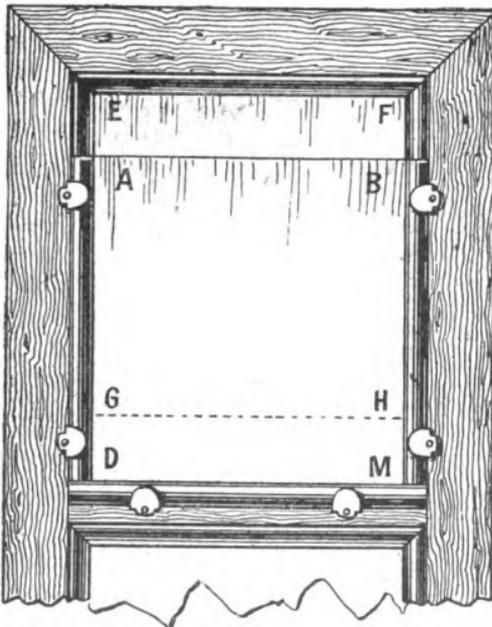
II. Castaings Doppelscheiben zur immerwährenden Lüftung. — Trotz der großen Fortschritte in der Erkenntnis richtiger hygienischer Grundsätze und ihrer Verbreitung geschieht



Eine elektrische Taschenlaterne.

vielfach noch immer zu wenig für Erneuerung der Luft in bewohnten Räumen. Wenn man weiß, daß jeder Mensch täglich 72 Kubikmeter reiner Luft verbraucht, und daß ferner durch die ausgeatmete Luft, sowie durch Heizung und Beleuchtung die in den Zimmern vorhandene Luftmenge fortwährend verschlechtert

wird, so kann man sich nicht wundern, daß bei mangelnder Lüftung üble Folgen entstehen. Die natürliche Ventilation, das heißt der Austausch zwischen reiner und schlechter Luft durch Wände, Fenster- und Thürrißen, genügt keineswegs und muß durch gleichzeitiges Öffnen der Fenster, noch besser durch gleich-



Fenster mit Doppelscheiben nach Dr. Castaing
zum Zweck immerwährender Lüftung.

zeitiges Öffnen von Thüren und Fenstern, so daß Gegen- und Durchzug entsteht, von Zeit zu Zeit erhöht werden. Es genügt auch nicht, im Nebenzimmer auf einige Stunden einen Fensterflügel zu öffnen, sondern die Lufterneuerung muß in dem Zimmer selbst geschehen. Bei der ängstlichen Scheu, die viele Personen nicht nur vor der gefürchteten Zugluft, sondern auch vor dem Eindringen kälterer Luft überhaupt in bewohnte

Räume hegen, sucht man die Lüftung vielfach durch Anbringung von Luftöffnungen oder Klappen an den oberen Fensterscheiben zu bewirken, doch ist auch dies keineswegs ausreichend. Vortrefflich bewährt hat sich dagegen ein Verfahren von dem französischen Generalarzt Dr. Castaing, dem die Pariser Akademie der Wissenschaften für seine Methode der immerwährenden Lüftung von Wohn- und Schlafräumen mittels Doppelscheiben einen Preis zuerkannt hat. Das Verfahren ist einfach und praktisch; es findet keinerlei Zug oder plötzliches Zuströmen kalter Luft statt, sondern der Ausgleich zwischen der inneren verdorbenen und der äußeren guten Luft geht fortwährend und ganz unmerklich von

statten. Unsere Abbildung macht das Verfahren genügend anschaulich. Man läßt einfach bei einer schon vorhandenen Scheibe die untere Partie etwa 4 Centimeter hoch wegschneiden, so daß also eine verkürzte Scheibe (EFGH) übrig bleibt. Hierauf wird eine zweite Scheibe angebracht, die in derselben Weise oben abgeschnitten und dadurch verkürzt worden ist (ABDM). Die Anbringung dieser zweiten Scheibe ist in allen Fensterrahmen leicht ausführbar, sei es in der aus unserem Bilde ersichtlichen Art oder in ähnlicher Weise. Mit Rücksicht auf die Reinigung der Fenster wird es jedenfalls zu empfehlen sein, die zweite Scheibe nicht etwa in den Rahmen einzulassen und mittels Glasertitt fest einzukitten. Auf diese Weise findet eine fortwährende Zufuhr frischer und guter Luft statt, die durch die Lücke GHDM von außen zwischen die Scheiben tritt und durch den Zwischenraum EFAB nach dem Plafond des betreffenden Raumes hinströmt und so einen stetigen Ausgleich bewirkt, der selbst von empfindlichen Personen nicht unangenehm empfunden wird. Dieser Ausgleich ist um so kräftiger, da die innere Scheibe, die stets wärmer ist als die äußere, die zwischen den beiden befindliche Luft gleichfalls erwärmt, wodurch ihr Emporsteigen beschleunigt wird. Die Anbringung von Dr. Castaings Doppelscheiben empfiehlt sich nicht nur für Wohn- und Schlafzimmer, sondern auch für Schulen, Restaurationen u. s. w.

Fr. A.

Bettlerkniffe. — „Wohlzuthun und mitzuteilen“ ist gewiß eine schöne Sitte, aber es wird dem Eingeweihten, namentlich in der Großstadt, oft recht schwer gemacht, das Mitgefühl mit den Leiden und der Not seiner Mitmenschen rege zu halten und sein Herz nicht verhärten zu lassen, wenn er sieht, wie Unverschämtheit, Laster und Faulheit sich breit machen und immer neue Kniffe erfunden werden, die Bethätigung dieses Mitgefühls und der Barmherzigkeit für sich auszubeuten und die zufließenden Gaben in sorglosem Nichtsthun zu verprassen. Dem Bettlerunfug, wie er sich thatsächlich in Berlin herausgebildet hat, zu steuern, ist natürlich Sache der Polizei, und jedes Revier hat zwei Beamte, die sogenannte Bettlerpatrouille, ausdrücklich und ausschließlich damit betraut. Und doch treibt dieses Unkraut immer neue Blüten und nur zu oft wird der Menschen-

freund gewahr, daß er seine Hilfe einem durchaus Unwürdigen hat zu teil werden lassen.

So hatte seit Jahren ein älterer Mann an der Ecke der Potsdamerstraße in Berlin, da wo dieselbe auf den gleichnamigen Platz mündet, seinen Standort inne und verkaufte Streichhölzer, die in einem an einem Bande vom Hals herabhängenden Kasten geborgen waren. Seine linke Hand war verkrüppelt, sein linkes Bein war unter dem Knie von einem Stelzfuß gestützt, während der Unterschenkel in einem formlosen Klumpen nach hinten ragte, seine Rechte stützte sich schwer auf einen Knotenstock. Da der Mann eine Militärmütze trug und seine Brust die Ehrenzeichen der Kriegsjahre 1864, 1866 und 1870/71 schmückten, so hatte man augenscheinlich einen jener Tapferen vor sich, die im Dienste des Vaterlandes ihre gesunden Gliedmaßen geopfert. Der Invalide, der bescheiden und ruhig, ohne aufdringlich zu sein, auf seinem Standorte auf und ab humpelte, hatte sich eine regelmäßige sichere Kundschaft geschaffen in den zahlreichen Offizieren, die nach drei Uhr nachmittags vom Generalstabsgebäude oder vom Kriegsministerium her ihren im Westen gelegenen Wohnungen regelmäßig zustreben, in zahlreichen Passanten, die dies sahen und nun ein Gleiches thaten, und in den Bewohnern der umliegenden Paläste und Häuser, welche ihren Bedarf, und über diesen hinaus, von ihm entnahmen. Da wurde der Mann eines Mittags von einem Betrunknen angerannt und zu Boden gerissen, so daß er mit dem Hinterkopf auf die Vordschwelle des Bürgersteiges schlug. Den Blutenden, der sich aufzurichten suchte, brachte, während der Trunkenbold von einem Schutzmann sistiert wurde, trotz seines energischen Sträubens ein mitleidiger Generalstabsoffizier in einer Droschke zur nächsten Sanitätswache, wo man ihm eine klaffende Wunde am Hinterkopfe zunähte. Bei dieser Gelegenheit besah sich der Arzt die verstümmelte Hand. Aber, was war das — die Hand war ja gar nicht verstümmelt, sondern die beiden Mittelfinger nur künstlich gegen die Handfläche, und die Hand gegen den Unterarm zurückgebogen. Das linke, von dem Stelzfuß und seiner Hülle schnell befreite Bein völlig gesund — der Kerl war, wie dann die Polizei sehr bald feststellte, nie Soldat gewesen, sondern nur ein nichtswürdiger Betrüger, der

am Abend und die Nacht hindurch in einer Kneipe im Norden Berlins das große Wort führte und spielte und trank, und trotzdem im Laufe der Jahre sich mehr als tausend Mark erspart hatte. Man überwies ihn auf ein Jahr der Landespolizeibehörde und diese steckte ihn in ein Arbeitshaus. —

Unter den Linden strömten gegen Mittag die dort flanierenden Herrschaften plötzlich nach einem Punkte zusammen. Ein armes altes Mütterchen ist ohnmächtig zusammengesunken. Hilfsreiche Hände tragen sie in einen Hausflur, man nekt ihr die Stirn mit Wasser, ein Herr holt aus einer benachbarten Restauration ein Glas Portwein, das die Aermste gierig aussaugt — dann sinkt sie wieder zusammen, und nur das eine, entseßliche Wort: „Hunger“ haucht ihr halbgeöffneter Mund. Schreckensbleich sehen die Umstehenden sich an — da nimmt ein Herr seinen Hut ab, wirft ein Zweimarkstück hinein, und flugs öffnen sich die Herzen und die Geldtaschen der anderen und alles drängt sich, sich an dem Liebeswerke zu beteiligen. Die Silberstücke fliegen in den Hut des Barmherzigen, der die Situation so richtig erfaßt, und im Nu ist eine erkleckliche Summe beisammen. Aber der Herr thut sein Liebeswerk nicht bloß halb; er winkt einer Droschke und bringt die Aermste, die nur blöde um sich schaut und kaum im stande ist, ihre ferne Wohnung anzugeben, und stumpfsinnig auf den ihr in die Schürze geknüpften Schatz niederschaut, in das nächste Krankenhaus — das heißt, er fährt mit ihr außer Sichtweite des weiterflutenden hilfreichen Publikums, läßt halten und im nächsten Hausflur nimmt der erfindungsreiche Sohn mit cynischem Lachen der wieder munter gewordenen Alten den Raub ab, ihr einen Thaler überlassend, und wandelt erhobenen Hauptes in eine Weinkneipe, um dort zu dinieren. —

Ein kleines, sauber gekleidetes Mädchen läuft, bitterlich schluchzend und suchend, einen Teil der Friedrichstraße auf und ab. Einzelne werden aufmerksam, endlich fragt eine Dame, was ihr fehle oder was sie suche. Sie sollte dem Hauswirt, der in der R.-Straße wohne und der die kranke Mutter ermittlieren lassen wolle, einen Teil des schuldigen Mietzinses, zwanzig Mark, bringen. Die Mutter habe das Letzte, was sie noch vom Vater von früher her gehabt, die goldene Uhr des

Verstorbenen, verfehlt, und nun habe sie das Geld verloren. Auch hier bleiben Spaziergänger und geschäftig Dahineilende stehen. Die Dame greift in ihr Portemonnaie und giebt der Kleinen mit-leidig einen Thaler; sie erzählt das eben Bernommene den Umstehenden; die eben noch nur Neugierigen beteiligen sich in spontaner Aufwallung an der freundlichen Spende, und in kurzer Zeit hält die Kleine, deren Thränen immer noch reichlich fließen, in der krampfhaft geschlossenen Hand den gleichen Betrag in Silber, den sie soeben in Gold verloren, und noch etwas mehr, und eilt nach hastig gestammelten Dankesworten von dannen, den Härtherzigen zu befriedigen — d. h. in einer der nächsten Straßen wartet ihrer „die kranke Mutter“, entreißt ihr mit höhnischem Grinsen das Geld und sendet das Kind, ihm mit Schlägen drohend, wenn es sich dumm benehme, nach dem Süden oder Norden der Stadt, um hier die gleiche Komödie aufzuführen. Auch dieser Krug geht zu Wasser, bis er bricht — aber welch ein Keim wird in solch eine junge Menschenseele von der eigenen Mutter hineingelegt! —

Ist das Wetter schön, so gelingt es den oben erwähnten Bettlerpatrouillen nur selten, eines „Hausbettlers“ habhaft zu werden, und gerade diese sind häufig eine Plage und eine große Gefahr namentlich der im Parterre wohnenden Familien. Nicht allein, daß sie häufig frech werden, wenn das ihnen gereichte Almosen nach ihrer Ansicht zu spärlich ausfällt, sie baldowern auch oftmals bei ihren Rundgängen günstige Gelegenheit zu Diebstählen und Einbrüchen, ja Ueberfällen aus. Bei öfteren Gängen erfahren sie leicht, wann der Hausherr ausgegangen und die Hausfrau oder die Kinder allein, oder gar niemand zu Hause ist. Weht dagegen ein eisiger Wind über das unendliche Häusermeer, oder öffnet der Himmel ohne Aufhören seine Schleusen, dann fallen bei jedem Rundgang den Patrouillen zahlreiche Bettler in die Hände. Der Grund ist ein sehr einfacher: bei schönem Wetter nächtigt es sich herrlich bei „Mutter Grün“, in den Schauern der Regenböen ist dies Vergnügen aber ein zweifelhaftes. Bei seiner Sistierung in letzterem Falle giebt der er-tappte Bettler dem Beamten und auf der Wache einen falschen Namen an; natürlich muß er, da dies sehr bald festgestellt wird,

eingeliefert werden. Vor dem Untersuchungsrichter streitet der Mensch zuerst, überhaupt gebettelt zu haben, dann erklärt er, direkt aus Ostpreußen oder Polen zugewandert zu sein. Bis nun von dort die Nachricht eintrifft, daß der Kerl gelogen, muß er in Untersuchungshaft bleiben. Dies bedeutet aber für ihn: bei seiner Einlieferung ein warmes Bad und Säuberung seiner Kleidungsstücke durch Dampf, warmes Essen und warmes Lager, und keine Arbeit! Sowie dann die Sonne wieder in sein vergittertes Fensterchen hineinlacht und die Schwalben lustig zwitschernd vorüberziehen, läßt er sich sofort dem Untersuchungsrichter vorführen und erklärt, nunmehr die Wahrheit sagen zu wollen. Da er sie nun bei dem köstlichen warmen Wetter auch wirklich sagt, so muß man ihn sofort entlassen, denn die durch seine Bettelerei und Schwindelei verwirkte geringe Strafe muß ihm auf die Untersuchungshaft angerechnet werden.

Zum Schlusse sei noch kurz bemerkt, daß auch die Bettler eine ständige Börse haben. Hier sind auf Stunden, Tage und Wochen unglückliche, mit allerhand Gebrechen behaftete oder verkrüppelte Kinder zu vermieten. Je erbärmlicher ein so bejammernswertes Geschöpfchen aussieht, je kläglicher es wimmert — desto mehr wird es begehrt, desto höher steigt sein Wert bei den vertierten Eltern, die, das Kind mit seiner neuen Pflegemutter allen Unbilden der Witterung aussetzend, den Sündenlohn auf der Börse oder in einer anderen Kneipe verjubeln. Hiergegen ist die Polizei fast machtlos, aber gottlob hat die Aufmerksamkeit der Berliner Behörde es absolut verhindert, daß auf dieser Börse, wie in anderen Weltstädten, Krüppel zum Zweck der Vermietung erst hergestellt werden.

Ein ingenioser Kopf, der im Begriff ist, sich ein Vermögen zu erwerben, ist auf den Gedanken gekommen, ein „Bettleradreßbuch“ herzustellen und die Durchsicht der einzelnen Abteilungen desselben — es sind etwa fünfzig — auf je fünf Minuten zu vermieten. Die Preise der einzelnen Abteilungen variieren zwischen fünf und fünfzig Pfennig pro fünf Minuten. Ich habe seiner Zeit in dieses Adreßbuch durch die Liebenswürdigkeit eines „alten Freundes“, eines Zuchthäuslers, der in seinen Ruhestunden auch gebettelt und dabei, wie ich vorhin erwähnt,

alles nur mögliche ausbaldowert hat, Einblick nehmen können. Es ist sehr sinnreich hergestellt, nach Straßenzügen, und auf den einzelnen Blättern genau fixiert, ob, was und wieviel in einzelnen Familien verabreicht wird. Ob Geld, ob nur „Stullen“, wer am meisten giebt, der Mann oder die Frau, wann ersterer zu Haus ist und zu welcher Zeit er die beste Laune hat. So stand hinter dem Namen eines meiner Bekannten: „jiebt nachmittags bis fußzig Pfennig, läßt aber davor acht Paar Stiebeln und Schuhe puken.“ Hinter meinem Namen war angeführt: „am besten, wenn er jeessen hat un noch nicht schlafen duht, um fünfe; jiebt immer zehn Pfennige un Essen; die Frau keen Geld und bloß eene jeschmierte Stulle!“ Je nachdem nun der Fachtbruder zahlt, erhält er eine Abtheilung, schreibt sich aus dieser so viel Namen und Wohnungen ab, als er in der kurzen Zeit vermag, und begiebt sich dann auf die Wanderung. Aus dem Buche geht hervor, daß es nicht immer die vornehmsten Viertel und Häuser sind, in denen am meisten gegeben wird. Th. Gandert.

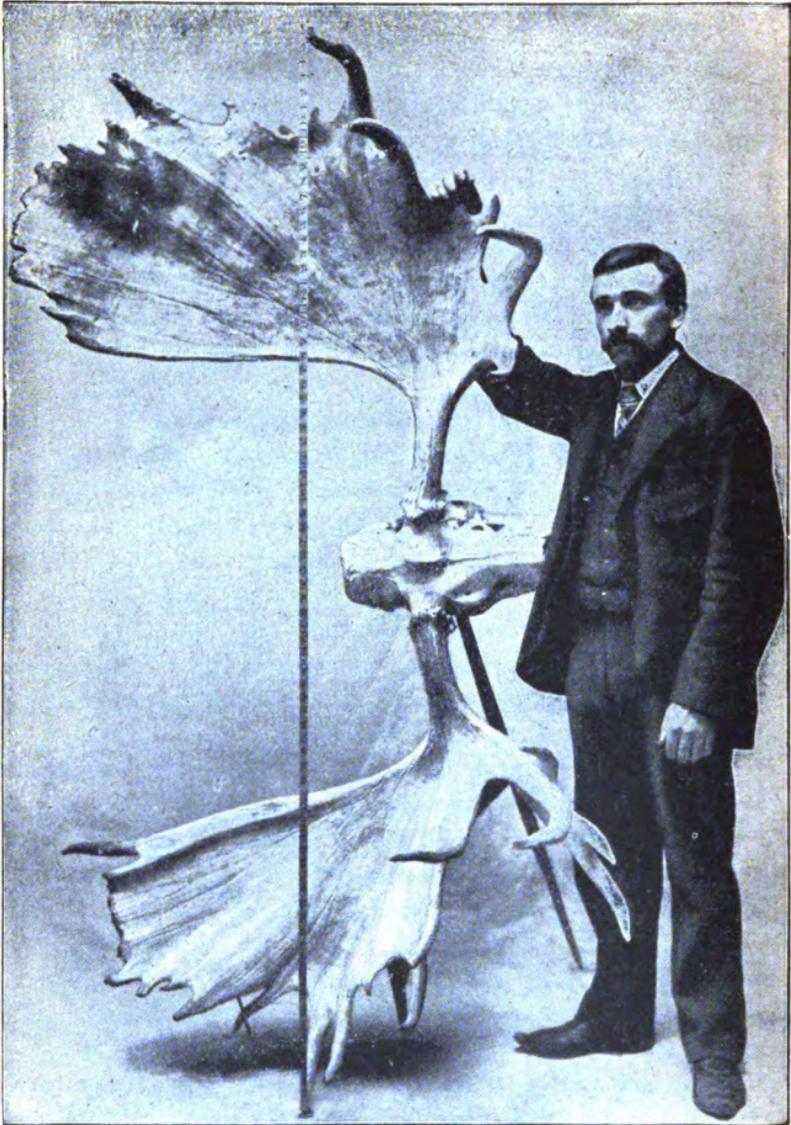
Eine wertvolle Bibliothek. — Bevor Napoleon I. nach Rußland zog, beschied er den Generalpostmeister Lavalette, einen Mann, zu dem er unbedingtes Vertrauen hatte, zu sich und übergab ihm eine Anweisung auf 1,600,000 Franken mit dem Befehle, diesen Betrag zu beheben und betreffs dessen Verwendung weitere Ordre abzuwarten. Anfangs war es nicht schwer, diesem Befehle zu entsprechen, später aber, als sich infolge der Nachrichten über das große Unglück, das die französische Armee in Rußland getroffen, in Paris eine höchst bedenkliche Stimmung gegen den auf dem Rückzuge aus Moskau befindlichen Kaiser bemerkbar machte, mußte Lavalette besorgen, der ihm anvertrauten Summe, die er als persönliches Eigentum Napoleons betrachtete, irgendwie verlustig zu werden. Der Besiz des Geldes bereitete dem gewissenhaften Manne daher manche schlaflose Nacht. Er fürchtete namentlich den Finanzminister, der das Geld nahm, wo er's eben fand, und sann, wie er den Schatz des Kaisers möglichst sicher verwahren könnte. Endlich verfiel er auf den Gedanken, sich Holzkästchen machen und dieselben so ausstatten zu lassen, daß sie vollkommen jenen Quartbänden glichen, aus denen seine Amtsbibliothek bestand. In jedem dieser Kästchen —

es waren deren im ganzen 54 — brachte er 30,000 Franken unter und mischte diese „Bücher“ unter die anderen auf den Regalen befindlichen Bände. Niemand hatte eine Ahnung von der Kostbarkeit dieser Bibliothek, und Lavalette konnte dem Kaiser nach dessen Rückkehr melden, daß sein Eigentum unangetastet geblieben sei.

„Ich habe nichts anderes erwartet,“ entgegnete Napoleon. „In Ihrer Hand ist alles sicher und deshalb bitte ich Sie, auch ferner der Hüter meines Schatzes zu sein. Die Zeiten sind unruhig, ich muß wieder fort, und wer weiß, wann ich wiederkehre. Indes — ich wiederhole es — das Geld bleibt in Ihrer Verwahrung.“

Dagegen war nichts zu machen. Lavalette mußte sich bequemen, Napoleons Eigentum auch ferner zu hüten, und er that's während der Wirren und Stürme der Jahre 1813 und 1814, er that's auch nach der Abdankung des Korsen, und war so glücklich, demselben nach dessen Rückkehr von Elba (1815) die 54 Bände mit je 30,000 Franken Inhalt unverfehrt übergeben zu können. Napoleon war außerordentlich erfreut und hat mit Hilfe der kostbaren Bibliothek Lavalettes, respektive der darin stehenden 1,600,000 Franken, seine Herrschaft noch einmal, allerdings nur für kurze Zeit, befestigt. R. M.

Das größte Geweih der Erde. — In den Geweihsammungen der fürstlichen Jagdschlösser Europas befindet sich manch seltenes und gewaltiges Stück, aber das größte Geweih der Erde ist gegenwärtig im Besitz eines Amerikaners — die ja bekanntlich von allem stets das Größte haben müssen —, und zwar wurde es erst in jüngster Zeit erbeutet, nämlich im Oktober 1897. Es ist das Geweih eines kanadischen Elentieres oder Elches. Dieser gewaltigste Vertreter aus der Familie der Hirsche, der einst auch in ganz Nord- und Mitteleuropa vorkam, findet sich noch zahlreich im Nordwesten Kanadas. Er erreicht eine Länge von 2,9 Meter, eine Höhe von 1,9 Meter und wird bis 300 Kilogramm schwer. Das Geweih besteht aus einer großen, sehr ausbreiteten, dreieckigen, glatten Krone, die am Rande mit zahlreichen Zacken besetzt ist und auf kurzen, dicken, gerundeten Stangen getragen wird. Das ungeheure Geweih jenes Elen-



Geweih eines kanadischen Elentieres, das grösste der Erde.
Nach einer Photographie.

tieres, das unsere Abbildung zeigt, hat eine besondere Geschichte. Bereits seit mehreren Jahren erzählten die Indianer um Fort

Selkirk an der Mündung des Stewartflusses von einem Riesenelch, der allen Nachstellungen der Jäger trotzte, weshalb sie ihn für ein Zaubertier hielten, das von dem Geiste eines verstorbenen tapferen Kriegers bewohnt werde. Sie gaben daher in abergläubischer Furcht alle Verfolgungen des Tieres auf. Ein Halbblutindianer, der der Pelzgesellschaft als Trapper diente, erlegte es endlich, nachdem er es vier Tage verfolgt hatte. Das ungeheure Geweih, dessen Durchmesser 6 Fuß $6\frac{1}{2}$ Zoll englisch, also etwas über 2 Meter beträgt, hat vierzig Zacken oder Enden, wie der Jäger sagt. Es wurde im Sommer 1898 den Yukonfluß hinab nach Tacoma im amerikanischen Territorium Washington gesandt, woselbst es der Pelzhändler W. F. Sheard kaufte, in dessen Händen sich diese einzigartige und herrliche Jagdtrophäe noch gegenwärtig befindet.

F. 3.

Der Konsul und sein Pfeifer. — Gaius Duilius erfocht als Konsul im ersten Punischen Krieg (264—241 v. Chr.) mit der ersten römischen Kriegsflotte den großen Seesieg der Römer bei Mylä an der Nordküste von Sizilien über die Karthager. Duilius hatte eine Kriegsmaschine erfunden, die sich auf das vortrefflichste bewährt und nicht zum wenigsten dazu beigetragen hatte, einen so glänzenden Sieg zu erringen. Bei seiner Rückkehr erwartete ihn ganz Rom vor den Thoren und führte ihn im Triumph zum Kapitol, wo der Senat seiner harrete.

Als er dort erschien, verkündete ihm der Senat, daß er ihm zur Belohnung seines Sieges eine Auszeichnung zugedacht habe, die seinem Stolze ungemein schmeicheln würde; er solle nämlich niemals seine Wohnung verlassen, ohne daß ihm ein Musiker voranginge, der unter Pfeifenklang der Menge verkündete, daß derjenige, welcher ihm folge, „der berühmte Duilius, der Besieger der Karthager“ sei.

Duilius war über diese Ehre ungemein glücklich. Er kehrte in seine Behausung zurück, begleitet von dem Pfeifer, welcher mit lauter Stimme verkündete, wer er sei, und jubelnd schrie das Volk: „Es lebe Duilius, der Befreier Roms!“ Der Konsul war trunken vor Entzücken, und mehrmals verließ er seine Wohnung, wenn er auch außerhalb derselben nichts zu thun hatte, nur um sich der ruhmvollen Auszeichnung zu erfreuen.

So ging alles vortrefflich bis zum Abend. Der Konsul hatte nämlich eine Braut, die er anbetete und nach deren Anblick ihn verlangte. Als seine Sanduhr die sechste Stunde verkündete, schickte er sich an, den Palast zu verlassen, um sich unbemerkt zu seiner Braut zu begeben. Er hatte aber die Rechnung ohne seinen Pfeifer gemacht. Kaum hatte er die Straße betreten, als auch sein Pfeifer, der beständig in seinem Dienst war und sein Hinaustrreten aus der Pforte gewahrt hatte, ihm voraneilte und unter hellem Pfeifenton mit lauter Stimme verkündete: „Seht her, hier kommt der Konsul Duilius, der Befreier Roms!“ Wer noch auf den Straßen war, hemmte seine Schritte und starrte den Ruhmgekrönten an; alle Fenster und Hausthüren thaten sich auf, kurz, die ganze Bevölkerung des Stadtviertels kam auf die Beine und jubelte und schrie: „Es lebe Duilius, der Befreier Roms!“

Das war nun sehr schmeichelhaft für ihn, aber auch sehr belästigend. Der Konsul gebot seinem Pfeifer, zu schweigen; dieser aber entgegnete, daß er viel zu strengen Befehl von dem Senat erhalten habe und daß er pfeifen und rufen würde, bis ihm der Atem ausginge. Aus dem erwünschten Stillsitzen bei der Geliebten konnte unter solchen Umständen natürlich nichts werden. Verzweiflungsvoll kehrte der Gefeierte in seinen Palast zurück.

Während der nächsten Abende wiederholte er seine Versuche, unauffällig zu seiner Braut zu gelangen, allein auch diese schlugen fehl und er kam ganz außer sich, niemals sein Inognito bewahren zu können. Da begab er sich kurze Zeit darauf wieder nach Sizilien, wo er seinen Zorn an den Karthagern ausließ und sie noch einmal schlug und zwar so tapfer, daß man glaubte, es sei mit den punischen Kriegen auf immer zu Ende. Rom war vor Freude außer sich, und man beschloß, den Sieger auf noch glänzendere Weise zu empfangen als das erste Mal. Der Senat versammelte sich und saß darüber gerade zu Rade, als man plötzlich den durchdringenden Schall der Pfeife und das Jubelgeschrei des Volkes vernahm. Es war der Sieger, der früher, als man erwartet hatte, heimkehrte. Vor den Senat geführt, vermutete er den Grund der Beratung; rasch trat er

vor und sprach: „Ihr Väter Roms, nicht wahr, ihr beratschlaget miteinander, welche Ehren mir zu teil werden sollen?“

„Wir möchten,“ lautete die Antwort, „dich gern zu dem Glücklichsten der Sterblichen machen.“

„Wohl an,“ sprach Duilius, „wollt ihr mir das gewähren, was ich am meisten wünsche?“

„Sprich, sprich,“ rief der ganze Senat wie mit einer Stimme, „heim Jupiter, was du verlangst, es soll dir gewährt werden!“

„Gut, ihr Väter Roms,“ entgegnete der Konsul, „nehmt mir zur Belohnung dieses meines zweiten Sieges den verwünschten Pfeifer wieder ab, den ihr mir als Auszeichnung für den ersten verliehen habt!“

G. I.

Sonderbare Münzennamen. — Die Verschiedenheit der Münzen in Deutschland und den angrenzenden Ländern war, sowohl der Form wie dem Feingehalte nach, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges — es gab damals mehr als zweitausend prägende Münzherren — eine sehr große.

Daher kam es auch, daß die Benennungen dieser Münzen oft sehr sonderbare waren und letztere Namen erhielten, die ihnen häufig der Volkswitz beizulegen pflegte. So wurden mehrere Scheidemünzen in Schlesien und Böhmen des schlecht geprägten schlesischen Adlers wegen, und eine kleine sächsische Münze (Halle) des äußerst undeutlich und sonderbar geprägten hl. Moritz halber „Fledermäuse“ genannt.

Silbermünzen, welche am Rhein (in Jülich, Kleve u. s. w.) im Verkehr standen und auf der Rehrseite einen Reiter mit zurückgestrecktem Schwerte aufwiesen, hießen allgemein „Schnapphähne“ (Raubritter).

„Knackkuchen“ nannte man in Ostfriesland die rheinischen Goldgulden, weil das Münzenbild einem ostfriesischen Backwerk gleichen Namens ähnlich war.

„Seufzer“ wiederum hießen diejenigen Sechser, welche 1709 mit den Stempeln von 1701 bis 1703 geprägt wurden, zur Zeit, als der König von Schweden, Karl XII., Sachsen als eroberte Provinz besetzt hielt. Sie hatten so schlechtes Gepräge, namentlich so geringen Feingehalt, daß gleichsam jedermann zu

feuzen pflegte, wenn er gezwungen war, diese Münzen als Bezahlung anzunehmen, daher der Name.

Bei manchen dieser Münzennamen ist ihre Herleitung nicht bekannt geworden, wie z. B. bei den „Stoddfischgulden“, einer braunschweigischen Spott- oder Stachelmünze des Herzogs Julius vom Jahre 1612 und 1614, welche auf der Hauptseite einen Stoddfisch aufwies mit der Umschrift „Non nisi contusus“, auf der Rückseite aber die Umschrift: „Wan mans Stoddfischs genießen sol, muß man ihn zuvor klopfen wol. So findet man viel fauler Leut, die nichts thun, wenn man sie nicht blewt.“

Ebenso wenig bekannt ist die Ursache, warum die kleinen Silbermünzen im Kleveschen und Kölnischen „Fettmännchen“ oder „Fettmängel“ hießen.

Häufig sind die Benennungen auf die Prägebilder der Münzen zurückzuführen, wie bei den „Brillenthalern“ und den „Lichtthalern“ auf die Brille beziehungsweise das Licht, welche der „milde Mann“ auf dem braunschweigischen Wappen in den Händen hält; ferner bei den verschiedenen „Bettlerthalern“ auf das Bild des hl. Martin, welcher dem Bettler ein Stück seines Mantels abgiebt; bei dem hamburgischen „Reidthaler“, auf dessen Hauptseite die Darstellung des vom Reide angefallenen Glückes zu bemerken ist. Hierher zählen auch die hessischen „Schweinsdukaten“, welche zu den Weidmanns- oder Jagdthalern gehören, deren Reihen ebenso schöne als seltene Stücke aufweisen; die genannten Goldmünzen mit dem Bilde eines Wildschweines auf der Rückseite ließ Landgraf Ludwig VIII. um das Jahr 1470 ausprägen; sie dienten gleich den „Hirschdukaten“ als Jagdprämien.

Weiter sind in diesem Cyklus zu bemerken die „Gluckhennenthaler“ der Stadt Basel vom Jahre 1691 mit dem Bilde einer Gluckhenne und sechs Küchlein; die „Bremsethaler“ der Stadt Lübeck vom Jahre 1537, welche eine Bremse aufwiesen; die böhmischen „Eulendukaten“ von 1712 bis 1715; die „Schafträger“ und „Schafe“, „Bockspennige“ u. v. a. m.

Manche Münzen wiederum wurden nach der Umschrift benannt, wie der „Makelosthaler“ der Königin Christine vom Jahre 1665. Das Wort „makelos“ hielt man für griechisch,

und seine Entzifferung hat anfangs viel Kopfzerbrechen gemacht, bis man auf die nächstliegende Deutung des deutschen Wortes „makellos“, rein, ohne Fehl und Tadel, kam.

Sehr zahlreich sind die Prägungen, welche ihre merkwürdigen Benennungen von besonderen Ereignissen herleiten und häufig gleichfalls auch darauf bezügliche Münzenbilder aufweisen, wie die „Heuschreckenthaler“ vom Jahre 1693; die „Fassthaler“ vom Jahre 1664, auf den Bau des berühmten Heidelberger Fassens Bezug nehmend, deren es mehrere gab; auf jeder dieser Prägungen war aus der Umschrift zu lesen, daß das genannte Faß 204 Fuder, 5 Ohm und 4 Viertel Wein halte. Ferner die „Kometenthaler“ der Stadt Straßburg vom Jahre 1681, durch welche man den Verlust der Reichsfreiheit beklagte und das Unglück mit einem kurz vorher sichtbar gewordenen Kometen in Verbindung brachte.

Hierher zählen ferner die preussischen „Schiffthaler“ vom Jahre 1750; die „Scharfrichterpfennige“, hamburgische Denkmünzen, welche jährlich beim Rücktritte des ältesten Richters von seinem Amte durch den Scharfrichter überreicht wurden; die „Luftpumpenthaler“ von 1702, „Ehestandsthaler“ von 1669, die verschiedenen „Eintrachtsthaler“ u. a. m.

Zu erwähnen sind endlich die verschiedenen Münzen, welchen der Aberglaube merkwürdige Namen beilegte, wie die „Sargpfennige“, „Nabendukat“, „Fraischlemspennige“, „Hedmünzen“ u. s. w.

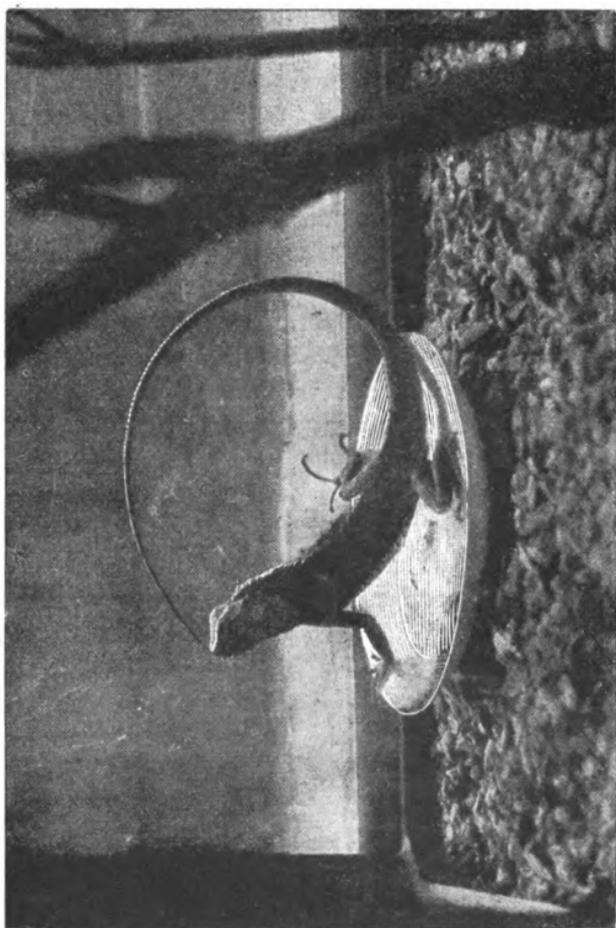
G. B.

Die Umgebung des Dauphins. — Sobald in Frankreich früher ein Kronprinz geboren wurde, übergab man ihn den Frauen des für ihn gebildeten Hauses. An der Spitze dieses Hauses stand die Gouvernante, eine Dame vom höchsten Range, der eine oder mehrere Untergouvernanten beigegeben waren. Des Prinzen Amme, dem Range nach eine Kammerfrau, hatte ihre eigene Gouvernante, welche nicht nur die von der Amme zu genießenden Speisen, sondern überhaupt ihre ganze Lebensweise beaufsichtigte. Außerdem gehörten zu des Dauphins Hause acht oder neun Kammerfrauen, zwei Kammerdiener, zwei Garçons de la chambre, eine Wäscherin, eine Küchenfrau, ein Arzt und ein Silberdiener.

Nach zurückgelegtem dritten oder vierten Jahre wurde dem Prinzen ein Präzeptor beigegeben, der ihn im Lesen und in der Religion zu unterrichten hatte. Mit sieben Jahren wurde er der Aufsicht der Frauen entnommen. Er erhielt einen Gouverneur, der entweder ein Marschall oder ein Herzog und Pair von Frankreich war, zwei Untergouverneure, einen Präzeptor, zwei Gentilhommes de la Manche, die jeden seiner Schritte begleiteten, einen Beichtvater, drei oder vier Kammerdiener; drei Garçons de la chambre, zwei Kammerportiers, einen Wundarzt, einen Büchsenspanner, einen Barbier, einen Tapezier, einen Kürschner, einen Maultiertkapitän, vier Garderobediener, eine Wäscherin, Schreibe-, Zeichnen-, Fecht- und Tanzmeister u. s. w., so daß der Siebenjährige über ein ganzes Heer von Dienern zu gebieten hatte. W. S.

Die Rotkehl-Anolis. — Zu den anmutigsten Eidechsen gehören die in Nordamerika weit verbreiteten Rotkehl-Anolis, etwa 25 Centimeter lange Tierchen, mit grüner Ober-, weißer Unterseite, roter Kehle und schwarz punktiertem, sehr langem und schlankem Schwanz. In der Erregung wechselt ihre Farbe von Grünlichgrau durch Dunkelgrau und Braun in allen Schattierungen bis zum glänzendsten Grün. Da die Eidechsen höchst dreist und zutraulich sind, und in Nord- und Südkarolina, wo sie am häufigsten vorkommen, sogar in den Gärten auf der Jagd nach Insekten Stühle und Tische erklettern, ohne der Anwesenheit der Menschen zu achten, eignen sie sich auch vorzüglich als Inassen des Terrariums, und man hat dann in der Beobachtung ihres Thuns und Treibens seine wahre Freude an ihnen. Eine englische Dame, Liebhaberphtographin, die ein Terrarium mit einer solchen Rotkehl-Anoli besitzt, hatte schon öfters bemerkt, wie die muntere Eidechse sich in Momenten der Beschaulichkeit mit sichtbarem Vergnügen an der Nase kratzte oder kitzelte, wozu sie ihren langen Schwanz benutzte, und es gelang ihr kürzlich, das Tierchen in dieser sonderbaren Stellung, in der unser Bild es zeigt, aufzunehmen. Wäre unsere Illustration nach einer Zeichnung gemacht, so würde man dem Zeichner vielleicht vorwerfen, daß er seiner Phantasie zu stark habe die Zügel schießen lassen, aber die photographische Platte kann ein solcher Verdacht

nicht treffen, und die Momentaufnahme bildet daher eines der merkwürdigsten und zugleich komischsten Beiträge zum Leben der intelligenteren Tierwelt, dem wir, fast ausschließlich mit unseren



Rothehl-Anoli, sich mit der Schwanzspitze die Nase kitzelnd.

eigenen Angelegenheiten beschäftigt, noch immer nicht die Aufmerksamkeit schenken, die es in jeder Hinsicht verdient. F. 3.

Ein beherzter Diplomat. — In früherer Zeit, als die türkischen Kaiser oder Sultane noch mächtiger waren als heute, verletzten sie nicht selten die schuldige Achtung gegen die Ge-

sandten fremder Monarchen. Ein solcher Vorfall spielte sich einst vor dem Sultan Soliman ab, der den Gesandten des deutschen Kaisers Karl V. wohl empfing, ihn aber ganz unbeachtet stehen ließ. Sobald der Gesandte die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es nicht Vergeßlichkeit, sondern stolze Absicht war, ihn zu kränken, weil man ihm nicht, wie die Etikette es vorschrieb, einen der niedrigen Sitze hinlegte, um sich, wie die anderen anwesenden Gesandten bereits gethan, darauf niederlassen zu können, nahm er rasch entschlossen seinen kostbaren Mantel ab, warf ihn an den Boden und setzte sich darauf, als ob das ganz in Ordnung sei. Nachdem er dann mit großer Geduld und Würde sich seines Auftrages entledigt hatte, empfahl er sich, ohne jedoch seinen kostbaren Mantel mit fortzunehmen. Eilfertig erinnerte man den Deutschen an seinen Mantel, denn man glaubte, er habe ihn vergessen, doch dieser erwiderte kräftig und stolz: „Die Gesandten des deutschen Kaisers, meines erhabenen Herrn, sind es nicht gewohnt, ihre Sitze wegzutragen!“ C. I.

Die Erbin. — Ein Advokat in Portsmouth erhielt aus Amerika die Nachricht, daß ein Mann Namens Withers dort gestorben sei und daß er seine in Portsmouth lebende einzige Tochter Lucy Withers zur alleinigen Erbin seines mehrere hunderttausend Dollars betragenden Vermögens eingesetzt habe. Diese Lucy Withers ausfindig zu machen, war der Auftrag des betreffenden Advokaten. Er nahm sogleich die Hilfe der Polizei in Anspruch, ohne daß es jedoch gelungen wäre, durch sie die Erbin zu ermitteln. Durch seine ausgedehnte Praxis sehr in Anspruch genommen, beauftragte er nun den Direktor eines Detektivbureaus mit der Nachforschung, und dieser sandte drei seiner Leute ab, welche, jeder für sich, nach der gesuchten Lucy Withers forschen sollten.

Nach etwa drei Wochen erschien der Direktor mit seinen drei Agenten im Bureau des Advokaten.

„Nun,“ fragte der letztere, „Sie haben wohl nichts ausgerichtet?“

„Im Gegenteil,“ erwiderte der Direktor, „meine Leute haben nur zu viel gefunden. Jeder von ihnen hat eine Lucy Withers ausfindig gemacht.“

Der Advokat schüttelte erstaunt den Kopf. „Haben die Agenten ihre Findlinge denn nicht mitgebracht?“

„Nein, sie haben sie bei sich zu Hause gelassen. Die präsumtiven Erbinnen sind nämlich die Frauen meiner Agenten.“

„Welch unerhörter Zufall! Diese Frauen heißen doch nicht alle Lucy Withers?“

„Allerdings heißen oder vielmehr hießen sie so. Das Rätsel erklärt sich ganz einfach. Als meine Leute die Erbinnen gefunden zu haben glaubten, heirateten sie dieselben auf der Stelle. Die eine ist Gouvernante auf einem Gute bei Portsmouth gewesen, die zweite Köchin in einem Greenwicher Restaurant und die dritte Nähterin in einem Hafenvorort — alle drei in Portsmouth gebürtig.“

„Und doch keine die Rechte!“

Entsetzt schauten alle auf den Advokaten, der nun an ein Sprachrohr trat und hineinrief: „Mr. Black soll kommen.“

Ein Mann mit einem langen schwarzen Bart trat ein.

„Die richtige Lucy Withers,“ erklärte der Advokat, „hat sich infolge eines Aufrufes in den Zeitungen inzwischen freiwillig gemeldet. Hier steht sie.“

„Wie? Dieser Mann hier? Das soll wohl nur ein Scherz sein?“

„Nein, Herr Direktor, dieser Mann ist der Sohn der richtigen Erbin, der im Alter von fünfzig Jahren verstorbenen Lucy Withers, die einen gewissen, ebenfalls nicht mehr lebenden Mr. Black geheiratet hatte.“

Der Advokat konnte die Richtigkeit seiner Behauptungen mit Schriftstücken belegen, und die Agenten zogen mit dem niederschmetternden Bewußtsein ab, durchaus keine reichen Erbinnen geheiratet zu haben.

M. G—b.

Die Belagerung von Gibraltar. — Eine Besatzung von nur drei Bataillonen Soldaten verteidigte die Festung Gibraltar, als diese im Jahre 1782 von den spanischen und französischen Truppen zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, und der Stadt und der Festung alle Zufuhr abgeschnitten wurde. In einem Zeitraum von mehr als drei Jahren hatte man die umfassendsten Anstalten zur Belagerung getroffen, die in den Annalen der Kriegsgeschichte immer eine der merkwürdigsten bleiben wird.

Im Juni des Jahres 1782 kam der Herzog von Crillon, oberster Befehlshaber der spanischen Armeen, der eben die Insel Minorca von den Engländern erobert hatte, mit seinen Truppen zur Verstärkung vor Gibraltar an. Eine Armee von 30,000 Mann stand am Fuße des Berges. Schwimmende Batterien, eine Erfindung d'Arçons, sollten die Eroberung vollenden. Sie waren mit zwei Dächern so verwahrt, daß ihnen die Kugeln und Bomben keinen Schaden zufügen konnten; es waren deren zehn, die zusammen 147 bronzene und 150 eiserne Kanonen führten; zur Bedienung jeder Kanone waren 36 Mann gerechnet.

Am 13. September 1782, morgens um 8 Uhr, näherten sich die schwimmenden Batterien der Festung, und die auf ihnen befindlichen Mannschaften (aus Soldaten verschiedener Art bestehend, denen man, wenn sie ihre Schuldigkeit thun würden, eine Pension von je 200 Livres versprochen hatte) fingen an zu feuern. Der Kommandant Elliot, der schon längst von diesem fürchterlichen Angriff wußte, war darauf bedacht gewesen, ihm eine ebenso fürchterliche Verteidigung entgegenzusetzen; nur wußte er anfangs kein Mittel, wie er die glühenden Kugeln, mit denen er die Batterien nämlich zu begrüßen gedachte, in großer Anzahl zubereiten lassen sollte. Allein ein deutscher Nagelschmied, Schwänkendiek mit Namen, der sich in der Festung befand, half ihm aus der Verlegenheit, indem er einen Ofen erbaute, in welchem die Kugeln glühend gemacht wurden.

Ueber 4000 derartig glühende Geschosse regneten nun auf die feindlichen Batterien und richteten die schrecklichsten Verwüstungen an. Schon am Nachmittag stieg der Rauch aus der Hauptbatterie und zwei schwimmenden Fahrzeugen auf. Vergebens gab die Mannschaft auf denselben der spanischen Flotte durch Raketen Signale. Man konnte bei dem immer stärker werdenden Regnen den Batterien nicht zu Hilfe kommen, und man versuchte deshalb nur die Mannschaft zu retten.

Allein zwölf Kanonenboote, die aus der Festung unter dem Kommando eines Kapitäns ausliefen, verhinderten die Boote der Belagerer, zu den Thüren heranzukommen. Sie veranstalteten zugleich ein vernichtendes Feuer auf die schwimmenden Batterien. Bei Tagesanbruch sah man, welchen unermesslichen Schaden die

Belagerten ihren Feinden zugefügt hatten, indem die Mannschaften der schwimmenden Batterien zum Teil auf Holzstücken in der See herumtrieben, zum Teil auf den brennenden Batterien fürchterlich um Hilfe schriean.

Jetzt eilten die Belagerten selbst, so gefährvoll dies auch war, den unglücklichen Mannschaften zu Hilfe, und Kapitän Curtis rettete mit eigener und seiner Leute Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine.

Noch blieb den Belagerern ein Hauptangriff von der Landseite übrig; allein auch diesen vereitelte Gouverneur Elliot, und da überdies ein Orkan großen Schaden an der spanischen Flotte anrichtete, so verwandelte sich seit Mitte November 1782 die Belagerung in eine bloße Einschließung, welcher der am 20. Januar 1783 zu Versailles unterzeichnete Friede ein Ende machte.

Für diese tapfere Verteidigung erhielt der Gouverneur Elliot von seinem König den Bathorden und wurde zugleich zum Lord Heathfield ernannt. Die drei Bataillone erhielten je eine Fahne mit der Devise: „Mit Elliot Ruhm und Sieg!“, während jeder Soldat eine silberne Medaille bekam, die Elliot mit Bewilligung des Königs schlagen ließ.

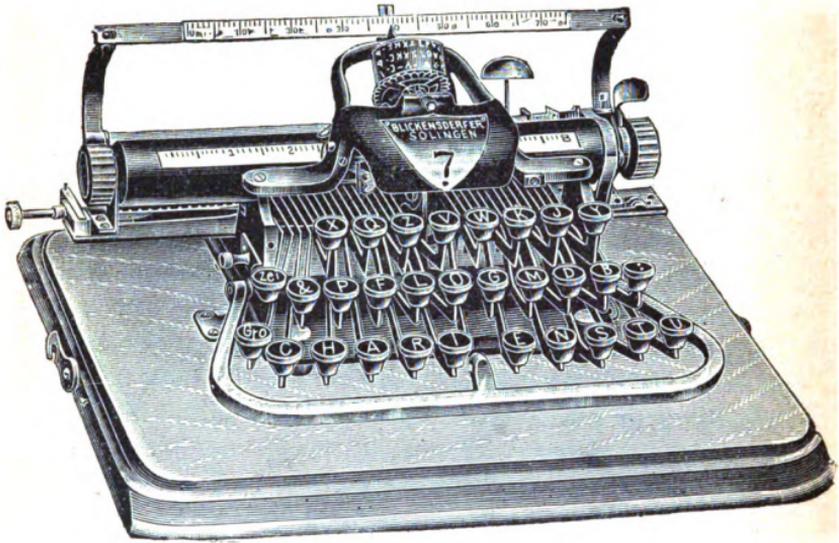
W. Stellices.

Eine elektrische Schreibmaschine. — Auch die Schreibmaschine, die sich bereits in allen größeren Comptoiren, Bureaus, Agenturen u. s. w. einen Platz erobert hat, wird binnen kurzem elektrisch betrieben werden können. Und zwar ist es die rühmlichst bekannte Blickensderfer Schreibmaschine, welche als erste für elektrischen Betrieb eingerichtet worden ist; das Modell arbeitet bereits in tadelloser Vollkommenheit und ganz erstaunlicher Schnelligkeit. Wir wollen daher unsere Leser mit der Blickensderfer Schreibmaschine, die sich durch Einfachheit, Bequemlichkeit der Handhabung und Billigkeit auszeichnet, bekannt machen.

Das kleine Griffbrett dieser Schreibmaschine enthält 28 Tasten, mittels deren man 84 Buchstaben, Zahlen und Zeichen zu schreiben vermag, die, galvanoplastisch geformt, sich auf dem leicht auswechselbaren Typenrade befinden. Trotz ihrer Leichtigkeit sind diese Typenräder sehr dauerhaft; man kann sie ohne Zeitverlust gegen solche mit anderer Schriftart oder fremden Sprachen auswechseln. Die Tasten mit den Buchstaben sind entsprechend der

Häufigkeit ihres Vorkommens in deutscher Sprache derart angeordnet, daß die Bewegung der Hände auf das geringste Maß beschränkt ist und etwa 70 Prozent aller Schrift durch die unterste Tastenreihe ausgeführt wird.

Die Schrift ist ohne weiteres sichtbar. Das Einfärben der Typen geschieht weder durch Farbband noch Farbkissen, sondern



Elektrische Schreibmaschine.

wird jedesmal im Moment des Abdruckes durch eine kleine Farbrolle besorgt, die bei Bedarf stets wieder frisch mit Farbe getränkt werden kann. Dadurch wird nicht allein eine schöne, gleichmäßige Schrift erzielt, sondern es vermindern sich auch die Unterhaltungskosten. Die Herstellung der Wortzwischenräume erfolgt automatisch, das heißt gleichzeitig mit dem Schreiben des Endbuchstabens der Wörter.

Der Tabulator, eine äußerst sinnreiche mechanische Vorrichtung, ermöglicht das mühelose Schreiben von Zahlenkolonnen, Tabellen und dergleichen Arbeiten. Stahlrollenlager verbürgen einen besonders leichten Gang des Papierwagens und tragen zur Erhöhung der Schreibgeschwindigkeit wesentlich bei. Durch eine automatische Zeileneinstellvorrichtung ist ein Abbrechen vermieden,

da es nur eines einfachen Zurückschiebens des Wagens bedarf, um sofort mit dem Schreiben in der neuen Zeile fortfahren zu können. Da das Typenrad selbst schlägt (der Abdruck also nicht, wie bei anderen Systemen, durch einen besonderen Hammer erzeugt wird), können auf der Blickensderfer auch Durchschlagkopien in größerer Anzahl angefertigt werden. Endlich hat die Maschine an beiden Seiten Vorrichtungen zum Einstellen der Randbreite, so daß wohl links wie auch rechts der Rand beliebig bemessen und verstellt werden kann. Die Schriftstücke lassen sich, außer durch Durchdruck, auch mittels des Mimeographen, Cyclostyle und ähnlicher Apparate vervielfältigen.

Die Schreibmaschinen gehören zu den sinnreichsten und nützlichsten Erfindungen der jüngsten Zeit. Ihr einziger Nachteil, der ziemlich starke Druck, den sie bisher im Handbetrieb mit Fingerspitze oder Ballen erforderten, wird durch die Einführung des elektrischen Betriebs beseitigt. Es ist dann nur noch ein leichtes Berühren der Tasten erforderlich und damit der Sieg der Schreibmaschine im Geschäftsbetrieb über die bisher übliche Kursivechrift endgültig entschieden, wodurch auch der so sehr gefürchtete Schreibkrampf hinfort gänzlich verschwinden wird.

F. 3.

Medizinische Trinkbecher. — Im 17. und 18. Jahrhundert kam das metallische Antimon zur medizinischen Anwendung. Beachtenswert für die jetzigen Anklämper gegen die Trunksucht dürften die damals aus diesem Metall hergestellten Trinkbecher sein. Dieselben wurden dazu benutzt, um Personen, welche dem Becher zu sehr ergeben waren, den Geschmack am edlen Nebenblut zu verleiden. Ihnen wurde der Wein in solchen Bechern gereicht; stand derselbe mit dem Antimonmetall eine Zeitlang in Berührung, so löste die natürliche Säure des Weins etwas vom Antimon auf, und es entstand ein Brechwein, welcher in dem Trinker Uebelkeit und Widerwillen gegen jegliches Trinken erzeugte. Probatum est! —

G. 2.

Friedrich der Große in Paris. — Vor der ersten französischen Revolution wurde das Stück eines unbekanntem Verfassers „Die beiden Pagen“ oft am Théâtre Français zu Paris aufgeführt. Darin glänzte der Schauspieler Fleury in der Rolle

Friedrichs des Großen. Die Ähnlichkeit war eine so täuschende, daß Personen, die den König in seinen letzten Jahren gesehen hatten, erklärten, Gang, Sprache, Blick, alle Eigentümlichkeiten Friedrichs fänden in Fleury den täuschendsten Nachahmer. Als Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder, nach Paris kam, war er bis zu Thränen gerührt, als er auf der Bühne den Verstorbenen, wie er lebte und lebte, auftreten sah.

Diese Maske Fleurys war berühmt. In der Schreckenszeit der Revolution wurde er und die übrigen Mitglieder des genannten Schauspielhauses ins Gefängnis geworfen. Wenn er dort auf dem schmutzigen Korridor den gleichfalls gefangenen Herrn v. Perigord traf, fragte dieser immer respektvoll: „Wie befinden sich Eure Majestät?“ Sofort nahm Fleury ganz das Aeußere Friedrichs des Großen an und antwortete ganz in dessen Weise. D.

Dreizehn zu Tische! — Das allgemeine Vorurteil, das gegen dreizehn Personen bei Tische herrscht, weil eine derselben binnen Jahresfrist sterben müsse, ist bekanntlich so allgemein verbreitet, daß es nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England, Amerika u. s. w. als Sitte beziehungsweise Unsitte sich vorfindet. Geht dieses Vorurteil doch so weit, daß bei aufmerksamen Gastgebern stets und überall die „Sitte“ es als Pflicht gebeut, dafür zu sorgen, daß die fatale, mißbeliebte Zahl vom Tische fernbleibt, um nicht bei irgend jemand Anstoß zu erregen oder eine unangenehme Empfindung zu erwecken, von welcher selbst der sonst Vorurteilslofeste sich nicht immer ganz frei fühlt.

Die aufmerksamen Franzosen haben deshalb in Paris vor etwa zwanzig Jahren ein eigenes Institut der „Vierzehnten“ gegründet, durch das man schnell, im letzten Augenblicke noch, nach der erschreckenden Entdeckung: „Dreizehn bei Tische!“ einen „Vierzehnten“ herbeischaffen kann. Selbstverständlich muß „Monsieur le Quatorze“, dieser Vierzehnte also, ein guter Gesellschafter, ein Mann von Erziehung und feinen Manieren sein.

Praktischer zieht der freie Amerikaner gegen dieses merkwürdige Vorurteil zu Felde. Er thut dies theils durch einen „Dreizehnerklub“, in welchem nur zu dreizehn gespeist wird,

teils auf arithmetischem Wege, den Mister Harvey in Missouri, ein Versicherungsbeamter, einschlug, indem er auf Grund der Erfahrungen der Lebensversicherung nachwies, daß die Mitglieder einer aus dreizehn Personen bestehenden Gesellschaft sämtlich schon das siebzigste Jahr hinter sich haben müßten, um es wahrscheinlich zu machen, daß von diesen dreizehn einer innerhalb eines Jahres sterben werde. Durch diese auf Zahlen gestützte Annahme, die ferner lehrt, daß, ein Durchschnittsalter von vierzig Jahren angenommen, hundert Gäste vorhanden sein müßten, um einen Todesfall pro Jahr mutmaßen zu lassen, wird Harvey viel dazu beigetragen haben, um den uralten Aberglauben gegen die böse Zahl dreizehn wirksam auszurotten.

Wie lange derselbe schon zurückdatiert und wo er eigentlich herkommt, darüber sind selbst die gelehrtesten Ansichten verschieden. Schon die nordische Mythe erzählt, daß von den dreizehn Göttern in Walhall der eine, Baldur, sterben mußte, und eine sehr natürliche Deutung erklärt, daß die auf eine so oft und leicht teilbare Zahl wie zwölf folgende, unteilbare, unharmonische dreizehn sehr unglücklich erscheint, und daß man nur durch Entfernung einer Einheit ihr wieder zur erwünschten Harmonie verhelfen könne. R. R.

Die Teufelssonate ist unter den gleichartigen Kompositionen Giuseppe Tartini's (1692—1770) die berühmteste. Warum sie diesen Namen führt, und wie es kam, daß sie eines seiner vorzüglichsten Werke geworden ist, darüber giebt uns der Meister selbst folgenden höchst interessanten Aufschluß: „Im Jahre 1713 träumte mir des Nachts einmal, ich habe einen Pakt mit dem Teufel gemacht, der ganz zu meinem Gebote stand. Alles ging mir nach Herzenslust; meine Wünsche wurden mir von dem neu angestellten Diener stets erfüllt, ja noch übertroffen. Es fiel mir bei, ihm eine Violine in die Hand zu geben, um zu sehen, ob es ihm gelänge, hübsche Sonaten zu spielen. In welchem Erstaunen geriet ich nun, als ich eine in ihrer Art so unübertrefflich schöne Sonate zu hören bekam, daß sich nichts damit vergleichen ließ! Ich war so überrascht und hingerissen, daß ich fast den Atem verlor. Die gewaltige Erschütterung weckte mich, gleich ergriff ich meine Violine und hoffte wenigstens einen Teil

des soeben Gehörten wiederzufinden. Aber umsonst — die Sonate, welche ich damals komponierte, ist zwar die beste von allen, und ich nenne sie immer noch die Teufels-sonate, allein sie steht so weit unter demjenigen, was mich im Traum ergriffen hatte, daß ich meine Geige entzwei geschlagen und alle Musik für immer aufgegeben haben würde, wenn ich ohne sie leben könnte.“

3. D.

Eine angenehme Verwandlung. — Ein Unteroffizier von der Garde Friedrich Wilhelms III., der schon mannigfache Proben seiner Tapferkeit abgelegt, aber auch die Schwäche hatte, sehr eitel zu sein, trug eine Uhrkette, an welcher in Ermangelung einer Uhr eine Flintenkugel befestigt war. Der König erfuhr dies und rebete ihn eines Tages auf der Parade an: „Er muß sehr sparsam sein, daß Er sich eine Uhr anschaffen konnte. Wie spät ist's nach der Seinigen?“

„Majestät,“ erwiderte der Korporal und zog die Kugel hervor, „die meine zeigt keine Zeit an, aber sie sagt mir, daß ich jeden Augenblick bereit sein soll, für Eure Majestät zu sterben.“

Sofort zog der König seine eigene goldene, mit Edelsteinen verzierte Uhr hervor und reichte sie dem wackeren Krieger. „Nehmen Er diese Uhr,“ sagte er, „aber hebe Er sich auch die Flintenkugel auf, die so gute Gefinnungen gegen mich hervorgerufen hat.“

D. C.



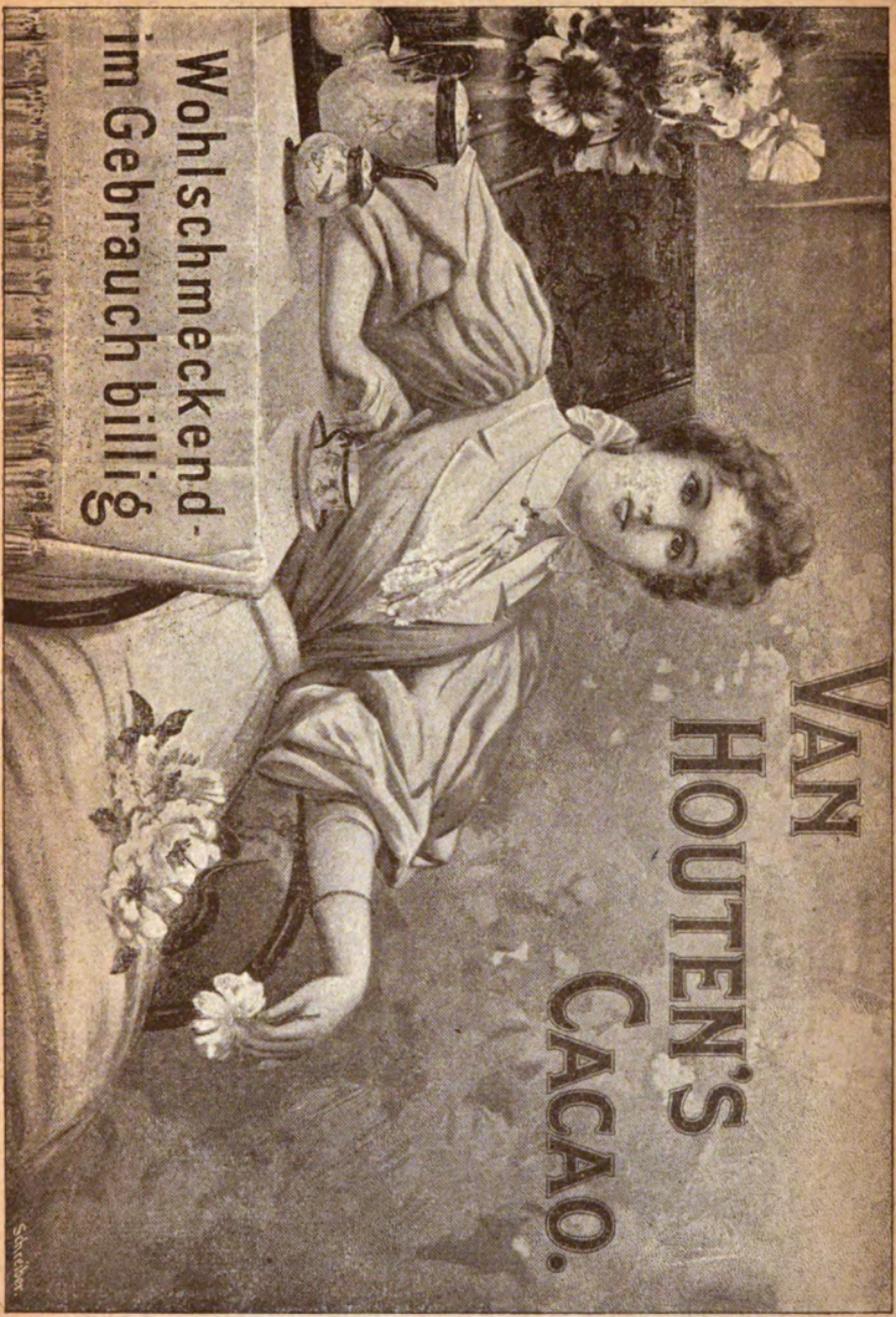
UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Digitized by Google

VAN HOUTTEN'S CACAO.

Wohlschmeckend.
im Gebrauch billig.



Schöberl

An unsere Leser!

Um unseren geehrten Abonnenten bei Beginn des neuen Jahrgangs eine besondere Freude zu bereiten, haben wir ein **prachtvolles Oelfarbdruckbild**:

„**Blumen des Südens**“ nach dem Gemälde von **E. Eisman-Semenowsky**

Bildgrösse: 36 cm breit, 57 $\frac{1}{2}$ cm hoch; Papiergrösse: 46 cm breit, 67 $\frac{1}{2}$ cm hoch
herstellen lassen und liefern dasselbe allen Kunstfreunden zum Subskriptionspreise von nur

~~~~~ 1 Mark pro Exemplar. ~~~~~



Dieses mit 18 Farbplatten gedruckte Kunstblatt, von welchem die vorstehende, bedeutend verkleinerte Nachbildung nur eine schwache Vorstellung geben kann, würde im Kunsthandel sonst 20 Mark kosten.



3 9015 01908 1333

# Gasmotoren-Fabrik Deutz

\* Köln-Deutz. \*

## Original Otto-Motoren

für alle Gasarten, Benzin und Petroleum,  
in Grössen von  $\frac{1}{2}$ —1000 Pferdekräften.

**Benzin- und Petrol-Lokomobilen.**

**Benzin-Lokomotiven für Gruben- und Feld-Bahnen.**

**Komplette Pumpwerke. \* Motorboote.**

## Amerik. Schreibtische

Marke „Fred Macey“  
in allen Formen und Preislagen.

**Blickensderfer Schreibmaschine.** Weitaus bestes System. Sichtbare Schrift; kein Farbband, direkte Färbung; auswechselbares Typenrad in diversen Schriften u. Sprachen; einfachste u. dauerhafteste Konstruktion. Ueberall Referenzen: 44 000 Blickensderfer befinden sich b. vielen höchsten Behörden u. ersten Firmen aller Branchen in Verwendung! Die Bl. wird u. a. auch mit der von S. M. dem Kaiser genehmigten Kursivschrift geliefert.

Mk. 160.— u. Mk. 225.—

**„Wesley“ Chek-Perforator.** Sicherster Schutz gegen Fälschungen. Gleichzeitiges Perforieren und Färben der Zahlen, automatische Papierführung.

Mk. 25.—

**„Dart“ Signir-Schreibmaschine** zum Zeichnen v. Plakaten, Preisschildern etc.

Mk. 45.—

**„Century“ Heftmaschine.** Nach Einwurf einer Stecknadel vollzieht e. einziger Druck die Heftung.

Mk. 12.—

**„Mercantile“ Goldfüllfeder** mit 16 kar. Goldfeder.

Mk. 8.—

Prospekte frei.

**Groyen & Richtmann, Köln.**

Filiale: BERLIN, Mohrenstrasse 21.

